Wickede

<36637800320018

Memoiren

eines

Legitimisten.

Erster Band.

Memoiren

eines

Legitimisten

von

1770 — 1830.

Nach handschriftlichen Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen aus dem Nachlasse des Marquis Henri Gaston de B.........

herausgegeben

von

Julius von Wickede.

Motto: A Dieu mon âme,
Mon épée au roi,
Mon coeur aux dames,
L'honneur pour moi!

Erster Band.

Potsdam, 1858.

Verlag von August Stein (Riegel'sche Buchhandlung).

Vorwort.

Das Bild eines echten Ritters ohne Furcht und Tadel, der mit unerschütterlicher Pflichttreue stets die schwersten Prüfungen des Lebens zu bestehen wußte und den weder die drohendsten Gefahren, noch die verlockendsten Versuchungen auch nur einen einzigen Augenblick den einmal für recht erkannten Grundsätzen abtrünnig machen konnten, spiegelt sich in diesen Memoiren in zwar einfacher, aber dafür desto getreuerer Färbung ab. Ein fast ununterbrochener blutiger Kampf für die bis zum gänzlichen Untergange bedrohten und gefährdeten Rechte der legitimen Herrschaft in Frankreich, war von 1789 — 1815 das Leben dieses Mannes. Fort und fort stritt er in beinahe allen bedeutenden Kriegen dieser so großartigen Zeit, verspritzte bereitwillig sein Blut aus mehr denn einem Dutzend zum Theil schwerer Wunden, trug die einfache Wollenjacke des gleich einem Räuber gehetzten Häuptlings der Chouans in der Vendée und Bretagne mit gleichem Stolze, wie die glänzende Uniform des Garde du Corps und des Österreichischen, Russischen und zuletzt Spanischen Generalstabs-Officiers, dabei nur von dem alleinigen Gedanken getragen, seine ganze Lebenskraft der Errettung und Erhaltung des legitimen Königthums in Frankreich zu weihen. Und als er endlich im Jahre 1815 die weiße Fahne der Bourbons wieder auf dem hohen Königspalaste der Tuilerien wehen

sah, da hielt er den Hauptzweck seines Daseins erfüllt. Stolz verschmähte er es, sich unter die zahlreiche Schaar der ehrsüchtigen und selbst habgierigen Höflinge und Stellenjäger zu mischen, welche dem Könige Ludwig **XVIII.** so vielfache Verlegenheiten bereiteten; zurück zog er sich in die Einsamkeit eines Bergschlosses in den Pyrenäen. Selbstsüchtige Zwecke waren ihm ja stets fremd gewesen, und so glaubte er sich endlich die wohlverdiente Ruhe gestatten zu dürfen, um seinen von den Wunden arg verstümmelten Körper zu pflegen und zu kräftigen. Der Pariser Juli-Aufstand von **1830** fand den nun schon sechszigjährigen Veteranen abermals in den vordersten Reihen der Kämpfer für das legitime Herrscherhaus. Als seine geheiligten Rechte auf's Neue unterliegen mußten, da verbannte er sich freiwillig für immer von dem Boden Frankreichs mit dem festen Entschluß, niemals dessen Grenzen wieder zu betreten. Ein reizendes Thal in den großartigen Alpen des äußersten Südens von Deutschland war dem Verbannten von nun an eine neue freundlichere Heimathsstätte, die er sich durch den Ankauf eines eigenen, mitten unter Blumen und Fruchtbäumen gelegenen hübschen Hauses noch trauter zu machen suchte. Hier schloß ein sanfter Tod im Frühling **1848** ihm die müden Augen. Ein Jahr vor seinem Scheiden hatte ich zufällig Gelegenheit, den nun schon siebenundsiebzigjährigen, aber trotzdem geistig noch sehr lebendigen Greis näher kennen zu lernen. Manche Stunde hatte ich mich seiner ebenso anregenden, wie belehrenden Unterhaltung zu erfreuen und die Erzählungen der vielen bedeutungsvollen Kriegsereignisse, an denen er persönlichen Antheil genommen, fesselten mich in so hohem Grade, daß ich ihn wiederholt um die Aufzeichnung seiner Erlebnisse ersuchte. Hin und wieder hatte er früher schon ein ziemlich ausführliches

Tagebuch geführt, was aber theilweise wieder verloren gegangen war. Ein reiches Material an Abschriften von Briefen, kurzen Aufzeichnungen, militairischen Plänen und Rapporten war außerdem noch in seinen Händen. Eine ausdrückliche Testamentsverfügung setzte mich in den Besitz aller dieser Papiere und gestattete mir ihre freie Benutzung für die Öffentlichkeit, unter der Bedingung, sowohl den Namen des Verstorbenen streng zu verschweigen, wie auch hinsichtlich aller übrigen darin erwähnten Persönlichkeiten die möglichste Discretion zu beobachten. Mehrfache große militairische Reisen und andere Umstände verhinderten mich längere Zeit, an die ziemlich mühsame und zeitraubende Arbeit der Übersetzung, Sichtung und Zusammenfügung dieses Französisch geschriebenen biographischen Nachlasses zu einem geordneten und zusammenhängenden Ganzen zu gehen. Die einfache Sprache und ernste Haltung des Tagebuches habe ich mich bemüht, möglichst getreu wiederzugeben. Hinzugefügt habe ich dabei nur Weniges, um der Geschichtserzählung die nothwendige Abrundung zu geben, fortgelassen aber Vieles, was mehr dem Privatleben angehörte. So namentlich auch die Geschichte einer ebenso romantischen wie ritterlichen Liebe zu einer jungen Dame, die sich gleich einer rosigen Blumenkette längere Jahre mitten durch alle die blutigen und kriegerischen Ereignisse hindurchzieht. Dergleichen zarte Geheimnisse des Herzens gehören meiner Ansicht nach nicht auf den weiten Markt der Öffentlichkeit. Zur Beurtheilung des in der Liebe, wie in seiner politischen Ansicht gleich treuen Charakters des edlen Verstorbenen mag aber u. A. der Zug dienen, daß er später die stumm geborene Tochter der einst so heiß Geliebten aus ihrer Ehe mit einem K. K. Österreichischen Officier, bis an das Ende seines Lebens bei sich aufnahm, und so

diesem armen verwaisten Mädchen ein freundliches Asyl bereitete.

Wenn ich nun bei der möglichst kurz zusammengefaßten Bearbeitung dieser mir übergebenen Papiere auch vorzugsweise das Kriegerische ihres Inhalts habe hervortreten lassen, so sind doch auch sonst manche scharfe Streiflichter auf mehrere bedeutende Persönlichkeiten unseres Jahrhunderts darin enthalten. So hoffe ich denn, daß diese Memoiren sich in den militairischen, wie auch weiteren conservativen Kreisen nicht allein zahlreiche Leser, sondern auch wahre Freunde erwerben dürften.

Dresden, Anfang September 1858.

v. Wickede,
Officier a. D., Ritter rc. rc

Inhalt des ersten Bandes.

Seite.

Erstes Capitel.

Knabenzeit auf dem väterlichen Stammschlosse. Meine Eltern und Geschwister. Einfaches Leben. Bestimmung für den Dienst auf der Königlichen Flotte. Unglückliche Fahrt auf dem Meere und in Folge dessen Wahl des Landdienstes.

Ich, Henri Gaston Marquis de B..., bin am 17. Juni des Jahres 1770 auf dem alten Stammschlosse unserer Familie, B... in der Nieder-Bretagne, geboren. Von den drei Söhnen meines Vaters war ich der jüngste und hatte daher bei meiner Geburt geringe Aussicht, jemals in den Besitz unserer ausgedehnten Besitzungen zu gelangen. Ein Jahr nach mir wurden meine Eltern wieder durch ein kleines Töchterchen erfreut, die bald der allgemeine Liebling nicht allein unserer ganzen Familie, sondern auch unserer zahlreichen Hausleute, ja selbst der Bewohner unserer Dorfschaften und Meierhöfe ward. Ein lieb-

licheres, anmuthigeres Kind, wie diese Gabriele, habe ich aber auch nie in meinem Leben wieder gesehen, und als sie später in der Gräuelzeit der Revolution ihr reines, schuldloses Leben unter dem Fallbeil der Guillotine aushauchte, war sie das schönste Bild einer holden Jungfrau, wie man es sich nur denken konnte. Noch jetzt kann ich mir ihr Andenken kaum recht lebhaft zurückrufen, ohne daß nicht eine Thräne wehmüthiger Rührung in meinen alten, lebensmüden Augen zittert.

Mein Vater war ein rechter und echter Landedelmann der alten Zeit, wie deren unser schönes Frankreich jetzt leider nur sehr wenige noch aufzuweisen hat. Seit der Zeit der Kreuzzüge hatte noch keine Generation unserer Familie gelebt, in der nicht mindestens ein Glied derselben die Waffen für Frankreich und dessen König getragen, und so war diese Ehrenpflicht denn auch von meinem Vater nicht versäumt worden. Er war bei seiner Geburt der zweite Sohn des Hauses gewesen, und da ihm somit damals keine Aussicht bevorstand, in den Besitz der Majoratsherrschaft zu kommen, so hatte er schon im funfzehnten Lebensjahre Dienste auf der Königlichen Kriegsflotte genommen. Der Marinedienst war damals unter dem Bretagnischen Adel sehr beliebt, und schon wieder-

holt hatten Angehörige unserer Familie sich demselben gewidmet und der vaterländischen Flagge Ruhm und Macht, sich selbst aber große Kriegsehre erkämpft. So soll denn auch mein Vater, der es bis zum Fregatten-Capitain brachte und zuletzt eine schöne Königliche Kriegs-Fregatte befehligte, ein trefflicher Seemann gewesen sein. Er hatte viele Kämpfe gegen die Engländer, besonders in den ostindischen Meeren, mit durchgefochten und auch längere Zeit unter dem berühmten Admiral Suffren gedient. Einige Jahre war er auch aus der Französischen Marine beurlaubt gewesen und hatte auf den Galeeren des ehrwürdigen Malthefer-Ordens, in dem ein Onkel von mir eine bedeutende Stelle einnahm, gegen die Ungläubigen gekämpft. Als mein Vater das vierzigste Lebensjahr erreicht hatte, starb sein ältester Bruder, der Majoratsbesitzer, ohne Erben zu hinterlassen; die Güter des Hauses gingen auf ihn über und er hatte somit die Pflicht, seinen Abschied zu nehmen, zu heirathen und wo möglich für die Fortpflanzung der Familie zu sorgen. Er heirathete nun aus Neigung ein schönes, aber armes Fräulein aus einer alten Adelsfamilie der Vendée, und lebte mit ihr in äußerst glücklicher Ehe, bis Beide dann zugleich in einer Stunde den Tod durch die Guillotine fanden.

Mit der kräftigen Energie, die er bis zu seinem Tode in allen Vorfällen des Lebens bewährte, führte mein Vater die Bewirthschaftung der Familiengüter. Seiner Neigung nach wäre er vielleicht lieber als kühner Seemann auf allen Meeren des Weltalls umhergekreuzt, statt jetzt still auf der ererbten Scholle seiner Väter zu weilen; doch da das Schicksal ihm jetzt diese Pflicht auferlegt hatte, so vollzog er solche nun auch mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. — Unsere Familiengüter hatten unter meinem Großvater, der lange an dem glanzvollen und verschwenderischen Hofe Ludwig XIV. gelebt, etwas gelitten und dieselben in möglichst guten Zustand wieder zu stellen, war nun das eifrige Bestreben meines Vaters. Dabei war er aber zugleich ein äußerst milder, wahrhaft väterlich gesinnter Herr seiner Gutsunterthanen, der sie gewiß niemals hart bedrückte und stets mit größter Sorge über ihr Wohlergehen wachte. In den Dörfern, die zu unserer Herrschaft gehörten, gab es keine zerfallene Hütte, deren Äußeres schon auf die Dürftigkeit ihrer Bewohner schließen ließ, keine zerlumpten Bettler, und obgleich der Boden im Allgemeinen nur karg und rauh war und nur spärliche Erndten trug, legte gewiß auch der Ärmste sich niemals ungesättigt zur Ruhe. Ebenso wie mein Vater

für die Gesunden und Kräftigen sorgte, daß es ihnen niemals an Arbeit und Verdienst fehlte, so that dies mit gleich unermüdeter Sorgfalt meine Mutter für die Kranken und Schwachen. Gar viele Portionen kräftiger Speise wurden täglich in unserer großen Schloßküche für die Kranken und Wöchnerinnen bereitet, und unsere Haus-Apotheke, deren Leitung der Schloßcaplan ebenso eifrig wie geschickt besorgte, spendete fort und fort ihre Heilmittel mehrere Meilen weit in der Runde an Alle, die solcher bedurften. Aber nicht allein Hülfe zu spenden war das Bestreben meiner edlen Mutter, sondern sie hielt es auch für ihre Pflicht, dieselbe persönlich zu bringen. Ein Körbchen mit Medicamenten oder besonders kräftigen Speisen oder Erquickungen am Arm, ging sie fast täglich in die Hütten der Kranken und Armen, diese zu trösten und zu stärken und ihre möglichst gute Pflege selbst zu überwachen. Weder die Gefahr der Ansteckung bei manchen gefährlichen Krankheiten, noch der Ekel, den sie überwinden mußte, um sich manchem Krankenlager zu nähern, noch gar die Ungunst etwaiger schlechter Witterung, konnte sie von diesem Liebeswerk abhalten. Dabei war ihre Weise, mit den Leuten umzugehen, so freundlich und milde, daß ihre Erscheinung allein schon Freude und Trost an

viele Krankenlager brachte. Sie war eine schöne, schlank gewachsene Frau, mit einem edlen, fein geformten Gesicht, dem ein Paar blaue Augen voller Sanftmuth und dabei doch geistiger Lebendigkeit einen besonderen Reiz verliehen. So durch und durch vornehm ihre ganze Denk- und Handlungsweise auch war, und so sehr aristokratisch sie sich in Haltung und Benehmen zeigte, so verstand meine Mutter doch auf seltene Weise, ganz unbefangen mit den Leuten der unteren Stände zu verkehren, solche vertraut zu machen, sich in ihre Denkweise zu versetzen und so denselben am Besten Trost und Hülfe zu spenden. Sie war wirklich die Vertraute aller Arbeiterfrauen weit und breit in der Gegend, und ich hörte einst, daß ein altes Weib meinte, zu der gnädigen Frau Marquise könne man ebenso vertrauensvoll, wie zum Pfarrer im Beichtstuhl sprechen.

Mein Vater, obgleich wohlwollend und edelgesinnt gegen Jedermann, hatte eine ungleich rauhere Außenseite. Die Gewohnheit, von früher Jugend an auf dem Schiffe zu dienen und zu befehlen, hatte ihm etwas Kurzes, Bestimmtes und Befehlshaberisches in seiner ganzen Handlungs- und Sprachweise verliehen. Wie es bei Seeleuten sehr häufig der Fall sein wird, war mein Vater von großer Schweigsamkeit, sprach

sehr wenig und dann nur kurz und liebte es, wenn man sich in der Unterredung mit ihm ebenfalls möglichst kurzer und bestimmter Ausdrücke bediente. Bei dem weiblichen Geschlecht war er daher nicht sonderlich beliebt, und zu einem Seelsorger für Frauen paßte er nicht im Mindesten. Auch hatte sein von Wind und Wetter und der Sonne aller Zonen stark gebräuntes Gesicht einen sehr ernsten, ja selbst finsteren Ausdruck, obgleich er sonst nicht verdrossen war, ja es selbst liebte, wenn seine Umgebung sich auf erlaubte Weise möglichst ihres Lebens zu erfreuen suchte. Die Veranstaltung ländlicher Feste oder Tanzvergnügungen bei unseren Gutsunterthanen erlaubte er stets, nur mußten die Leute nicht verlangen, daß er daran persönlich Theil nehmen sollte. An solchen Tagen oder überhaupt, wenn irgendwie viele Menschen nach dem Schlosse kamen, fuhr der Vater dann gewöhnlich in seinem kleinen Boote auf dem Meere umher und kreuzte so lange, bis er hoffen konnte, daß der größte Zudrang sich wieder mehr verlaufen haben würde. Die Sorge, bei dieser Gelegenheit die Gutsherrschaft würdig zu vertreten, überließ er wo möglich dann allein der Mutter, da er sicher sein konnte, daß diese alle ihre derartigen Pflichten auf das Vortrefflichste erfüllte.

Unser Leben auf dem Schlosse war im Allgemeinen sehr einförmig und von den vielen Zerstreuungen, die leider ein so großer Theil unserer jetzigen vornehmen Welt für nothwendig hält, kannten wir nur sehr wenige. Im Sommer des Morgens um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr, weckte der Vater alle Schloßbewohner und mit Ausnahme der Mutter, des Schloßcaplans und etwaiger Gäste, durfte dann Niemand länger im Bette bleiben. Unser Tagewerk begannen wir Knaben regelmäßig damit, daß wir in Gesellschaft des Vaters ein kaltes Bad oder sonst doch eine kalte Abwaschung nahmen. Wenn die Witterung es nur irgend erlaubte, ward dies Bad in der See, deren Wellen den Fuß des Felsens, auf dem unser Stammschloß lag, umbrandeten, genommen und ich entsinne mich sogar, daß ich mit dem Vater zusammen noch im November, wo der Reif draußen schon die entlaubten Äste der Bäume versilberte, in der freien See badete. Ging dies nicht an, so goß Jean Pierre, ein ehemaliger Bootsmann und jetziger Leibdiener und Vertrauter des Vaters, uns wenigstens einige Eimer mit frisch geschöpftem Seewasser über den nackten Körper und wenn das Wetter auch noch so kalt war, wurde diese Procedur gewiß niemals ausgesetzt. Nach dem Bade ging es sogleich in die

heilige Messe, die unser Schloßcaplan regelmäßig jeden Morgen um 7 Uhr in der alterthümlichen und reich verzierten und vergoldeten Kapelle des Schlosses abhielt.

Diesem Gottesdienst wohnten auch alle unsere Dienstleute mit bei, wie es denn auch der Vater nicht gern sah, daß etwaige Gäste, die wir im Schlosse hatten, sich von demselben ausschlossen. Nach der Messe, die ungefähr eine halbe Stunde dauerte, ward das gemeinschaftliche Frühstück im Saale von allen Familiengliedern eingenommen. Wir Kinder erhielten eine dicke Mehl- oder Milchsuppe, der Vater trank ein kleines Glas Wein und aß etwas geröstetes Brod dazu, die Mutter aber Caffee, der damals zwar noch selten und theuer war, aber allmählich immer mehr und mehr schon Eingang fand. Nach dem Frühstück gingen alle Glieder der Familie an ihre verschiedenen Arbeiten. Der Vater, der in Folge einer, in einem Seegefechte von einem Algierischen Corsaren empfangenen Wunde, am rechten Fuß etwas hinkte, bestieg gewöhnlich ein starkes Bretagnisches Roß und ritt auf die Felder und Meierhöfe, um den Gang der Wirthschaftsgeschäfte zu überwachen, womit er dann den ganzen Vormittag zubrachte. War gerade Jagdzeit, so nahm er wohl ein Gewehr und einen Hund mit

und da er ausgezeichnete Geschicklichkeit im Schießen besaß, es auch an Wild nicht fehlte, so brachte er dann fast immer eine Beute an Rebhühnern, Hasen oder wildem Wassergeflügel mit zurück. Die Mutter hatte am Vormittag mit der Oberaufsicht über die weitläuftigen Wirthschaftsgeschäfte im Schlosse selbst und mit der Sorge für ihre Kranken und Armen so viel zu thun, daß ihr auch keine Minute überflüssige Zeit blieb, und die Anstrengungen fast zu groß für ihre im Ganzen nur schwächliche Gesundheit sich zeigten.

Wir Kinder erhielten während der Vormittagsstunden Unterricht vom Pater Alain, unserem Schloßcaplan. Guter, ehrwürdiger Pater, der du nie ein Kind in deinem Leben gekränkt hast, dessen ganzes Dasein nur Wohlwollen für deine Mitmenschen war, bis der mörderische Stahl der Guillotine auch dein ehrwürdiges Greisenhaupt traf, wie segne ich noch jetzt nach so langen Jahren dein Andenken. — Alle meine geringen Kenntnisse, die ich besitze, verdanke ich ja nur dir allein, und wenn mein Geist einige Ausbildung erhielt, und ich selbst später in all' dem wilden Kriegsgetümmel, das so lange Jahre meines vielbewegten Lebens umgab, Geschmack an dem Lesen guter Bücher bewahrte und mich stets weiter fortzubilden suchte, so ist dies nur dein Werk. Aber

was einen weit höheren Werth, wie alle diese Kenntnisse, die du mir beibrachtest, in sich schließt, das ist der Same der Religiosität, den du in meine Brust einzupflanzen wußtest. Du lehrtest mich, unsere heilige Religion in ihrer vollen Größe erfassen, deine Worte verkündeten mir die unendlichen Schätze, die unser Christenthum Allen, die darnach nur wahrhaft streben, so bereitwillig spendet, und die goldenen Lehren, die du dem Knaben gabst, hat der Jüngling, Mann und Greis niemals wieder ganz vergessen. Und nicht allein deinen Lehren verdanke ich so viel, dein frommes Wesen selbst, das schöne Bild der Bescheidenheit, Selbstaufopferung und wahrer Christlichkeit, schwebten mir stets vor Augen und haben mich vor manchem Bösen, wozu mein rasches Blut mich sonst nur zu oft hingerissen hätte, mit schützen helfen. — Gesegnet sei daher dein Andenken für alle Zeit meines Lebens.

Pater Alain, ein kleines, schwächliches Männchen, mit einem Gesichte, aus dem die Seelengüte in jedem Zuge hervorleuchtete, war in seiner Jugend längere Zeit Missionair unter den wilden Indianern Louisiana's gewesen, bis ihn seine hart mitgenommene Gesundheit zwang, solch gottgefälligen, aber beschwerlichen Posten aufzugeben. Noch trug sein Körper

viele Narben von den Pfeilschüssen, Speerstichen und Streitaxthieben, mit denen die Indianer den an den Marterpfahl Gebundenen hatten zu Tode quälen wollen, bis ihn eine zufällig dazu gekommene Streifpatrouille von Weißen erlöste. In seinem Unterricht mochte er vielleicht nicht vielseitig und geistreich sein und die moderne Art der Aufklärerei ging ihm gänzlich ab; aber was er uns lehrte, war gut und gründlich, haftete fest, machte uns Vergnügen und nicht nur Plage, wie dies sonst bei dem Unterricht vieler Kinder so häufig der Fall ist. Außer dem Unterricht in der heiligen Religion, der natürlich den Hauptplatz einnahm und täglich eine Stunde getrieben wurde, gab uns der Pater noch Lehrstunden in unserer Muttersprache, der Geschichte, Geographie und Mathematik, die eine Lieblingswissenschaft von ihm war, mit der er sich in seiner Mußezeit viel beschäftigte.

Bis 12 Uhr dauerte stets dieser Unterricht, dann läutete die große Tischglocke, worauf wir uns alle in dem weiten Speisesaal versammelten und nach einem kurzen Tischgebet, was der Pater sprach, ein einfaches aber kräftig und gut zubereitetes Mittagsmahl einnahmen. In der Halle nebenan aß die Dienerschaft des Schlosses und die gleichen Hauptgerichte, welche auf unseren Tisch kamen, erhielt auch sie. Von

Luxus war bei unseren Mahlzeiten keine Spur, obgleich täglich auf dem alten Silbergeschirr der Familie gegessen wurde und der Haushofmeister stets in schwarzem Frack, den Degen an der Seite, den Braten zerlegte, auch die aufwartenden Diener immer frisch gepudert erscheinen mußten. Der Nachmittag gehörte bei uns Kindern stets dem Vergnügen, besonders dem Herumtummeln in der freien Natur, und der Vater beschränkte uns darin nicht im Mindesten, sondern sah es sogar gern, wenn wir recht weit umherschweiften und unsere Körper dabei in jeder Hinsicht abhärteten und kräftigten. Besonders bei mir, der ich von früher Jugend auf für den Soldatenstand bestimmt war, wurde stets auf möglichste Abhärtung gesehen. Bei meinem ältesten Bruder, dem zukünftigen Majoratsherrn, war der Vater hierin schon vorsichtiger, wie derselbe denn überhaupt in Allem einen gewissen Vorrang erhielt. Derselbe kam auch mit dem vierzehnten Jahr schon von Hause fort, um seine fernere Erziehung in Paris, wo ihm dabei ein besonderer Hofmeister gehalten wurde, zu empfangen. Es war ein schöner, blühender Jüngling, voller Geist und im Äußeren ganz der Mutter gleich. Hätte ihn nicht ein so früher Tod getroffen, so wäre ihm sicher einst eine bedeutende Zukunft eröffnet worden. Mein

zweiter Bruder, der eine zartere Gesundheit hatte, war von Kindheit auf für den geistlichen Stand bestimmt, für den er auch eine große Neigung hegte. Er blieb nur bis zum dreizehnten Jahre im elterlichen Schloß und erhielt dann seine fernere Ausbildung in einem berühmten Pensionat der Jesuiten, wo er sich für seinen künftigen Lebensberuf vorbereitete. Auch ihn raffte während der Revolutions-Zeit die Guillotine fort. Ich selbst war ein derber, kräftiger Junge, der in Allem eine möglichste Abhärtung erhielt und kaum wußte, was eine Krankheit eigentlich sei. Im Äußeren soll ich stets viel Ähnlichkeit mit meinem Vater gehabt haben, und von der großen Schönheit meiner Mutter, von der alle meine übrigen Geschwister ihr gutes Theil geerbt hatten, war bei mir keine Spur zu finden. Nun dafür hatte ich aber Knochen, die schon einen Puff aushielten und einen festen Körper, dem selbst alle die vielen Strapazen, die ich in den langen und blutigen Feldzügen, an denen ich theilnahm, erdulden mußte, nicht zu viel anhaben konnten. Ich bin jetzt, wo ich dies niederschreibe, 76 Jahre alt und obgleich ich die Narben von 14 Wunden, darunter mehrere sehr bedeutende, auf meinem Leibe trage, entsinne ich mich doch nicht, sonst jemals innerlich krank gewesen zu sein.

So lange meine beiden Brüder sich auf dem väterlichen Schlosse befanden, spielte ich gewöhnlich mit ihnen, später aber, als diese ihre Erziehung auswärts erhielten, ward Charles, der Sohn des Hauptpächters unserer Meierhöfe, mein beständiger Genosse. Er war ein lebhafter, muthiger Knabe, voller Geist und Talent, dabei aber von einem unangemessenen Ehrgeiz beseelt, der viele seiner sonst trefflichen Eigenschaften wieder verdunkelte. Ich bin im Laufe meines späteren, vielbewegten Lebens, noch wiederholt mit diesem meinem ehemaligen Jugendgespielen zusammengetroffen, wobei wir uns dann mehrfach mit dem Säbel in der Hand als erbitterte Feinde gegenüberstanden. Unsere Grundsätze und Ansichten gingen gar bald sehr weit auseinander. Obgleich mein Vater ein stolzer Edelmann war, der sorgsam auf alle Rechte des Adels hielt, so durfte ich mich bei diesen Spielen doch niemals über Charles oder andere Söhne unserer Pächter und Dienstleute, die mitunter an denselben theilnahmen, überheben. Wir spielten häufig Soldat miteinander, theilten uns dann in zwei verschiedene Schaaren, wobei Charles die eine und ich die andere Hälfte gewöhnlich befehligten und hieben dann mit dünnen Weidengerten, die unsere Schwerter vorstellten, tüchtig auf einander ein. Wehrte

ich mich dabei nicht gehörig, so erhielt ich ebenso stark meine Hiebe, als alle Übrigen und kam oft ganz mit braunen und blauen Striemen bedeckt nach Hause. Der Vater verhöhnte mich dann wohl noch über meine Ungeschicklichkeit und meinte, ich solle es nur lernen, mich meiner Haut gut zu wehren, denn jeder Mann müsse dies thun und gar vor Allem ein Edelmann, der Soldat werden wolle. So lernte ich denn allmählich mich immer besser vertheidigen und bezwang selbst häufig den Charles, obgleich dieser fast zwei Jahre älter, als ich war und einen sehr gewandten Körper hatte. Hätte ich übrigens hochmüthig gegen die Bauerknaben sein wollen, so wäre ich beim Vater übel angekommen und ich entsinne mich noch, daß ich einst sehr heftige Vorwürfe von ihm erhielt, da ich einen zerlumpten Bettlerbuben, der demüthig die Kappe vor mir abgezogen, nicht wieder gegrüßt hatte.

Spielte ich übrigens nicht mit meinen übrigen Spielkammeraden in Feld, Wald und Garten, so ritt ich oft allein auf einem kleinen, halbwilden Pferde, wie wir deren mehrere im Schlosse hatten, weit in der Gegend umher. Jean Pierre, der ehemalige Hochbootsmann, gab mir auch Fechtunterricht, lehrte mich mit der Pistole schießen, oder im Boote fahren und Segel und Ruder auf geschickte Weise handhaben.

Häufig ging ich auch mit dem Pater Alain, der ein großer Naturfreund war, spazieren und der lehrte mich die verschiedenen Pflanzen und Steine der Umgegend kennen, oder sammelte mit mir Muscheln und andere Seethiere am Strande und zeigte mir dabei, wie in Allem und Jedem in der Natur vom größten bis zum kleinsten Wesen der ganzen Schöpfung sich die Güte, Weisheit und Allmacht Gottes des Herrn so recht offenbare. Manche Lehren der heiligen Religion habe ich bei diesen einsamen Spaziergängen von dem frommen Pater empfangen und die schöne Gewohnheit, bei allen ernsten Eindrücken, bei allem Kummer, aller Täuschung, die das Geschick über mich so häufig verhängte, mich wo möglich auf einem einsamen Spaziergang in der Natur wieder zu sammeln und zu kräftigen, ist mir von daher stets geblieben.

Die Lage unseres alten Stammschlosses hatte etwas großartiges und war wohl dazu geeignet, den Sinn für Natureindrücke in der leicht empfänglichen Seele des Knaben zu erwecken. Über 50 Jahre sind nun bereits vergangen, seit mein Fuß zuletzt aus diesem vielhundertjährigen Sitz meiner Familie schritt; und doch steht dasselbe mir noch so lebhaft vor Augen, daß ich es bis auf die kleinste Linie genau zu zeichnen vermöchte. Es lag auf einem Felsen, der

auf der einen Seite jäh in das Meer hinabfiel, und eben so grau und düster, wie das Gestein, auf dem es ruhte, zeigten sich die mächtigen Quadern, aus denen die Mauern des Schlosses zusammengefügt waren. Zwei lange, zwei Stock hohe Flügel, mit vielen kleinen Erkern und Thürmchen auf dem mit schwarzem Schiefer gedeckten Dache, stießen in der Mitte in einem Halbbogen gegen den Hauptthurm des Schlosses, der sie hoch überragte. Dieser Thurm war auf den äußersten Rand des Felsens gebaut und aus seinen Fenstern konnte man unmittelbar auf das Meer schauen, was mehrere hundert Fuß tiefer unten am Fuß der Klippen seine schäumenden Wogen mit weißem Gischt weit in die Höhe spritzte. Als ein Wahrzeichen für Seefahrer, welches mehrere Meilen weit auf dem Meere gesehen werden konnte, galt dieser Schloßthurm und es brannte deshalb auch während der Nachtzeit ein Kienholzfeuer, was mein Vater durch Lampen mit Spiegelscheiben in dem höchsten Erkerzimmer desselben ersetzen ließ. So bildete dieser Schloßthurm zugleich einen Leuchtthurm und leistete den vorbeisegelnden Schiffen große Dienste. Bei Tage wehte unsere mächtige Wappenfahne mit ihren gelb und violetten Farben auf der äußersten Zinne dieses Thurmes, ward aber sogleich eingezogen und durch ein ein-

faches Wimpel ersetzt, sobald mein Vater — was übrigens nur sehr selten geschah, aus dem Schlosse verreiste. Zur Besorgung dieser Geschäfte hauste in dem sonst unbewohnten Thurme, in dessen unterem Geschoß sich auch die Schloßcapelle befand, ein alter Thurmwart, der ebenfalls früher Seemann gewesen war. Ich erfreute mich der besonderen Gunst des sonst sehr mürrischen und menschenscheuen Alten und da er seinen Thurm oft in Wochen nicht verließ, so brachte ich manche Stunde bei ihm in seinem kleinen Gemach, aus dessen Fenstern man eine unbegrenzte Aussicht auf das weite Meer genoß, zu. Der Alte erzählte mir dann, wenn er besonders guter Laune war, Manches aus seinem früheren, wildbewegten Leben auf einem Kaperschiffe, flößte mir dabei aber auch einen Hang zum Aberglauben ein, von dem ich mich nie wieder habe frei machen können. In den Augen der umwohnenden Landleute galt der alte Thurmwart übrigens für einen ausgemachten Hexenmeister und Zauberer, der viele übernatürliche Kräfte besitze. Derselbe kannte übrigens mehrere sympathetische Mittel, die ich mir nie habe erklären können, und vermochte z. B. die heftigsten Verblutungen auf der Stelle durch bloßes Streichen mit den Händen zu stillen. Schaurig war es, wenn ich bei heftigen

Sturmabenden, wo die Brandung am Fuße der Klippen furchtbar tobte, der Wind den hochliegenden Thurm umsauste, als wolle er ihn mit aller Gewalt aus den Fugen reißen, und die Möven und andere Seevögel mit ängstlichem Gekreisch an die Fenster, deren Lichtschein sie anlockte, schlugen, bei dem Alten in dem Leuchtzimmer saß und er mir dann die gespenstigen Sagen vom fliegenden Holländer und dem blutenden Corsaren und ähnliche wilde Sachen erzählte. Nun, ich habe von Natur stets gute Nerven gehabt und fürchtete mich auch schon damals nicht, obgleich diese Abende doch einen unvertilgbaren Eindruck in mir zurückließen.

Die Hauptgebäude unseres Schlosses waren zwar geräumig und mit gediegener Pracht eingerichtet, sonst aber, wenigstens nach dem jetzigen verwöhnten Geschmack, nichts weniger als elegant oder bequem. — Fenstervorhänge gab es in keinem einzigen Zimmer und außer in der Mutter Stube, wäre im ganzen Schlosse kein Sopha oder gar ein Teppich zu finden gewesen. Unser gewöhnlicher Aufenthaltsort, welcher fast allen Mitgliedern der Familie, wenn sie nicht besondere Geschäfte hatten, zum Verweilen diente, war ein großer Saal, dessen Fenster auf der einen Seite auf das Meer, auf der anderen aber auf die großen

Waldungen, welche landwärts das Schloß von zwei Seiten umgaben, sich öffneten.

Breite Castanien-Alleen liefen in geraden Linien durch diese Waldungen und gewährten so eine weite Fernsicht auf das Land. Als hauptsächlichste Zierde dieses großen Wohnsaales dienten Waffen, Jagdgeräthe, ausgestopfte Thiere und mächtige Hirschgeweihe, die an den mit braunem Eichenholz getäfelten Wänden überall befestigt waren. Sonst bestand das ganze Mobiliar nur aus Bänken und Lehnstühlen, mit braunem Leder überzogen, schweren Tischen von massivem polirtem Eichenholz und einem mächtigen Kamin, in dem während des Winters oft das Feuer ganzer Fichtenstämme prasselte. Außer diesem Wohnsaal war übrigens noch ein großer, prächtiger Ahnensaal, dessen Fußboden Marmorplatten und dessen Fensterscheiben Glasmalerei zierten, im Schlosse. Die Bilder einer langen Reihe meiner Ahnen, in dick vergoldeten Rahmen, dann Ritterrüstungen, seltene Waffen, kostbare Trophäen, die im Kriege erbeutet waren, darunter auch mehrere Türkische Fahnen mit dem Halbmonde und ähnliche Sachen, hingen in diesem Saale. Mein Vater besaß selbst den Schlüssel zu demselben, öffnete ihn nur bei besonders festlichen Gelegenheiten und es galt bei uns Knaben stets für die größte Freude,

wenn wir in diesem Ahnensaale, der so viele ruhmreiche Reliquien unserer Familie in sich schloß, einige Stunden verweilen durften. Selbst der sonst fast immer so schweigsame Vater ward dann gewöhnlich gesprächig und wußte uns mit stark betonter Stimme die glorreichen Thaten unserer Ahnen und die Geschichte der aufbewahrten Trophäen zu erzählen. Einen gründlicheren, mehr zusammenhängenden Geschichtsunterricht gab uns übrigens der Pater Alain.

So einfach wir im Allgemeinen auch lebten und so geringe Bedürfnisse meine Eltern für ihre eigene Person hatten, so hielt mein Vater doch streng auf einen standesgemäßen Aufwand, wie solcher unserer alten und vornehmen Familie zukam. Wenn wir, wie es stets regelmäßig geschah, mochte das Wetter auch noch so schlecht sein, des Sonntags nach einer zwei Meilen weit entfernten Kirche fuhren, dort dem Gottesdienste beizuwohnen, was von mehreren benachbarten Familien des Landadels geschah, mußte die alterthümliche Familienkutsche, die in Riemen hing, stets von vier schwarzen Normännischen Hengsten gezogen und von zwei Vorreitern in großer Livrée begleitet werden. Auch das Geschirr der Rosse war reich verziert und dicke Quaste in den Wappenfarben hingen von ihren Zäumen herab. Ebenso war mein

Vater ungemein gastfrei und hielt es für eine Ehrenpflicht des Chefs einer Familie, sein Schloß stets zur Aufnahme aller, auch noch so entferntere Angehörigen derselben, bereit zu halten. Einige alte Vettern, gewöhnlich ehemalige, invalid gewordene Officiere, die anders sich nicht zu placiren wußten, oder sitzengebliebene alte Basen und Cousinen, von oft wirklich ungemein weitläuftiger Verwandtschaft, weilten daher fast immer Wochen, Monate, ja selbst Jahre lang bei uns, und mindestens ein halbes Dutzend solcher Pensionäre zählte unser Schloß beinahe beständig. Es wurden übrigens mit diesen Gästen weiter keine Umstände gemacht, und sie mußten sich ganz der einfachen Lebensweise, die bei uns herrschte, fügen. Im Herbst, zur fröhlichen Jagdzeit, war übrigens oft eine große Gesellschaft der Landedelleute aus der ganzen Provinz bei uns versammelt, und die Tafel zählte dann mitunter 30 bis 40 Gäste. Auch dann war die Bewirthung zwar reichlich, aber sonst nur einfach, und außer daß die gesammte Dienerschaft in großer Livrée, violett mit gelb, aufwartete und viel kostbares altes Silbergeschirr auf die Tische kam, wurden weiter keine Umstände gemacht. Mehr wie drei Gerichte kamen nur in seltenen Ausnahmefällen und bei hohen Festtagen auf die Mittagstafel, und als Ge-

tränk wurde stets nur einfacher, aber guter Burgunder gereicht. Mein Vater war der richtigen Ansicht, daß üppige Schwelgerei sich nicht für die Familien des Landadels passe und nur zu ihrer Zerrüttung in physischer und moralischer Hinsicht führen könne.

In dieser Umgebung verlebte ich nun meine Knaben- und ersten Jünglingsjahre, und dieselben waren so glücklich, wie sie irgendwo nur sein konnten.

Es war meines Vaters Wunsch, daß ich ebenfalls Dienste auf der Königlichen Flotte nehmen solle, und da ich ja von Kindheit an viel auf dem Meere umhergefahren war, und große Vorliebe für Alles, was auf das Seewesen Bezug hatte, hegte, so fügte ich mich demselben gern. Ein unglückliches Ereigniß, was in meinem fünfzehnten Lebensjahre sich zutrug, gab aber diesem Lebensplan eine Änderung. Ich war nämlich mit Charles in dem kleinen Segelboot, dessen wir uns gewöhnlich bedienten, auf das Meer gefahren und da das Wetter anfänglich sehr günstig sich zeigte, so hatte ich meine vierzehnjährige Schwester und eine Cousine, die in gleichem Alter stand, mit in das Fahrzeug genommen. Da wir beiden Knaben sehr geschickt in Behandlung der Segel und des Steuerruders waren, so hatte diese Fahrt weiter keine Bedenklichkeit und die zwei jungen Mädchen zeigten sich

bei derselben ungemein lustig und klaschten laut vor Freude in die Hände, wenn wir vor der günstigen Brise, welche unsere Segel anschwellte, pfeilschnell dahinflogen, und mit dem scharfen Kiel so recht die Wellen durchschnitten. Dabei sangen sie mit ihren silberhellen Stimmen fröhliche Lieder, in die wir dann mit einstimmten, und so vergingen uns die Stunden gar angenehm. In unserem fröhlichen Übermuth waren wir ziemlich weit auf das Meer hinausgesegelt und hatten dabei gar nicht darauf geachtet, daß allmählich sich schwere, schwarze Wolken am unteren Rande des Horizonts zeigten und ein Gewitter im Anzuge war. Zwar hatten uns einige heimkehrende Fischerkähne schon gewarnt und zur Umkehr gerathen, wir aber in unserm Jugendübermuthe diese Warnung verlacht und gemeint, daß wir mit unserem trefflichen und schnellsegelnden Boote noch immer zeitig genug umkehren könnten. Gott strafte uns bald nur zu hart für diesen Leichtsinn. Als das Gewitter, welches mit großer Schnelligkeit heraufzog, immer näher und näher kam, wollten wir endlich umkehren, aber nun war es zu spät. Der Wind hatte sich plötzlich gedreht und obschon wir versuchten, durch Kreuzen die Küste wieder zu gewinnen, wollte dies uns doch nicht gelingen. Immer heftiger fing der Wind an zu

toben, immer schwärzer ward der Himmel und immer schäumender und schäumender das wild aufgeregte Meer. Jetzt wurden auch die beiden jungen Mädchen in unserem Fahrzeuge, die bis dahin ihre Ruhe bewahrt hatten, ängstlich und ihr Weinen und Klagen schnitt mir tief durch das Herz, da ich mir leider selbst sagen mußte, daß zum Theil meine eigene Unbesonnenheit uns in diese gefährliche Lage gebracht hatte. Mehrere Stunden trieben wir nun so auf dem wildbewegten Meere umher, da faßte ein ungemein heftiger Windstoß plötzlich unser Boot und warf dasselbe auf die Seite, so daß wir herausgeschleudert wurden. Im Sinken ergriff ich meine Cousine Cäcilie, die mir am nächsten saß, während Charles meine Schwester erfaßte. Wir beiden Knaben waren sehr geübte Schwimmer und so gelang es uns trotz der Mädchen, die wir halten mußten, auf der Oberfläche des Wassers zu bleiben und einer Klippe, die nicht weit entfernt von uns lag, zuzuschwimmen. Leider blieb meine arme Cousine nur nicht ruhig und gefaßt, wie dies bei meiner Schwester der Fall war, sondern arbeitete verzweiflungsvoll im Wasser umher und klammerte sich stets in ihrer Todesangst an meine Arme oder um den Hals. Vergebens rief ich ihr zu, ruhig zu bleiben, da sie mich sonst am Schwimmen verhin-

dere; es half nichts, und so riß sie mich denn endlich mit in die Tiefe des Meeres. Mit einer Kraft, als sollten mir alle Sehnen und Muskeln des ganzen Körpers zerspringen, arbeitete ich mich mit meiner theueren Bürde noch einmal empor, ward aber bald zum zweiten Male wieder mit in die Tiefe hinunter gerissen. Schon schwand mir fast die Besinnung, ich verlor den Athem und umklammerte nur noch krampfhaft meine Cousine, als mich Fidèle, der große, starke Neufundländer Hund, den wir mit uns im Boote gehabt hatten, mit seiner Schnauze packte. Mit Hülfe dieses treuen Thieres arbeitete ich mich wieder an die Oberfläche, und von ihm unterstützt gelang es mir endlich, mit furchtbarer Anstrengung den Rand der Klippe, wo Charles mit meiner Schwester bereits weilte, zu erreichen. Meine Cousine hinderte mich jetzt nicht mehr, denn sie lag starr und ruhig in meinem linken Arm. Das Leben war ihrem zarten Körper entflohen, und so sehr wir uns auch auf der Klippe bemühten, durch Reiben und alle andern Wiederbelebungsversuche sie wieder zu erwecken, so wollte uns dies doch nicht gelingen. Das waren entsetzliche Augenblicke für uns und besonders für mich, und so harte Prüfungen Gott in seiner Allweisheit auch über mich während meines langen, vielbewegten Lebens

später noch verhängte, so habe ich doch niemals einen tieferen Schmerz empfunden, als damals. Eine lange, lange Nacht, die gar kein Ende zu nehmen schien und deren Erinnerung mir noch jetzt, nach so vielen Jahren, unvergänglich bleibt, verlebten wir drei Geretteten jetzt auf dieser öden Klippe. In unsere Mitte nahmen wir die Leiche der Verunglückten, deren Engelsantlitz, wenn wir dasselbe beim Schein der zuckenden Blitze erkennen konnten, auch jetzt noch so hold und friedlich, wie es stets während ihres Lebens gewesen war, uns anlächelte, und rieben und rieben an derselben fort und fort, obgleich wir eigentlich selbst alle Hoffnung des Erfolges schon längst aufgegeben hatten. Dabei tobte das Gewitter fast die ganze Nacht über unseren Häuptern und die wildbewegte See schäumte und brandete dicht zu unseren Füßen, als wolle sie uns mit Gewalt von der sicheren Klippe herabreißen. Wir waren gänzlich durchnäßt und der kalte Sturmwind machte uns fast die Glieder erstarren, hatten keine Nahrung und entbehrten sehr des Trinkwassers, da das viele Meerwasser, was wir verschluckt hatten, einen brennenden Durst erzeugte. Wie leicht hätte ich aber alle diese körperlichen Leiden ertragen, wenn mein Gemüth nicht von so großem Schmerz über den Tod meiner Cousine,

den ich zum Theil meiner unbesonnenen Verwegenheit mit zuschrieb, gefoltert worden wäre.

Wie Alles in der Welt, so verging auch endlich die so lange Nacht, und gegen Morgen fing der Sturm an sich mehr zu legen. Im Schlosse war man natürlich über unser Verschwinden im höchsten Grade bestürzt gewesen, und bei grauendem Morgen hatte der Vater alle Fischerböte der ganzen Umgegend aufgeboten, um uns auf dem Meere aufzusuchen. Er selbst befehligte eins dieser Fahrzeuge und der Zufall wollte, daß gerade dies uns auf der Klippe auffand und aus der Gefahr befreite. Die Freude über die Rettung ihrer Kinder mischte sich bei meinen Eltern mit der Trauer über den Tod der Cousine und noch mehrere Monate herrschte deshalb im Schlosse eine sehr trübe Stimmung. Bei mir selber dauerte es noch ungleich länger, bis endlich der Jugendsinn meine düsteren Gedanken gänzlich wieder zerstreuen konnte, und ich mich wie früher allen heiteren Belustigungen, wie solche meinem Alter angemessen waren, mit ungeschwächtem Frohsinn hingab.

Dieser unglückliche Vorfall entschied übrigens mein ganzes Lebensschicksal, und wer weiß, wie ganz anders sich dasselbe sonst gestaltet haben würde, wenn derselbe nicht gewesen wäre. Gegen das Meer, auf

dessen Wellen ich sonst so gern viele Stunden zugebracht hatte, bekam ich von jener Schreckensnacht an einen heftigen inneren Widerwillen, der sich auch jetzt noch nicht verloren hat, und aus freien Stücken oder gar zum Vergnügen habe ich niemals wieder eine Meeresfahrt unternommen. Wenn ich auch später bei dem bewegten Leben, das ich führte, noch wiederholt gezwungen ward, größere und kleinere Seefahrten zu unternehmen, so that ich dies doch stets nur mit vielem Unmuth, fühlte stets ein gewisses Unbehagen, so lange ich auf dem Schiffe sein mußte und war immer herzlich erfreut, sobald ich nur wieder den festen Erdboden unter meinen Füßen fühlte, mochten auch noch so viele andere Gefahren mir dort drohen.

Unter solchen Umständen hatte ich natürlich nicht die mindeste Neigung mehr, Flotten-Officier zu werden, wie ursprünglich meine Absicht gewesen war. So sehr es meinen Vater auch schmerzte, daß ich mich nicht mehr dem Marinedienst widmen wollte, so war er doch vernünftig genug, meiner Neigung hierin keinen Zwang anzuthun. Er sah ein, daß man es nie in einem Stande, den man nicht gern ergreift, zu einer gewissen Tüchtigkeit bringen kann, und wollte lieber, daß ich kein See-Officier, als sonst doch nur ein

höchst mittelmäßiger würde. Ich ward daher zum Dienst im Landheere Seiner Majestät des Königs von Frankreich bestimmt, und da ich nur erst in einem reiferen Lebensalter in denselben eintreten sollte, als es bei der Flotte, wo ich schon mit dem sechszehnten Jahre an Bord eines Schiffes gekommen wäre, der Fall gewesen, so blieb ich noch zwei Jahre länger in dem Kreise meiner Familie. Es lebte damals ein weitläuftiger Vetter, ein alter, sehr zerschossener und zerhauener früherer Dragoner-Capitain, dessen spärliche Pension sonst nicht zu seinem standesgemäßen Unterhalt ausreichen wollte, auf unserem Schlosse, und der ward nun in einigen militairischen Gegenständen mein fernerer Lehrer. Was die rein praktischen Seiten seines Berufs anbelangt, so konnte der Capitain dies auch vollkommen, denn er war in den Feldlagern aufgewachsen, hatte sein ganzes Leben sich herumgeschlagen und, obgleich er sonst Alles, was republikanisch war, bitter haßte, zuletzt noch in dem Unabhängigkeitskampf der Amerikaner gegen die Engländer, die er als Erbfeinde Frankreichs betrachtete, mitgefochten. Abgesehen von seinen tüchtigen Erfahrungen als Feldsoldat, besaß der Capitain sonst gerade nicht viele sonderlich gute Eigenschaften, die ihn zum Lehrer eines Jünglings empfehlenswerth machten.

Sein drittes Wort war fast immer ein roher Fluch, und dabei spielte und trank er unbändig, wenn er nur irgendwie Geld oder sonstige Gelegenheit dazu finden konnte, und liebte es, sich in schlüpfrigen Unterhaltungen zu ergehen. Glücklicherweise stand der würdige Pater Alain mir auch jetzt als Lehrer und väterlicher Freund noch immer schützend zur Seite und sein heilsamer Einfluß besiegte leicht den bösen, den der Capitain sonst auf mich, dem das Jugendblut heiß durch die Adern rollte, hätte gewinnen können. Etwas Gutes lehrte mich übrigens der Capitain, nämlich, daß unbedingter Gehorsam gegen die Befehle der Oberen, nächst der Tapferkeit, die wichtigste militairische Tugend sei, die ein Soldat nur besitzen kann; und ferner, daß ein Officier, der in der Ertragung von Strapazen und in jeder körperlichen Abhärtung nicht seinen Soldaten mit dem besten Beispiel vorangehen mag, stets nur einen sehr zweifelhaften Einfluß auf diese haben und daher selbst nur von ungemein geringem Werthe sein wird. Sollten meine Erlebnisse, welche ich jetzt niederschreibe, jemals von jungen Männern, welche sich dem Militairstande widmen wollen, gelesen werden, so mögen sie diese Lehre ja recht beherzigen und nach besten Kräften auch befolgen. Eine lange, vielfache Erfah-

rung hat mich von dem hohen Werthe derselben immer mehr überzeugt; und nun gar jetzt, wo ich mit steigender Betrübniß sehen muß, daß die Jugend unserer höheren Stände und selbst auch unseres Adels, immer mehr in Verweichlichung des Körpers und in Hang zur Üppigkeit und Schwelgerei unterzugehen droht. Auf solche Weise erzieht man keine tüchtigen Officiere, die mit Eifer und Ausdauer für ihren Kriegsherrn kämpfen und die Strapazen beschwerlicher Feldzüge ertragen können; das glaube man mir altem Soldaten.

Zweites Capitel.

Feierlichkeiten bei meiner Abreise aus dem Familienschlosse. Eintritt in die Garde du Corps zu Versailles. Die Königliche Familie daselbst und die demokratische Partei zu Paris. Mordversuche gegen das Leben der Königin. Muthlosigkeit in den höheren Kreisen. Das Regiment Flandern und das Bankett am 1. October 1789.

Bei dieser zwar einfachen, aber gesunden und wirklich nicht freudelosen Lebensweise auf dem väterlichen Stammschlosse, verging meine Jugend und ich erreichte das achtzehnte Jahr. Mein Vater hielt es nun an der Zeit, daß ich in den Waffendienst meines Königs eintreten sollte, und ich selbst hatte diesen Augenblick schon lange mit großer Sehnsucht erwartet. Kräftig und gesund, wie ein junger Eichenstamm in unseren Bretagnischen Wäldern, war ich damals, und körperlich vollkommen befähigt, selbst den schwersten Kriegsdienst zu verrichten. Da ich aus dem schon angeführ-

ten Grunde eine Abneigung hatte, mich dem Seedienste zu widmen, so geschahen von meinem Vater jetzt Schritte, mich in dem Landheere unterzubringen, was ihm bei den vielfachen Familienverbindungen, welche unser altes Geschlecht besaß, nicht sonderliche Schwierigkeiten machte. Frankreich führte zu jener Zeit keinen Krieg, und wenn ich auch gleich gern in ein Feldlager gezogen wäre, so mußte ich mich jetzt begnügen, den Dienst der Waffen zuerst in einer friedlichen Garnison kennen zu lernen. Ein Onkel mütterlicher Seite befehligte damals ein Infanterie-Regiment, welches in Bordeaux in Garnison lag, und es war schon ausgemacht, daß ich zuerst bei demselben als Fähnrich eintreten sollte. Es kam aber anders. Ein intimer Freund meines Vaters, der jetzt einen wichtigen Posten bei Hofe bekleidete, hatte den König gebeten, mir eine Stelle bei der Garde du Corps zu geben und der Monarch in seiner Gnade diese Auszeichnung gewährt. Ohne daß mein Vater und ich etwas davon wußten, kam auf unserem Schlosse die Nachricht an, daß ich unter die Garde du Corps aufgenommen sei und am 1. September 1788 in Versailles eintreffen solle, um dann eine weitere Anweisung zu erhalten. Es war dies zwar eine sehr große Auszeichnung für mich, und ich hatte allen Grund,

dem Könige dafür dankbar zu sein, allein ich selbst wäre doch lieber in ein Feldregiment getreten, und ich glaube auch, daß meinem Vater dies eigentlich angenehmer gewesen wäre. Ausschlagen ließ sich diese Gnade des Königs aber nicht und so wurde denn Alles vorbereitet, daß ich an meinen neuen Bestimmungsort abgehen könne.

Der letzte Abend, den ich auf unserem Schlosse zubrachte, war ein ungemein feierlicher. Alle Glieder der Familie und die benachbarten Edelleute, mehrere Meilen weit in der Runde, hatte der Vater zu dieser Feierlichkeit eingeladen, so daß die weiten Räume des Schlosses sich mit den Gästen füllten. In dem großen Ahnensaal, der zu diesem Zwecke sehr sorgfältig ausgestaubt und mit vielen Wachskerzen erhellt war, ging die Hauptfeierlichkeit vor sich. Alle Gäste nahmen auf Sesseln in demselben Platz, während unsere gesammten Dienstleute und viele Dorfbewohner, alle in festtäglicher Kleidung, Kopf an Kopf den hinteren leeren Raum ausfüllten. Mein Vater in seiner Staatsuniform als Capitain der Königlichen Marine, führte mich nun in den Saal und stellte mich unter eine alte Standarte, die einer meiner Vorfahren in den Kreuzzügen unter dem heiligen Ludwig schon geführt hatte. Eine große Würde strahlte da-

bei aus dem Gesicht meines Vaters und seine Stimme hatte einen so feierlichen Klang, wie ich solchen früher niemals von ihm gehört hatte.

Er führte mich vor die Versammlung und sprach dann mit lauter Stimme: „Vettern, Freunde und Nachbaren, ich habe hiermit die Ehre, ihnen meinen Sohn Henri Gaston vorzustellen, der durch die hohe Gnade Seiner Majestät unseres Königs“, — bei diesem Worte erhoben sich alle Anwesenden einen Augenblick ehrerbietig von ihren Sesseln, — „einen Platz in der Königlichen Garde du Corps erhalten hat.“ Zu mir gewandt sprach er dann: „Du, mein Sohn, kommst von jetzt an aus meiner väterlichen Gewalt heraus und in die Dienste Deines Königs und Herrn, vergiß nie, was Du Dir und der alten unbefleckten Ehre Deines Familiennamens schuldig bist, und ziehe unbedenklich den Tod jeder Schande vor. Wo die Lilienfahne des Königlichen Hauses von Frankreich weht, da muß stets Dein Platz sein und Dein Blut, wie Dein ganzes irdisches Besitzthum freudig für Deinen König zu opfern, darfst Du nie einen Augenblick zaudern. Und so möge denn Gott der Herr Dich in seinen heiligen Schutz nehmen und seinen Segen Deinem Eintritt in den Waffenstand verleihen, mein theurer Sohn.“ Mit diesen Worten, die er mit einer

ihm sonst ungewöhnlichen Rührung sprach, schloß mein Vater mich in seine Arme. Vergessen habe ich diese Rede niemals und bis in mein hohes Greisenalter ist mir jedes Wort derselben stets erinnerlich geblieben. So viel ich vermochte, habe ich auch immer diese Ermahnungen zu beherzigen gesucht. Alle Anwesenden schüttelten mir nun recht herzlich die Rechte und ich ging dann auch zu unseren Dienstleuten und Dorfbewohnern, um ihnen ebenfalls die Hand zum Abschied zu reichen.

Aus dem Ahnensaal gingen wir alle nun in die Schloßcapelle und hier las unser ehrwürdiger Pater Alain noch die heilige Messe und flehte den Segen des Höchsten auf mein Haupt herab. Ich kniete dabei auf der Stufe des Altars nieder und der greise Priester legte segnend die Hand auf mein Haupt.

Der spätere Theil des Abends gehörte der Fröhlichkeit und ein glänzendes Bankett, bei dem mein Vater allen Reichthum unseres alten Hauses an Tafelgeschirr und edlen Weinen, die schon lange Jahre in den Schloßkellern lagen, entfaltete, vereinigte die Gäste in dem Ahnensaal. Für die Hausdiener waren in dem von ihnen bewohnten Raume ebenfalls große Tische gedeckt, auf denen es an Wein, Braten und Kuchen nicht fehlte. Auch die sämmtlichen Dorfbewohner der

Umgegend und alle Armen durften an diesem Festtage nicht leer ausgehen. Der Schloßhof war mit Pechfackeln hell erleuchtet und ganze Fässer mit leichtem Landwein oder Cider lagen daselbst für die Durstigen, gebratene Hammel und Kälber und hohe Körbe voll Rosinenkuchen für die Hungrigen bereit. Jeder durfte genießen, so viel wie er nur wollte, und da auch ein Musikchor aufgestellt war, so tanzten und sprangen die Leute bis in die halbe Nacht hinein und überall waren fröhliche Gesichter zu sehen. Einige ältere Dienstleute hatte die Mutter in ihrem milden Sinne aber schon vorher mit Weinflaschen, großen Bratenstücken und riesigen Kuchen in die Hütten der Kranken und Greise, die nicht selbst mehr auf dem Schloßhofe erscheinen konnten, abgeschickt.

Bei der Tafel im Ahnensaal erhielt ich am heutigen Abend einen Ehrenplatz, und während man mich bis dahin stets als einen Jungen angesehen hatte, wurde ich jetzt wie ein erwachsener Mensch betrachtet. Später, als die Tafel schon aufgehoben war, ging ich noch auf den Schloßplatz, um dort von den Dienstleuten und Bauerburschen, unter denen ich ja so manche Jugendgespielen hatte, Abschied zu nehmen. Ich wurde überall mit lautem Jubel begrüßt und erhielt zum Abschied so viele kräftige, aber ehrlich gemeinte Hände-

drücke von den derben Fäusten der Bauern, daß meine rechte Hand ganz angeschwollen davon ward.

So endete der letzte Abend des Friedens und Glückes, den ich auf unserem Stammschlosse verbrachte. Niemals habe ich denselben wieder vergessen und noch heute sind selbst die geringfügigsten Einzelheiten davon mir ganz lebhaft im Gedächtniß.

Am anderen Morgen, da ich Abschied von den Eltern nahm, um fortzufahren, ward mir doch gar schwer um's Herz und meine Thränen flossen reichlich. Auch meine Eltern waren tiefgerührt, und besonders meine Mutter preßte mich immer wieder an ihr Herz, als könne sie mich nicht von sich ziehen lassen. Es ruht sich auch gar zu süß an einem Mutterherzen und in meinem ganzen Leben habe ich keinen so sanften Platz wieder gehabt, als damals. Der Vater wußte seine Rührung zu bekämpfen, meine jüngere Schwester aber, deren besonderer Liebling ich stets gewesen war, gab sich derselben ganz hin und weinte laut. Von allen unseren Dienstleuten, die auf dem Hofe versammelt waren, wurden mir wiederholt noch lebhafte Zurufe der Anhänglichkeit gebracht.

Ein alter Vetter von uns, der lange in Versailles gelebt hatte und das dortige Terrain gut kannte, übernahm es, mich dahin zu führen. Als Diener

nahm ich Pierre, den Sohn eines Wildhüters auf unserer Herrschaft, der mit mir in gleichem Alter stand, mit. Pierre war ein echter Bretagner Bauerjunge, störrisch, eigenwillig, von rauhen Sitten, aber treu, zuverlässig und von der kältesten Besonnenheit. Ein gewandter Diener ward er nie und ich bin häufig dieses seltsamen, ungehobelten Menschen wegen verspottet worden, aber er bewahrte stets die größte Treue für mich, stand mir selbst bei den drohendsten Gefahren unerschütterlich bei und fiel später an meiner Seite in einem blutigen Gefechte des Vendée-Krieges. Mein erstes Duell hatte ich übrigens einige Monate nach meinem Eintritt in die Garde du Corps wegen dieses Bedienten. Ein Kamerad von mir, dessen spöttische Zunge mir so nicht recht gefiel, verhöhnte die plumpen Manieren von Pierre, ich wollte dies nicht dulden und forderte den Spötter; wir schlugen uns mit unseren scharfen Dienstsäbeln, und ich verwundete meinen Gegner leicht an der Backe, worauf wir dann Freundschaft schlossen und am Abend mit unseren beiden Secundanten einigen Flaschen Wein die Hälse brachen. Die meisten jungen Officiere, wenigstens der damaligen Zeit, hatten ihr erstes Duell in der Regel wegen eines hübschen Mädchens, ich aber wegen meines mürrischen und rauhen Bedienten. Bemerken will

ich hierbei noch, daß mein damaliger Gegner später noch ein höherer General im Napoleonischen Heere ward, und ich auf manchen blutigen Schlachtfeldern ihm gegenüber kämpfte.

Auf dem Wagen, der mich damals nach Versailles brachte, fand auch mein früherer Jugendgespiele Charles, der bei seinem Onkel, einem geschickten Verfertiger mathematischer Instrumente in Paris, in die Lehre treten sollte, seinen Platz. Wir waren in den letzten Jahren wenig mit einander zusammengekommen, da sein feuriger Ehrgeiz sich dem Standesunterschied, der zwischen uns bei gereifterem Alter eintreten mußte, nicht recht fügen wollte.

In Paris hielt mein Vetter sich ungefähr 8 Tage mit mir auf, um meine Equipirung als Garde du Corps zu besorgen und mich einigen dort lebenden Verwandten und höheren Officieren vorzustellen. Ich war bisher noch niemals in einer größeren Stadt gewesen, und so betäubte mich in den ersten Tagen das geräuschvolle Leben und Treiben, was Tag und Nacht in den Straßen von Paris herrschte, nicht wenig. Bald aber, nachdem der erste Reiz der Neugierde etwas geschwunden war, wurde mir dies ganze großstädtische Leben und Treiben ungemein zuwider, die engen Gassen und hohen Häuser beängstigten mich,

der ich stets auf den Feldern und in den Wäldern frei umhergeschweift hatte, und es kam mir förmlich vor, als müsse ich jetzt in einem großen Gefängnisse leben. Auch die fremd und hastig an einander vorübereilende Menschenmenge, die vielen frechen, übermüthig lustigen oder auch blaß und verhungert aussehenden Gesichter unter derselben machten mir keinen angenehmen Eindruck. Da war bei uns in der Bretagne doch Alles viel solider und fester gegründet, wie hier in dem äußerlich so glänzenden Paris; dies entdeckte mein unbefangener Blick schon in den 8 Tagen, die ich jetzt daselbst verweilte. Übrigens habe ich nicht allein gegen Paris, sondern gegen jede große Stadt mein ganzes Leben hindurch stets eine gewisse innere Abneigung beibehalten und das abgelegenste Dorf oder die geringste, freundlich gelegene Landstadt war mir als Garnisonort stets lieber, wie die glänzendsten Residenzen, in welche später mein Schicksal mich so oft führte.

Der Tag, an dem ich in Versailles zuerst die reiche und geschmackvolle Uniform eines Garde du Corps anlegte, und den gewichtigen Pallasch an meiner Seite rasseln hörte, war für mich ein so freudiger, daß ich ihn nie wieder vergessen habe. Wenn ich auch stets der Meinung bin, daß ein reinlicher

und ordentlicher Anzug für jeden Soldaten und gar für einen Officier unumgänglich nothwendig ist, so hat allzu große Eitelkeit doch sonst niemals zu meinen Fehlern gehört und vor dem Spiegel habe ich nicht mehr Zeit, als gerade erforderlich war, verbracht. An jenem Tage aber, da ich die Galla-Uniform der Gardes du Corps zuerst anlegte, um mich bei meinen Vorgesetzten zu melden, konnte ich mich jedoch kaum von dem Spiegel trennen, und ward nicht müde, mich immer und immer wieder selbst zu bewundern, da es mir, außer meinem Pierre, an fremden Bewunderern fehlte. In meiner thörichten Eitelkeit glaubte ich auch, die Leute müßten auf der Straße stehen bleiben, um mich in meiner Uniform zu bewundern, und ward nicht wenig enttäuscht, da dies nicht im Mindesten geschah. Junge Gardes du Corps waren dazumals in den Straßen von Versailles wahrlich keine Seltenheit, und wenn ich wirklich die Blicke einzelner Vorübergehender auf mich zog, so geschah dies nur, weil ich durch mein steifes, unbeholfenes Wesen den Neuling in der Kunst, eine Uniform zu tragen, hinlänglich verrieth und dadurch ihre Neugierde oder Spottlust reizte. Wohlthuend war mir aber, bei den zahlreichen Meldungen, die ich zu machen und den vielen Besuchen, die ich abzustatten

hatte, überall zu vernehmen, in welcher hohen Achtung meine ganze Familie stand und welches guten Rufes sich auch insbesondere mein Vater persönlich zu erfreuen hatte. Mit großer Freundlichkeit ward ich deshalb überall empfangen und sah hierin auf's Neue einen Sporn, auch für mich alle Kräfte anzustrengen, damit ich mich dieses Wohlwollens stets würdig zeige.

Die Garde du Corps, aus lauter jungen Edelleuten, die Officiersrang besaßen, bestehend, war ein ungemein stattliches Corps. Ihr Dienst bestand darin, in den Vorsälen des Königs und der Königin Posten zu stehen und bei den Ausfahrten des Königlichen Paares als Escorte den Wagen zu begleiten; sonst sollte die freie Zeit zum Studium der militairischen Wissenschaften verwandt werden. Leider geschah dies von den Meisten lange nicht mit dem Eifer, wie man dies hätte erwarten sollen, wie sich denn überhaupt nur zu viele Mißbräuche in dieses sonst so auserlesene Corps eingeschlichen hatten. — Obgleich Alle junge Edelleute der besten Familien waren, herrschte unter diesen Gardes du Corps doch in vielfacher Hinsicht ein großer Unterschied; dies sah ich schon in den ersten Wochen, seit ich mich in dem Corps befand, ein. Die Söhne des Pariser und Versailler Hofadels, die in großer Zahl in demselben

dienten, waren zwar äußerlich gewandt und elegant, hatten Witz und Zungenfertigkeit und verstanden es vortrefflich, den Damen zu huldigen, zeigten dabei aber oft sehr lockere Sitten. Sie waren Schuldenmacher, Händelsucher und Mädchenverführer, und glaubten, das Vorrecht des Adels bestehe mit darin, die ruhigen Bürger geringschätzend zu behandeln und auf alle Weise zu necken und zu quälen. Dabei gab es manche charakterlose Menschen unter ihnen, die sich nicht scheuten, mit lustigen Comödianten und witzigen Litteraten, wie mit ihres Gleichen zu verkehren, oft geflissentlich einen Atheismus zur Schau trugen und im Voltaire häufiger, wie im Dienst-Reglement oder dem Brevier lasen. Muth und militairische Fähigkeiten konnte man Vielen nicht absprechen, doch verläugneten leider manche derselben ihren Namen so weit, daß sie später in den Dienst der Revolution gingen, gegen das legitime Königthum fochten und so ihre Familien entehrten.

Die jungen Edelleute aus der Gascogne, Provence, dem Limousin und anderen südlichen Provinzen, waren oft gewaltige Hitzköpfe und ebenso bereit, mit scharfen Worten, wie auch mit scharfen Klingen gegen einander zu kämpfen. Von den unzähligen Duellen, die fortwährend von jungen Edelleuten der

Garde du Corps herbeigeführt wurden, kamen die meisten auf Veranlassung der Südfranzosen vor. — Dabei gab es manche Renommisten unter denselben, und wenn ihnen auch entschieden der Muth nicht fehlte, so prahlten sie doch häufig zu viel mit ihren geleisteten Thaten.

Wir jungen Männer aus den alten Geschlechtern der Vendée und Bretagne, die zusammen in der Garde du Corps dienten, schlossen uns vorzugsweise gern an einander. Wir waren stets zwischen 15 bis 20 an der Zahl und konnten so schon ein stattliches Häuflein bilden. Die Zungengewandtheit der Provenzalen und Gascogner ging uns freilich in der Regel ab, und so elegante Gewohnheiten, wie die Pariser, hatten wir auch selten; doch glaube ich, daß wir im Allgemeinen in nicht geringer Achtung bei unseren übrigen Kameraden standen. Den Duellen gingen wir sicherlich nicht aus dem Wege, suchten sie aber auch nicht übermüthig auf, und wenn wir einmal auf dem Fechtplatz standen, so schlugen wir auch fest und sicher darauf los. Dabei waren wir durchgehends eifrige Katholiken, die selten den täglichen Besuch der Messe versäumten, wie wir dies auch schon in der Heimath gelernt hatten.

Es wohnten in der Regel zwei Gardes du Corps

in einem Zimmer und ich hatte das Glück, zu einem schon älteren Kameraden, de Luckerque, als Stubengefährte zu kommen. Derselbe war ein in jeder Hinsicht vortrefflicher Mensch, der sich meiner mit großer Theilnahme annahm und mir in vielen Dingen als wahres Vorbild echter Ritterlichkeit dienen konnte. Leider war er sehr zur Hypochondrie geneigt und schaute schwarz in die Zukunft. Ach, wie nur zu bald sollten sich alle trüben Bilder, die ihm schon damals vorschwebten und von denen ich in meinem unbefangenen, frischen Sinn keine Ahnung hatte, in der grausen Wirklichkeit erfüllen. Ein anderer intimer Freund war mir der junge Miomandre de Sainte Marie, der sich später bei der Vertheidigung des Königlichen Schlosses in Versailles, gegen den aufgehetzten Pariser Pöbel so rühmlichst auszeichnete. Mein specieller Vorgesetzter, an den ich mich in allen dienstlichen Angelegenheiten zu wenden hatte, war der Major Marquis Daguesseau, ein vortrefflicher, echt humaner Mann, dem es leider nur an der gehörigen Energie fehlte.

Da ich schon vortrefflich reiten und fechten konnte, und einen kräftigen und gewandten Körper besaß, so lernte ich den Waffendienst, so weit er für einen Garde du Corps erforderlich war, sehr bald. Kaum

4 Wochen war ich eingetreten, so ward ich schon für fähig erklärt, auf Wache zu ziehen, bei welcher Gelegenheit ich den Kameraden meiner Compagnie ein Festmahl, bei dem der Champagner nicht fehlen durfte, nach alter Gewohnheit geben mußte.

Mit meinem Freunde Luckerque bezog ich zusammen den Doppelposten im Vorzimmer des Königs und ich kann nicht läugnen, daß mir das Herz förmlich pochte, jetzt meinen König und Herrn das erste Mal in größter Nähe sehen zu können. Der Hof war bisher in Trianon gewesen und so hatte ich noch nicht die Ehre gehabt, meinem Monarchen vorgestellt zu werden. Bevor ein neuer Garde du Corps aber die erste Wache bezog, ward er wo möglich dem Könige und der Königin vorgestellt. In dem großen Saal des „Oeil de boeuf" geschah diese Vorstellung durch den Marquis Daguesseau. Einen König von Frankreich hatte ich mir eigentlich ungleich majestätischer und imponirender gedacht, als es Seine Majestät der König Ludwig XVI. in der That war, und in dieser Hinsicht wurden meine Erwartungen nicht wenig getäuscht. Der überaus wohlwollende, die wahre innere Herzensgüte verrathende Ausdruck in dem Gesicht meines Königlichen Herrn, prägten sich aber sogleich mir unvergänglich ein und die freundlichen

Worte, welche derselbe an mich zu richten die Gnade hatte, machten einen tiefen Eindruck auf mich. Der König hatte auch die Huld, sich nach meinem Vater zu erkundigen und an ihn, den er persönlich kannte, Grüße aufzutragen.

Später ward ich auch Ihrer Majestät der Königin vorgestellt, und der unendliche Zauber, der große Liebreiz, den ihre ganze Erscheinung ausstrahlte, blendeten mich so, daß ich kaum die Besinnung so weit bewahrte, um die nöthigen Antworten auf einige huldvolle Fragen, die sie an mich richtete, hervorstammeln zu können. Wie pochte mir damals mein junges Herz so ungestüm unter dem engen, reichgestickten Collet, und ich hatte in den ersten Tagen nach jener Vorstellung wirklich meine ganze, feste Willenskraft nöthig, um nicht in eine sträfliche Leidenschaft zu meiner Königlichen Herrin zu verfallen. Bald gelang es mir jedoch, diese heftigen Gefühle zu besiegen. Ich stellte mir den gewaltigen Unterschied, der zwischen einer geborenen Erzherzogin des Österreichischen Kaiserhauses, der jetzigen Gemahlin des Königs von Frankreich und mir, dem Garde du Corps, statt fand, recht lebhaft vor und sagte mir, daß jedes derartige Gefühl eine Art von Hochverrath sein würde. So machte diese Leidenschaft denn einer tiefen Verehrung Platz, und

ich wäre glücklich gewesen, wenn ich mein Leben im echten Ritterdienst für meine Königin und Herrin hätte opfern können. Später hatte ich noch Gelegenheit, mich einigemal der Königin Marie Antoinette persönlich nähern zu dürfen und dann freundliche Worte aus ihrem schönen Munde zu vernehmen.

Das Leben als Garde du Corps gefiel mir in seiner Gesammtheit recht wohl und ich schätzte die Ehre, diesem bevorzugten Corps angehören zu dürfen, obschon ich selbst doch lieber als Officier bei einem Feldregiment gedient hätte. Mich zu einem solchen übrigens versetzen zu lassen, so bald irgend welche Französische Truppen in den Krieg zögen, war mein fester Entschluß, da ich mir die Ritterspuren auf andere Weise, als durch bloßen Wachtdienst in den Vorsälen des Schlosses von Versailles, verdienen wollte. An den lärmenden Lustbarkeiten, denen so viele meiner Kameraden huldigten, nahm ich nur sehr selten Theil, obgleich ich sonst gar kein Duckmäuser mein ganzes Leben über gewesen bin. Namentlich waren mir die Fahrten nach Paris, bei denen alsdann in der Regel lärmende Bacchanalien mit gefälligen Ballettänzerinnen gefeiert wurden und wo es oft sehr wild und toll zuging, nie recht angenehm, obgleich ich mich nicht immer gänzlich von denselben

ausschließen konnte. Auch in Versailles selbst, wo ich den Winter über blieb, spielte ich nie Karten- und Würfelspiele, sondern vertrieb mir die langen Abendstunden mit Schachspiel, oder wir schossen in einem hellerleuchteten Saal nach der Scheibe und fochten mit Rappieren gegeneinander. Bei Tage war ich sehr viel in der Reitbahn, da ich nicht allein mein eigenes Reitpferd ritt, sondern auch manche andere Rosse von Kameraden, die zu bequem oder weichlich waren, täglich in den Sattel zu steigen, umhertummelte. Der Winter von 1788—89 zeichnete sich übrigens durch eine ganz ungewöhnliche Kälte, wie ich sie in dem Grade in Frankreich niemals wieder erlebt habe, sehr unangenehm aus. Es war in einzelnen Nächten so kalt, daß die Schildwachen auf ihren Posten erfroren, und wenn ich am Morgen einige Stunden im Sattel gesessen hatte, konnte ich kaum meine Glieder rühren, so steif gefroren waren diese. Dabei herrschte eine große Theuerung aller nothwendigsten Lebensmittel und das arme Volk litt durch Hungersnoth erschrecklich. Der König und die Königliche Familie thaten zwar so viel in ihren Kräften stand, um dies allgemeine Elend möglichst zu lindern, allein theils reichten ihre Geldmittel nicht dazu aus, theils mochte wohl die Hülfe nicht immer an

die wirklich Armen kommen. Auch die meisten von uns Gardes du Corps spendeten so viel sie konnten Almosen, und es wurden auf unsere Rechnung täglich weit über hundert Arme in unserer Kaserne gespeist. Auch sonst sollte viel Unzufriedenheit im Volke herrschen und manche Kameraden versicherten stets, daß die ehrgeizigen Demokraten diese schwere Zeit der Prüfung dazu benützten, um das arme Volk gegen den König aufzuhetzen.

In meiner damaligen Unkenntniß jeglichen politischen Treibens begriff ich gar nicht, wie dies möglich sein könne, und welche Zwecke die Demokraten mit solchem frevelhaften Thun verfolgten. Daß das Heer jemals dem Eid der Treue, den es seinem Könige und Herrn geschworen hatte, ungetreu werden könnte, hielt ich für ganz unmöglich, und mit Hülfe einiger Regimenter konnte doch jeder Tumult in Paris, wenn derselbe wirklich ausbrechen sollte, leicht unterdrückt werden. Tief empörte mich aber die Nachricht, daß der Herzog von Orleans, ein Prinz von Königlichem Geblüte und naher Anverwandter des Königlichen Hauses, Pflicht und Ehre so weit vergessen könne, um durch gehässige Verläumdungen gegen den König, diese schlechte Stimmung noch zu vermehren. Als ich aber gar hörte, daß er seine

Niederträchtigkeit so weit treibe, um selbst gegen die Königin die abscheulichsten Verläumdungen auszustoßen, hätte ich diesen Bösewicht gern auf Leben und Tod zum Zweikampf gefordert, wenn nur sein hoher Rang mir dies gestattet. Ich erinnere mich noch, welche innere Überwindung es mir einst kostete, als ich auf dem Posten meinen Karabiner vor dem Herzog von Orleans präsentiren mußte, was dessen Rang als Prinz von Geblüt forderte. Viel lieber hätte ich demselben, dessen Gesicht stets für mich einen widerwärtigen, falschen Ausdruck hatte, mit dem Karabiner den Schädel eingeschlagen, als jetzt ehrerbietig vor ihm zu präsentiren. Gegen die Gardes du Corps zeigte der Herzog aber die allergrößte Freundlichkeit und lud stets Alle, die er persönlich kannte, zu seinen Gesellschaften ein. Mit Ausnahme einiger von uns, die aber deshalb schon von ihren Kameraden übel angesehen wurden, vermieden wir es jetzt, zu dem Herzoge, in dessen Umgebung man schon damals sehr schlechte Subjecte fand, zu gehen, wenn wir demselben auch äußerlich alle, seinem hohen fürstlichen Range zukommende Ehrerbietung erwiesen. Hätte der König nur im Frühling 1789 die Energie besessen, den Herzog festnehmen zu lassen, ich bin noch jetzt überzeugt, daß die ganze Revolution vermieden worden wäre.

Mit einem jener infamen Wühler, dem berüchtigten Vicomte Mirabeau, hatte ich einst Gelegenheit, zufällig bei einer Cousine von mir, die leider stets einen etwas überspannten Kopf hatte, zusammen zu treffen. Dieser Mirabeau, ein völlig in Liederlichkeit untergegangener Mensch, von dem sich seine ganze Familie schon losgesagt hatte und der stets von seinen Gläubigern verfolgt wurde, obschon der König in seiner Großmuth für den undankbaren Wicht bereits einmal die Schulden bezahlt hatte, führte an jenem Abend auch wieder, wie immer, das große Wort. — Er sprach viel Unsinn von Völkerrecht und Tyrannei der Könige und dergleichen mehr und ich hörte diesem Geschwätz ruhig mit zu, obgleich ich mich ärgerte, daß meine Cousine einen solchen Demokraten in ihrem Salon nur dulden könne. Als der Herr Vicomte aber seine Frechheit so weit trieb, selbst über die geheiligte Person unseres Königs zu spotten, stand ich auf, trat an ihn heran und sagte: „daß ich — wie er ja schon an meiner Uniform sehen könne, die Ehre hätte, ein Garde du Corps Seiner Majestät des Königs zu sein, und daher in meiner Gegenwart kein verletzendes Wort über die Person meines Monarchen dulden dürfe, noch werde. Er möge daher seine jetzigen Reden zurücknehmen, oder

mir sogleich als Edelmann mit den Waffen in der Hand Genugthuung dafür geben." Mirabeau sah mich zuerst mit seinen blitzenden Augen in dem pockennarbigen Gesicht groß an, da er aber merkte, daß ich mich nicht im Mindesten dadurch einschüchtern ließ, suchte er der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben, und meinte lächelnd, „er habe ja das Ganze nicht so ernsthaft gemeint und wir Bretagner hätten nur zu harte Köpfe, welche auch keinen Witz verstehen wollten." „Nicht blos harte Köpfe, sondern auch harte Arme, die kräftig auf jeden Demokraten loszuschlagen verstehen, haben wir Bretagner und hüten Sie sich, mein Herr Vicomte, daß Sie nicht unter dieselben kommen, denn dann möchte es Ihnen schlecht ergehen", antwortete ich Mirabeau und drehte ihm dann verächtlich den Rücken, da ich in Gegenwart der Damen jeden weiteren heftigen Wortwechsel vermeiden wollte. Ich hoffte, der Mensch würde doch so viel Ehre besitzen, um mich am anderen Morgen zu fordern, allein es geschah leider nicht, denn er mochte sein theures Leben wohl für zu kostbar halten, um es dem Degen eines einfachen Garde du Corps Preis zu geben.

Im Sommer des Jahres 1789 war zwar der grimmige Frost verschwunden, leider aber nicht die

Hungersnoth und damit das Mißvergnügen unter dem Volke. Man sagte, daß einige reiche Financiers und Generalpächter sogar diese Hungersnoth dazu benutzten, um Wucher mit dem Getreide zu treiben und so den an sich schon hohen Preis desselben noch mehr in die Höhe zu bringen. Selbst einige höhere Herren des Hofes sollten, dem Gerüchte nach, bei solch schmutzigen Speculationen betheiligt sein. Wenn ein Edelmann jede adelige Gesinnung so weit verläugnen kann, um solche Erbärmlichkeit zu begehen, und sich mit den Wucherern und Schacherern zu verbinden, so sollte man ihn auch äußerlich seines Ranges entkleiden und öffentlich in die Reihen der Trödler, wohin er mit solchen Gesinnungen gehört, stellen.

Unser guter König Ludwig XVI. war leider nur zu schwach und nachsichtig gegen die vielen Mißbräuche, die sich unter dem Hofadel seiner Umgebung eingeschlichen hatten. Da er selbst einen rechtlichen Sinn und ein wohlwollendes Herz gegen Jedermann besaß, so glaubte er leider auch, daß dies bei allen Personen seiner Umgebung der Fall sein müsse. Welch' Glück wäre es aber für Frankreich gewesen, wenn damals ein recht energischer König auf dem Throne gesessen, der alle Mißbräuche des Hofes ausgerottet und dann sogleich der Revolution ihr scheußliches Haupt zertre-

ten hätte, sobald dieselbe gewagt, dasselbe nur emporheben zu wollen. Gottes Wille war dies aber nicht, und zu langen und schweren Prüfungen scheint mein armes Vaterland auch noch fortwährend bestimmt zu sein.

Immer bedrohlicher wurde nun im Sommer 1789 die Stimmung des Volkes in Paris und schon wiederholt waren Kameraden von uns, die sich einzeln in ihrer Uniform in den Straßen gezeigt hatten, vom Pöbel auf die gröblichste Weise insultirt worden. Selbst die Person des Königs wurde nicht mehr geachtet. Ich entsinne mich noch, daß im Juni dieses Jahres der König spazierenfuhr und 8 Gardes du Corps, unter denen ich mich auch befand, seinen Wagen zu Pferde eskortirten. Ein großer Pöbelhaufen wollte uns auf einer Hauptchaussee den Weg versperren und wir Gardes du Corps machten uns schon bereit, auf denselben einzuhauen und so dem Wagen den Durchgang zu bahnen, was sehr leicht gewesen wäre. Der König, der dies bemerkte, verbot es aber in seiner Schwäche und befahl, daß der Wagen auf eine Nebenstraße einbiegen und so dem Haufen ausweichen sollte. Wir mußten natürlich diesem Befehle gehorchen und uns nun von der übermüthig gewordenen Canaille verhöhnen und mit Erdklößen bewerfen lassen, ohne nur

das Mindeste gegen diese frechen Burschen unternehmen zu dürfen.

Am anderen Tage ließen sich zwei dieser Gardes du Corps als Lieutenants zu Feld-Regimentern versetzen, und hätte uns nicht eine kräftige Rede eines unserer Officiere, des Herrn de Luillier, ermahnt, auch unter solchen Verhältnissen nicht auszuscheiden, so wäre von uns Übrigen ein Gleiches geschehen.

Von Tage zu Tage hofften wir, daß der König jetzt endlich Ernst machen und ein tüchtiges Truppencorps in der Nähe der Hauptstadt zusammenziehen werde; allein unbegreiflicher Weise geschah dies immer nicht. Zwar war ein Theil der Soldaten, welche in Paris in Garnison lagen, von den demokratischen Aufhetzern und besonders dem schuftigen Herzog von Orleans, schon so sehr verdorben worden, daß man mit Sicherheit nicht mehr auf sie zählen durfte, allein in den Provinzen gab es damals noch Regimenter genug, welche wußten, was sie der Ehre ihrer Fahnen schuldig waren. Ehemalige Gardes du Corps dienten ja im ganzen Heere und so wußten wir sehr genau, wie es in den einzelnen Regimentern beschaffen war. Es wäre nichts leichter gewesen, als einige 30,000 Mann Kerntruppen zusammenzuziehen, die auch keinen Augenblick gezögert hätten, Paris nöthi-

genfalls bis auf den letzten Stein zu zerstören, sobald der König dies befohlen hätte.

Nichts, gar nichts geschah aber, und so mußte dem Pöbel wohl der Kamm schwellen und der blutige Tag der Erstürmung der Bastille möglich werden. Ich lag gerade, durch einen Sturz mit dem Pferde verletzt, krank danieder, als die Nachricht von dieser Erstürmung der Bastille und der Ermordung des würdigen Gouverneurs derselben zu uns nach Versailles kam. Eine gerechte Wuth erfüllte alle meine Kameraden und wir hofften, daß nun endlich Ernst gegen die Empörer gemacht würde. So sehr meine Glieder auch schmerzten, so meldete ich mich doch sogleich wieder zum Dienst, denn um viele Millionen hätte ich bei diesem Sieges- und Rachezug nach Paris, auf den wir alle so sehnlichst hofften, nicht fehlen mögen.

Allein nichts, gar nichts geschah, es war förmlich, als ob der gute König taub und blind geworden sei und nicht hören und sehen könne, wie täglich und täglich immer mehr sein Thron in Gefahr kam. Solch' ein unbegreifliches Zaudern und Zagen, um nur etwas Entscheidendes zu unternehmen, wie damals in Versailles herrschte, habe ich niemals wieder erlebt. Und dabei hatten der Herzog von Orleans, ja selbst Mirabeau und Lafayette und die anderen Rä-

delsführer der Empörung, sogar noch die Frechheit, nach Versailles zu kommen und die arme, schwer geprüfte Königin mußte mit solchen Verräthern noch freundliche Worte wechseln. Unter uns Gardes du Corps herrschte wie begreiflich die größte Aufregung, und wir wußten kaum, was wir vor Zorn über diese feige Unthätigkeit, zu der man uns verdammte, beginnen sollten. Ein Dutzend Hitzköpfe von uns, größtentheils Edelleute aus dem Süden, hatten schon den festen Plan entworfen, den Herzog von Orleans, Mirabeau, Lafayette, Sieyes und noch einige andere Verräther, zu überfallen und ohne Weiteres dann zu tödten, wenn sie auch dabei selbst ihr Leben opfern müßten. Alles war hierzu schon vorbereitet und man wußte genau die Stunde, in welcher der Herzog von Orleans mit allen seinen Helfershelfern, — Lafayette sollte allein getödtet werden, — eine Berathung hielt. Die Verschworenen hatten sich durch einen Kammerdiener des Herzogs schon die Schlüssel zu diesem Versammlungszimmer verschafft, wollten in Mäntel verhüllt, heimlich hineindringen und dann mit ihren Doppelpistolen Alles zusammenschießen. Daß dieser Plan viel Aussicht zum Gelingen hatte, war gewiß, denn es waren lauter tollkühne und dabei vom grimmigsten Haß erfüllte Männer, die ihn ausführen

wollten. Der Major Marquis Daguesseau von unserem Korps erfuhr denselben aber, ließ die Verschworenen zu sich kommen und verbot ihnen auf das Strengste ihr Unternehmen. Er sagte ihnen, sie würden durch solche That zu Meuchelmördern und dies entehre die Uniform der Gardes du Corps und sei des Ruhms Französischer Edelleute unwürdig. Die Verschworenen fühlten die Richtigkeit seiner Worte und gaben ihre Absicht auf, traten aber dann bald Alle aus unseren Reihen aus. Überhaupt verlangten jetzt, da selbst nach dem Bastillesturm keine kräftigen Maßregeln ergriffen wurden, viele Gardes du Corps ihre Entlassung, da sie der passiven Haltung, zu welcher der Befehl des Königs uns stets verdammte, endlich überdrüssig wurden. Auch ich selbst schrieb an meinen Vater und bat um die Erlaubniß, austreten zu dürfen. Mein Vater antwortete mir aber, gerade jetzt müsse ich bei meinem Königlichen Herrn bis auf das Äußerste ausharren. Die Pflicht der Treue erfordert es, sich nicht blos zu Siegen führen zu lassen, sondern auch den Rückzug und die Unthätigkeit geduldig zu ertragen, sobald der König dies befehle. Ich sah ein, daß mein edler Vater unbedingt Recht mit dieser Ansicht hatte und beschloß nun, bis zum letzten Augenblick, und wenn es auch noch so viele harte

Demüthigungen zu erdulden geben würde, auszuharren.

Im August 1789 hatte mein Vater im Verein mit noch mehreren Edelleuten der Bretagne und Vendée an den Grafen Artois, den Bruder des Königs, geschrieben, und das Anerbieten gemacht, dem Könige an 30,000 treue und wohlbewaffnete Bauern, untermischt mit Jägern und Seeleuten, zuzuführen, wenn man etwa einen Hauptschlag gegen die Revolution in Paris unternehmen wolle. Auch aus Lothringen, Burgund und anderen Provinzen des Landes waren von patriotisch gesinnten Edelleuten gleiche Anerbietungen eingelaufen. Über 100,000 Mann derartiger Bauern, die von erfahrenen Edelleuten geführt, bis auf das Äußerste gegen Paris und den dortigen revolutionären Pöbel gekämpft hätten, wären dem Könige zugeführt worden. Hätte man einige treue Regimenter hinzu genommen, so wäre ohne Zweifel die ganze Revolution, die meinem Vaterlande später so unermeßliches Unglück zufügte, sogleich im Entstehen unterdrückt worden. — Niemand von der Königlichen Familie hatte aber den Muth, mit kräftiger Entschlossenheit zu handeln; man zagte und zauderte, bis es zu spät war, und so mußte das traurige Verhängniß sich denn endlich erfüllen.

In den ersten Tagen des Septembers stand ich einmal im Vorzimmer der Königin auf Posten, als die Thür sich öffnete und die hohe Frau bei mir vorbeischritt. Bleich und vor innerem Kummer abgehärmt erschien das edel geformte Antlitz derselben, und ihre Augen zeigten zu deutlich, wie viele Thränen in der letzten Zeit ihnen wieder entflossen waren, und dennoch verläugnete sich die große Schönheit dieser so reich mit Vorzügen des Herzens, wie Körpers von der Natur ausgestatteten und dabei so namenlos unglücklichen Frau, auch jetzt nicht.

Als ich ehrerbietig den Karabiner präsentirte, blieb die Königin einen Augenblick vor mir stehen, sah mich mit ihren schönen ausdrucksvollen Augen freundlich an, und sagte mit dem bezaubernden Tone, der ihrer Stimme so eigenthümlich war:

„Es sind trübe Zeiten jetzt, Marquis, und Ihre Jugend muß hier in Versailles auch recht freudelos vergehen.“

„Ew. Majestät leiden zu sehen, betrübt mich und alle meine Kameraden auf das Tiefste“, antwortete ich und fuhr dann, wie von einer inneren Macht dazu bewogen, fort: „O, bewegen Ew. Majestät doch Ihren Königlichen Gemahl dazu, daß er mit Kraft gegen die Demokraten in Paris einschreite. Wir

Gardes du Corps wollen ja alle gern bis auf den letzten Blutstropfen für das Königliche Recht kämpfen und so wie wir, denken noch viele hunderttausend brave Franzosen."

Einen unbeschreiblichen Ausdruck der Güte nahm bei meiner feurigen Ausrufung das Gesicht der Königin an und ihr Auge strahlte plötzlich in erhöhtem Glanze. Gar bald überzog aber ein tiefer Schatten von Trauer ihre Züge, sie schüttelte wie verneinend mit dem Kopfe und sagte mit wehmüthiger Stimme: „Es geht nicht. — O, meine armen Kinder!" und ging dann in ihr Gemach zurück.

Um diese Zeit wurden von einzelnen Demokraten, denen die Sache noch zu langsam ging, schon wiederholt Mordversuche gegen das Königliche Paar unternommen. Wir mußten Tag und Nacht fast um das Schloß in Versailles herumpatrouilliren und auch unsere Posten verstärken, so daß der Dienst wirklich ungemein erschöpfend war. Wie gern hätten wir aber dies und noch viel mehr gethan, wenn man sich nur hätte entschließen wollen, etwas mehr Energie zu zeigen. Mehrmals bemerkten wir jetzt in den Gärten und Höfen von Versailles des Nachts verdächtige Personen, welche sich heimlich einschleichen wollten, und bei unserem Nahen sogleich die Flucht ergriffen. Einen

gewissen Blangez, der früher lange als Diener der Hofhaltung des Herzogs von Orleans angehört hatte, ergriffen wir mit mehreren Pistolen bewaffnet, unter den verdächtigsten Umständen. Obgleich es erwiesen war, daß dieser Mensch sich vorher in einer Schenke öffentlich damit gerühmt hatte, er wolle die Königin ermorden, so wurde er doch bald nach seiner Gefangennehmung wieder in Freiheit gesetzt. Es hieß, der Herzog von Orleans könne es übelnehmen, wenn diesem Blangez der Proceß gemacht werde.

Wie es unter solchen Umständen nicht anders sein konnte, sank das Königliche Ansehen jetzt von Tage zu Tage immer mehr und auch bei dem Heere riß die Demoralisation immer tiefer ein. Wenn von Oben herab keine Energie gezeigt wird, muß in den unteren Reihen der Soldaten bald die militairische Disciplin sich lockern; dies ist eine alte Erfahrung, die sich bisher stets wiederholt hat und auch für alle Zukunft wiederholen wird.

Da die Französische Garde, die in Paris garnisonirte, schon gänzlich demoralisirt war, so beschloß man jetzt, das Regiment Flandern zur Verstärkung der Garnison in Versailles einrücken zu lassen, indem wir wenigen Gardes du Corps und die treuen Schweizer allein den Wachtdienst nicht mehr versehen konn-

ten. Ein Vetter von mir diente als Capitain in diesem Regimente, und schrieb mir jetzt, vor zwei Monaten noch sei dasselbe vollkommen treu gewesen, und alle Soldaten hätten gern Paris gezüchtigt; jetzt zeige sich aber auch schon manche Demoralisation unter denselben.

Wir Gardes du Corps freuten uns sehr über die Ankunft des Regiments Flandern, welche am 23. September statt finden sollte, und beschlossen, dasselbe auf das Freundlichste und Kameradschaftlichste zu empfangen. Da sich das Gerücht verbreitet hatte, der Pöbel wolle sich mit Gewalt dem Einmarsch des Regiments widersetzen, so sattelten wir schon unsere Pferde, um nöthigenfalls dem Regiment beizustehen und dann mit Gewalt den Einzug zu erzwingen. Zu Gewaltthätigkeiten kam es aber nicht. Der Herzog von Orleans, der damals die ganze demokratische Partei noch sehr beherrschte, bis er später den verdienten Lohn für seine Verrätherei auf der Guillotine fand, suchte das Regiment lieber verführen, als zum Kampf gegen den Pöbel kommen zu lassen. Der Französische Soldat hat stets einen besonderen Hang zur Galanterie gegen das schöne Geschlecht, und die Stimmen aus dem Munde der Mädchen klingen seinem Ohr gar verführerisch; hierauf gründeten der schlaue Herzog und

seine Helfershelfer besonders ihren Plan. Mit den Freudenmädchen in Paris, von denen ja viele das Palais-Royal bewohnten, hatte er einen steten Verkehr und benutzte dieselben auf jegliche Weise, für seine demokratischen — oder richtiger, selbstsüchtigen Pläne zu werben. Einige hundert dieser Dirnen, die mit Geld und Liqueurflaschen reich ausgestattet wurden, sandte er schon dem Regiment nach St. Denis, wo dasselbe Rast machte, entgegen, um so die Soldaten möglichst zu verführen. Wenn auch nicht gleich vollständig, so gelang ihm sein schändlicher Plan doch leider nur zu gut. Zwar gehorchten die meisten der Soldaten des Regiments Flandern der Stimme der Officiere doch noch so weit, daß sie in den Gliedern blieben, sonst aber bot der Einmarsch des Regiments in Versailles das Bild der größten militairischen Zügellosigkeit dar, was ich je gesehen habe. Alle Ordnung war in den Gliedern gelöst, manche Soldaten taumelten vor Betrunkenheit hin und her, andere trieben die frechsten Scherze mit den Freudenmädchen, die in ganzen Schaaren daneben zogen; kurz es war ein widerwärtiges Schauspiel. Gegen Mittag war das Regiment schon erwartet, allein es kam erst gegen Abend, so lange hatte diese Unordnung den Marsch aufgehalten. Unter dem Gebrüll und Gejauchze des

größtentheils betrunkenen Pöbels und dem Gelächter und Gesinge der Freudenmädchen, die fortwährend ihre schmutzigen Witzeleien mit den Soldaten trieben, marschirte das Regiment in sehr krummen, stets hin und her schwankenden Reihen auf und sollte den neuen Eid der Treue gegen die Nation, das Gesetz und den König ablegen. Die ganze Scene war ein abscheuliches Possenspiel und recht dazu geeignet, die Heiligkeit des Eides zu entweihen. Ich entsinne mich noch, daß ein berüchtigtes Freudenmädchen aus dem Palais-Royal, die blonde Charlotte genannt, während der Eidesleistung der Soldaten ebenfalls mit lauter Stimme den Eid schwur, ihrem letzten Liebhaber so lange treu zu bleiben, bis sie einen neuen fände, der sie besser bezahle, oder ihr mehr gefiele. Die anderen Dirnen und auch viele Soldaten lachten bei dieser Verhöhnung des Eides und trugen später die Charlotte im Triumph umher.

Am Abend erschoß sich noch ein alter, würdiger Capitain des Regiments Flandern aus Kummer über die bei seinen Soldaten einreißende Zügellosigkeit und die Schwäche der höheren Vorgesetzten, die ihm untersagten, mit der gehörigen Energie dagegen einzuschreiten. Es war dies das erste, mir bekannte Opfer, welches die Revolution forderte; wie viele Tausende,

ja selbst Hunderttausende sollten demselben bald nachfolgen.

Am 1. October gaben wir Gardes du Corps, wie es bei jedem in Versailles einmarschirenden Regiment die althergebrachte Sitte erforderte, den Officieren des Regiments Flandern ein Bankett. Es war uns wahrlich nicht sehr heiter zu Muthe, als wir den Bankettsaal betraten und die meisten von uns wären sehr gern von dem Feste fortgeblieben, wenn dies nur der Anstand erlaubt hätte. Um ja eine gute Kameradschaft zu zeigen, hatten wir auch die Officiere der Bürgergarde von Versailles zu diesem Feste geladen, obgleich sich unter letzteren manche befanden, von denen wir durch Geburt und Lebensverhältnisse sonst sehr getrennt waren. Ich entsinne mich noch, daß ein Riemermeister, der mir mein Sattelzeug verfertigte und als Capitain bei der Bürgergarde diente, bei diesem Bankett mein Nachbar war. Der gute Mann konnte vor lauter Complimenten und Entschuldigungen anfänglich kaum zum Essen kommen, bis ich ihn denn so lange zum Trinken nöthigte und stets so viel Champagner zutrank, daß er bald einen gehörigen Rausch bekam und unter den Tisch fiel, diesen dort auszuschlafen. Es war bei diesem Bankett förmlich, als suche man im Wein ein augenblickliches Be-

täuben der trüben Stimmung zu erlangen, in der wir alle uns fast befanden. Ich bin mein ganzes Leben hindurch stets ein sehr mäßiger Trinker gewesen, allein an dem Abend trank ich mehr, als sonst meine Gewohnheit war, obgleich sowohl ich, wie auch die meisten meiner Kameraden von der Garde du Corps, nicht betrunken waren.

Nachdem das eigentliche Mahl beendet war, wurden viele Unterofficiere und Soldaten des Regiments Flandern in den großen Opernsaal, in welchem das Fest statt fand, eingelassen und mit Wein, Kuchen und den Früchten des Deserts bewirthet. Die Musikchöre der Garde du Corps und des Regiments Flandern spielten Märsche und kriegerische Lieder, während wir Wirthe unaufhörlich uns bestrebten, unsere Gäste auf jede Weise zufrieden zu stellen.

Wenn auch laut und lustig, so ging es doch in jeder Weise sonst anständig bei diesem Feste zu, und obgleich die Demokraten sich bemüht haben, dasselbe als eine Orgie darzustellen, so muß ich dem doch ganz entschieden widersprechen. Es fiel auch nicht die mindeste Roheit bei diesem Feste vor und selbst der lustigste Übermuth, wie er sich bei manchen jungen Gardes du Corps zeigte, blieb noch stets in den Schranken der Sitte und des Anstandes. Ebenso ist es eine Lüge,

wenn behauptet wird, die neue dreifarbige Nationalkokarde sei von uns öffentlich mit Füßen getreten worden.

Am Abend erschien ganz unerwartet noch die Königliche Familie im Bankettsaal. Die Königin, den kleinen Dauphin an der Hand, strahlte wie immer im Glanze ihrer unvergleichlichen Schönheit und Anmuth und entzückte Alle durch ihre Huld und Freundlichkeit. Sie ging fast an alle Tische und richtete sowohl an die Officiere wie Soldaten des Regiments Flandern, wie auch an Officiere der Versailler Bürgergarde und an uns Gardes du Corps, huldreiche Worte. Auch der König, obgleich etwas ermüdet aussehend, war freundlich und sprach besonders viel mit einigen älteren Officieren und Sergeanten des Regiments Flandern. Ich entsinne mich noch, daß er zu einem alten Capitain sagte: „Ich hoffe, Sie werden noch eine recht angenehme Garnison hier in Versailles diesen Winter haben.“ Der Angeredete, ein sehr tüchtiger Soldat, antwortete: „Wenigstens werden wir es uns zur Ehre schätzen, die Königliche Familie gegen jeden Feind bis auf das Äußerste zu beschützen.“ „O, nicht doch mein Herr“, entgegnete der König, „ich habe gar keine Feinde; alle meine Franzosen lieben mich, so wie ich sie liebe, und auch die jetzige

Aufregung in Paris wird sich bald legen und soll sehr übertrieben worden sein."

Der gute König, wie sehr täuschte er sich mit seinem wohlwollenden Herzen und welche andere schrecklichen Erfahrungen sollte er schon in den nächsten Tagen machen. Auch an mich richtete derselbe einige freundliche Worte und trug mir Grüße an meinen Vater auf. Ebenfalls hatte die Königin die Gnade, längere Zeit mit mir zu sprechen und sich zu erkundigen, ob ich schon von meinen, bei dem Sturze mit dem Pferde erlittenen Verletzungen gänzlich wiederhergestellt sei.

„Noch nicht ganz wieder, Majestät, aber immer genug schon, um gegen jeden Feind des Königlichen Hauses zu kämpfen", antwortete ich.

„Ja, die Gardes du Corps sind brav — und sollte es, was Gott verhüten wolle, wirklich zum Äußersten kommen, so kann ich meine Kinder und mich unbedenklich ihrem Schutze anvertrauen, darauf zähle ich sicher", entgegnete die Königin.

In demselben Augenblick erscholl der ganze Saal von dem jubelnden Ruf „vive le roi! — vive le roi! — vive la reine!" und die Trompeterchöre schmetterten ihre stürmischen Fanfaren dazwischen. Als die Königin von mir sich zu einigen anderen Gardes du Corps gewandt hatte, kam eine ihrer Hofdamen, das

reizende Fräulein Gabriele D...., mit der ich von mütterlicher Seite entfernt verwandt war, an mich heran, gab mir die Hand und sagte dann: „O Cousin, wie soll das enden, man ist bei uns noch immer ganz blind und besonders der König glaubt an gar keine Gefahr."

„Mit unserem Untergange", antwortete ich finster, wie von einer inneren Ahnung in demselben Augenblick ergriffen.

„Ich will aber noch nicht untergehen — ich bin ja noch so jung und möchte mich gern des Lebens freuen", entgegnete das reizende Mädchen, und Angst erfüllte ihre Züge.

„Nun, beruhigen Sie sich Cousine — noch leben wir ja und Sie sehen, wie lustig wir alle sind", scherzte ich jetzt, um ihr die Angst, welche meine frühere Antwort erzeugt hatte, wieder etwas zu verscheuchen. Sie ließ sich denn auch bald beschwichtigen und ward nach Mädchenart wieder heiter, so daß wir noch über einige gar zu unbeholfene Complimente, die manche der Bürgerwehr-Officiere der Königin machten, etwas spöttelten. Auch dieses kleine, so jugendlich rosige und frische Mädchen fiel bald darauf als Opfer ihrer Treue für die Königin, unter dem Fallbeil der Guillotine. Als die Königliche Familie nach einigen Rundgän-

gen den Saal wieder verlassen hatte, geleitet von den enthusiastischen Zurufen der Anwesenden, fing der genossene Wein noch immer mehr Wirkungen auf die Anwesenden zu machen an. Die Musikchöre mußten abwechselnd patriotische Lieder spielen, unter denen das damals neue Lied:

O Richard! O mon roi
l'Univers t'abandonne
Sur la terre il n'est que moi.

den meisten Anklang fand, und viele der Gardes du Corps sangen den Text in lautem Chor mit. Auch einzelne Verwünschungen gegen den schändlichen Verräther, den Herzog von Orleans, wurden hörbar, weitere beleidigende Worte habe ich aber nicht vernommen.

Da ich niemals ein Freund von lärmenden Trinkgelagen gewesen bin, jetzt auch noch an meiner zerquetschten Hüfte einigen Schmerz litt, so verließ ich mit meinem treuen Kameraden Miomandre de Sainte Marie, an den ich mich immer fester anschloß, gegen Mitternacht den Bankettsaal.

Ich entsinne mich noch, daß wir Beide in ernsten Gesprächen über die Gegenwart und nächste Zukunft noch lange Zeit im Park von Versailles umherwandelten. Besonders mein Kamerad, der mit einer heißgeliebten Braut, deren Besitz er nach Jahre

langem Ringen sich endlich erworben hatte, verlobt war und bald heirathen wollte, um sich auf das Land zurückzuziehen, hatte schwere Besorgnisse für die Zukunft.

Wenige Tage später sollte er als Opfer seiner Treue schon unter den Beilen des Pöbels von Paris sein edles Leben aushauchen.

Am anderen Morgen erhielt ich übrigens von meiner schönen Cousine eine sehr zierlich gearbeitete weiße Kokarde, die sie selbst verfertigt hatte, zugesandt. Ich habe dieselbe stets mit Haaren meiner Mutter und Schwester vereint in einem kleinen Medaillon während der vielen Feldzüge, an denen ich theilnahm, auf der Brust getragen und besitze sie noch jetzt.

Drittes Capitel.

Die Erstürmung des Schlosses in Versailles. Glückliche Rettung der Königlichen Familie. Eigene Verwundung durch einen Hieb in den Kopf.

Am Montag den 5. October 1789 geschah denn, was wir alle über kurz oder lang erwartet hatten; der aufgehetzte Pöbel von Paris brach nach Versailles auf, um die Königliche Familie zu ermorden, oder doch wenigstens gefangen zu nehmen. Die schwere Verschuldung der Kraftlosigkeit, mit der man in den höchsten Kreisen des Hofes bisher der wachsenden Revolution zugesehen hatte, sollte nunmehr ihre Strafe erhalten. Aber auch selbst jetzt noch nicht wollte man die Augen öffnen und mochte nicht glauben, daß die allerdrohendste Gefahr im Anzuge sei.

Am Morgen des Tages erhielten wir Gardes du Corps die sichere Kunde, daß ein sehr starker Pöbelhaufe vom Herzog von Orleans und seinen Helfershelfern zum Zuge nach Versailles aufgewiegelt sei,

und sich schon in Bewegung setze. Daß es auf uns besonders dabei abgesehen sei, wußten wir, denn wir waren stolz auf den wüthenden Haß, den die demokratische Partei gegen uns hegte. War derselbe doch der sicherste Beweis, daß diese Revolutionäre von unserer unbedingten Pflichttreue und unserer steten Ergebenheit gegen den König, unseren Herrn und dessen Familie überzeugt waren.

Wir Gardes du Corps sammelten uns auf unserem Hotelhofe, fest entschlossen, bis auf den letzten Blutstropfen gegen die Horden, welche aus Paris anrückten, zu kämpfen und entweder zu siegen oder, wie es unsere Pflicht war, mit den Waffen in der Hand zu sterben. Nur zwei elende Feiglinge oder Verräther — Beide Söhne von Familien des Hofadels, fehlten jetzt in der Stunde der Gefahr in unseren Reihen; wir anderen Alle waren zum Äußersten entschlossen. Noch jetzt hege ich aber die feste Überzeugung, daß es bei kräftiger Leitung von oben herab entschieden geglückt sein würde, den Pariser Pöbel von Versailles abzuhalten, — oder sollte dies nicht gelungen sein, wenigstens die Königliche Familie zu retten. Hätten wir Gardes du Corps nur gleich anfangs eine kräftige Attaque auf diese ungeordneten, größtentheils berauschten und schlecht bewaffneten Hor-

den unternehmen dürfen, wir hätten dieselben trotz ihrer großen Übermacht sicherlich aufgehalten. Die tapferen und treuen Schweizer hätten uns entschieden auf das Kräftigste unterstützt und auch von den Soldaten des Regiments Flandern, ja selbst von der Versailler Bürgergarde wären Viele uns gefolgt. Der erste kräftige Widerstand mit den Waffen in der Hand gegen die Revolution hätte aber sicherlich die königliche Partei, die in ganz Frankreich damals noch sehr zahlreich vertreten war, dazu ermuthigt, sich um ihren König zu schaaren und nun auch den ferneren Kampf gegen die Demokratie mit Entschiedenheit fortzusetzen. Noch jetzt sogar hätte ein muthiger Aufruf des Königs an seine Getreuen es bewirkt, daß Hunderte von Edelleuten und Officieren mit Tausenden von tapferen, treuen und entschlossenen Bauern, Jägern, Stallleuten sich um ihn gesammelt und so den Kern einer conservativen Partei, die nicht blos gesprochen, sondern auch gehandelt hätten, gebildet. Eine legitime Monarchie ist dann nur verloren, wenn sie sich selbst verloren giebt, sonst wird sie noch immer zahlreiche, tapfere Anhänger, die nicht blos für sie reden, sondern auch kämpfen, für ihre Erhaltung finden. Dies ist meine feste, durch viele Erfahrungen bestätigte Ansicht.

Der 5. October 1789 war der Wendepunkt, an dem sich das Geschick Frankreichs für immer entscheiden sollte. Es entschied sich zum Bösen und von jetzt an ging die alte glänzende Königskrone der Bourbons für alle Zeiten verloren. Selbst die Restaurations-Periode von 1815—30 konnte den früheren Glanz des Bourbonischen Königshauses nicht wieder herstellen. Einen ungleich gefährlicheren Feind, als alle diese demokratischen Schwätzer, die in den Kammern aufrührerische Reden halten und bei einer tüchtigen Cavallerie-Attaque wie Spreu auseinander stieben, hatte dasselbe bei dem Juli-Aufstand 1830; das waren die früheren Napoleonischen Soldaten, die nicht blos sprachen, sondern auch handelten. Nicht der Liberalismus, denn der wird in Frankreich stets eine hohle Charlatanerie bleiben, die in Nichts zerstäubt, sobald man nur mit Entschiedenheit dagegen anrückt, sondern der Bonapartismus hat die Bourbons zum zweiten Male gestürzt.

Es war ein trüber, naßkalter Herbsttag, an dem jetzt das legitime Königthum in Frankreich seinen Untergang finden sollte. Wir Gardes du Corps befanden uns in einer sehr düsteren Stimmung, denn wie die Persönlichkeiten in den höchsten Kreisen nun einmal beschaffen waren, wußten wir, daß der Befehl

zu einem energischen Handeln nicht erfolgen würde. Viele von uns benutzten die letzten freien Augenblicke, bevor wir unter die Waffen treten mußten, um noch Briefe an die Angehörigen in der Heimath zu schreiben, was ich ebenfalls that; noch Andere machten ihr Testament. Selbst die Übermüthigsten und Lustigsten unter uns fühlten die Bedeutung der nächsten Stunden und von den Scherzen, Spötteleien und lustigem Gelächter, was sonst fast stets in dem Hotel der Garde du Corps herrschte, konnte am heutigen Morgen keine Spur gefunden werden. Versuchte auch wohl hie und da einer unserer Witzmacher, einen Scherz anzustimmen, er fand dabei so geringen Anklang unter seinen übrigen Kameraden, daß er bald wieder verstummte. Sehr viele von uns besuchten am heutigen Morgen noch die heilige Messe, um durch die Tröstungen der Religion gestärkt, den kommenden Gefahren desto sicherer Trotz bieten zu können. Auch ich versäumte dies natürlich nicht, und einen tiefen Anklang fanden die frommen Worte des Pfarrers in meinem Herzen, so daß ich ungleich gefaßter und beruhigter, als ich hineingegangen war, die Kirche wieder verließ.

Mich traf am heutigen Tage die Reihe, die Wache im Schlosse selbst mit beziehen zu müssen und ich

freute mich dieses Zufalles. War ich doch dadurch stets in der Nähe meiner Königin und konnte so am Besten für ihre Beschützung in der Gefahr mit sorgen helfen. Auch mehrere meiner nächsten Freunde, darunter auch Miomandre de Sainte Marie, traf heute die Reihe, auf die Schloßwache zu ziehen, worüber wir alle uns sehr freuten. Die übrigen Gardes du Corps erhielten Befehl, ihre Rosse satteln zu lassen, um sogleich, wenn der Pariser Pöbel komme, aufzusitzen und sich auf dem Schloßhofe aufzustellen.

Als dieser Befehl von dem Major Marquis Dagesseau gegeben wurde, glaubten wir, daß der König jetzt endlich entschlossen sei, die Waffen entscheiden zu lassen und brachen in einen lauten Jubel aus.

„Hurrah! wie wollen wir einhauen und mit unseren Säbeln diesen verdammten Pariser Demokraten auf die Köpfe fahren", rief ein Garde du Corps mit begeisterter Stimme.

„Es wird nicht eingehauen, meine Herren! Seine Majestät der König will nicht, daß die Waffen gebraucht und Gewaltthätigkeiten gegen das Volk angewandt werden", antwortete mit ruhigem Ton der Marquis Daguesseau, aber man konnte dabei dem zitternden Klange seiner Stimme wohl anmerken,

welche innere Überwindung es ihm kostete, diese Worte auszusprechen.

„Das ist ja eine Schändlichkeit — will man uns denn gleich wehrlosen Schafen hinschlachten lassen, ohne daß wir uns nur vertheidigen dürfen? Wahrhaftig, eine solche entwürdigende Rolle wie jetzt, ist der Garde du Corps noch niemals zugemuthet worden!" rief ein Garde du Corps in heftigem Zorne aus.

„Schweigen Sie, Herr! diese Worte sind der Uniform, die Sie zu tragen die Ehre haben, nicht würdig. Was der König über uns zu verfügen für gut findet, das getreulich zu erfüllen, gebietet uns Pflicht und Ehre", entgegnete der Major mit festem Tone, und beschämt schwieg der junge Garde du Corps, denn er selbst fühlte wohl die Wahrheit, die in diesen Worten seines Vorgesetzten lag.

Wir wußten also jetzt, was uns bevorstand, und wo möglich noch finsterer ward die Stimmung, die uns alle beseelte. Aushalten wollten wir bis auf den letzten Blutstropfen, denn so gebot uns die Pflicht, aber jetzt die Uniform der Garde du Corps zu tragen und doch keinen lebhaften Widerstand gegen den frechen Pöbel wagen zu dürfen, erfüllte uns mit gerechter Entrüstung.

Auch unsere Diener theilten diesen Zorn und lie-

ßen ihren Zungen einen freieren Lauf, als wir dies unserer Stellung nach durften. Besonders mein ehrlicher Pierre, dieser eisenfeste Bretagner, war wüthend über die klägliche Rolle, die man uns zumuthete und sprach sich so frei darüber aus, während er mir die Waffen für den Wachtdienst im Schlosse anlegte, daß ich endlich seine Reden nicht mehr mit anhören durfte und ihm Ruhe gebieten mußte. Dabei erzählte er mir triumphirend, wie er gestern Abend in einer Schenke zwei Pariser Demokraten, die Geld unter das Volk vertheilt und die frechsten Reden gegen die Königliche Familie geführt hätten, so windelweich zerklopft habe, daß sie gewiß auf mehrere Tage ihr Lager nicht mehr verlassen könnten. „So sollte es unser guter König nur mit allen diesen verdammten Demokraten und Revolutionären machen lassen, dann würde die Ruhe und Ordnung bald wieder zurückkehren“, schloß der ehrliche Bretagner seine Rede.

Überhaupt erzählten uns unsere Bedienten, die viel mehr in den Schenken waren, als wir dies natürlich unserer Stellung nach durften, an diesem Morgen noch weiter, mit welcher Frechheit die demokratischen Aufwiegler ihr Wesen daselbst trieben. Ganze Taschen voll Livresstücken führten dieselben bei sich und bewirtheten freigebig Alle, die mit ihnen auf ihre

revolutionären Reden anstoßen wollten. Besonders die Freudenmädchen, diese eifrigen Agentinnen der Freiheit und Gleichheit, zeigten sich wieder bei solchen Aufhetzereien sehr thätig, und suchten sich so ihr Geld zu verdienen, welches ihr Beschützer, der Herzog von Orleans, mit vollen Händen an sie spendete. Eine dieser würdigen Priesterinnen der Revolution hatte an zwei unserer Stallburschen die Summe von hundert Louisd'ors versprochen, wenn sie die Pferde der Garde du Corps durch ein Giftpulver, was ihnen gegeben werden sollte, vergiften wollten. So feige war dies elende Gesindel, daß es selbst den Widerstand, den wir an Zahl so schwachen Gardes du Corps seinem Treiben entgegensetzen konnten, fürchtete und nun durch Gift uns der Mittel zum Kampfe berauben wollte. Unsere Stallungen mußten sorgfältig bewacht werden, denn in den letzten Tagen hatten Brandstifter es wiederholt versucht, dieselben anzuzünden, wie auch andere verdächtige Individuen sich heimlich hatten hineinschleichen wollen. Statt solche Kerle sogleich aufknüpfen zu lassen, wie sie dies mit Fug und Recht verdient hätten, wurden sie in schwächlicher Schonung sogleich wieder freigelassen, um dann ihr freches Treiben alsbald von Neuem anzufangen.

In dem Schlosse, wo wir gegen Mittag die Wache

bezogen, trafen wir Alles in der größten Unruhe und Besorgniß und nur der König war in seiner unbegreiflichen Sorglosigkeit auch heute wieder auf die Jagd gefahren. Ich muß offen gestehen, sowohl mich wie auch alle meine Kameraden ergriff ein Gefühl der Entrüstung, was wir alle Mühe hatten zu verbergen, als wir diese Nachricht hörten. An einem Tage sogar, wie der heutige, wo die Krone Frankreichs, ja sein und seiner Familie Leben selbst, auf dem Spiele stand, fuhr der König auf die Jagd, um einige elende Fasanen zu schießen.

„Wir sind rettungslos verloren, denn man will uns ja dem Verderben preisgeben, aber laßt uns denn mit Ehren sterben, damit wenigstens das Andenken der Garde du Corps des Königs von Frankreich für alle fernere Zukunft rein und fleckenlos dastehe", rief Miomandre de Sainte Marie aus, und eine edle Begeisterung strahlte dabei aus seinen schönen Zügen. Seine Worte fanden Anklang in unserer Brust und nochmals gaben wir uns das Versprechen, daß nur über unsere Leichen die Empörer den Weg zu der Königlichen Familie finden sollten.

Unsere schöne Königin sollte an dem heutigen Morgen, da sie den beabsichtigten Zug der Pariser nach Versailles vernahm, schon sehr viel geweint und ihre Kin-

der mit dem Ausruf: „Ihr armen, armen Kinder, welchen Schrecknissen müßt ihr in Eurer Jugend schon entgegengehen", geküßt und umarmt haben. Später soll sie lange am Schreibtische gesessen und wichtige Briefe an ihre Kaiserlichen Verwandten nach Wien geschrieben haben. Jetzt war sie wieder ganz ruhig und gefaßt und vielleicht Diejenige in dem ganzen großen Schlosse, — wenigstens was die Hofpersonen anbetraf, — die am wenigsten den Kopf verloren hatte. O warum konnte Marie Antoinette nicht viele ihrer großartigen und kühnen Eigenschaften ihrem Königlichen Gemahl einimpfen, wahrlich, die Revolution hätte dann nie den Thron der Bourbons in Frankreich umzustürzen vermocht.

Die Königin hatte den Grafen Destaing, Commandanten von Versailles, zu sich kommen lassen, um mit ihm über die Mittel zur Vertheidigung des Schlosses, oder wenn er nicht glaubte, daß dies angehen würde, zur Flucht der gesammten Königlichen Familie nach Nantes sich zu besprechen. Der Graf Destaing war ein ritterlicher Ehrenmann durch und durch, aber in dieser Stunde der Gefahr reichte seine Energie zur genügenden Ausfüllung seines wichtigen Postens nicht ganz aus. Er hatte der Königin gesagt, daß die militairischen Kräfte, über die er zu ge-

bieten hätte, zu einer erfolgreichen Vertheidigung ihm nicht genügend erschienen, da man auf den weit größten Theil der Versailler Bürgergarde dabei nicht im Mindesten zählen dürfe und nun zur schleunigen Flucht dringend gerathen.

Gegen ½4 Uhr kam der König, dem man Eilboten über Eilboten nachgeschickt hatte, endlich von der Jagd wieder zurückgefahren. Die höchste Eile war nöthig, wenn man überhaupt etwas thun wollte, denn ein Reitknecht, den man, in Bauerkleider vermummt, auf der Straße nach Paris zur Recognoscirung derselben vorgeschickt hatte, kam auf schaumbedecktem Pferde jetzt wieder zurückgesprengt und meldete, daß der Zug der Pariser Demokraten längstens binnen einer Stunde in Versailles eintreffen könne. Der Mann, ein alter, erfahrener früherer Unterofficier, schätzte die Zahl der Kommenden auf einige 20,000 Menschen; darunter aber über die Hälfte Weiber, die zum Theil mit sehr abenteuerlichen Waffen sich herumschleppen sollten. Auch einige kleine Kanonen, die mit gewaltsam geraubten Bauernpferden bespannt waren, sollten sich an der Spitze dieses Zuges befinden. Von dem zügellosen Treiben, was dieser Pöbel, unter dem sich viele Freudenmädchen befanden, in Sevres, auf dem Wege von Paris nach Versailles, verübt hätte,

wußte dieser Reitknecht gräuliche Dinge zu erzählen. Schon war im Schlosse Alles zur Flucht der Königlichen Familie bereit. Mehrere einfache Wagen waren mit den ausdauerndsten Pferden des Marstalles bespannt worden, um die gesammte Königliche Familie fortzuschaffen und alle Gardes du Corps, insoweit sie nicht auf Schloßwache sich befanden, hatten schon aufsitzen müssen, um diese Wagen zu escortiren. Wollte man den Kampf nicht wagen, — und jetzt am Nachmittag, wo noch gar keine Anstalten hierzu getroffen waren, glaube ich selbst, daß derselbe nur geringe Aussichten mehr auf einen günstigen Erfolg gehabt hätte, so war diese Flucht entschieden das Beste, was man thun konnte. Den Gardes du Corps wäre es sicherlich gelungen, die Königliche Familie auf dieser Fahrt zu geleiten und einmal in Nantes, oder an einem anderen treuen Orte angekommen, hätte der König mit voller Entschiedenheit den ferneren Kampf gegen die Revolution beginnen können.

Als der König diese Vorbereitungen zur Flucht erfuhr, ertheilte er sogleich Befehl, daß dieselben wieder aufgehoben werden sollten. Er glaubte noch immer an keine ernstliche Gefahr und hielt es unter der Würde eines Königs von Frankreich, vor einem Pöbelhaufen zu fliehen. Viele Familien des Hofadels flüchteten

aber schon an diesem Tage aus Versailles, ja selbst mehrere Herren aus der Umgebung des Königs waren feige genug, ihren Herrn und Gebieter jetzt in der Stunde der Gefahr zu verlassen, nachdem sie sich früher an den Strahlen seiner Gunst genug gesonnt hatten.

Wir Gardes du Corps der Wache, insoweit wir nicht auf Posten standen, verbrachten die Stunden in dem Saal der Garde du Corps. Wir waren immer mehr überzeugt, jetzt nutzlos geopfert zu werden und wenn wir natürlich dadurch auch nicht in unserer Pflichttreue schwankend wurden, so erfüllten uns doch finstere Gedanken.

Welch' ängstliches Hin- und Herstürzen herrschte dabei im ganzen Schlosse in Versailles und wie ließen viele dieser Höflinge ihre Köpfe, die sie früher so hochmüthig emporgetragen hatten, jetzt in kläglicher Angst hängen. Auch ein Weinen und Jammern der Hofdamen und ihrer Dienerinnen konnte man sehr häufig schon vernehmen; wie denn das ganze weite Schloß nur zu viele Scenen der Trostlosigkeit darbot, die Jedem, der sie mit erleben mußte, stets unvergeßlich bleiben werden.

Gegen ½5 Uhr, als der trübe Regennachmittag schon fast in Dämmerung übergehen wollte, kam die

Kunde, daß die Haufen der Demokraten ihren Einzug in Versailles zu halten anfingen. Ein wüstes Geschrei erfüllte bald die Straßen und den großen Platz vor dem Schlosse, und wir konnten auch schon wiederholt Flintenschüsse dazwischen hören. Auf einzelne Gardes du Corps waren diese Schüsse gerichtet und unsere armen Kameraden mußten sich niederschießen lassen und durften sich dennoch, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, nicht einmal ihrer Waffen zur Vertheidigung bedienen. Wahrlich, ich glaube, daß niemals die unbedingte Pflichttreue irgend einer Truppe auf eine härtere Probe gestellt wurde, als dies mit der Garde du Corps des Königs von Frankreich am 5. und 6. October 1789 in Versailles geschah. Glänzend bestand unser braves Corps dieselbe und noch jetzt rechne ich es zum höchsten Stolz meines Lebens, mich an diesen Tagen in den Reihen der Garde du Corps befunden zu haben.

Einer unserer Officiere, Herr v. Savonnieres, ein Ehrenmann durch und durch, war das erste Opfer, was an diesem Tage fiel. Ein als Weib verkleideter Pariser Demokrat zerschmetterte demselben durch einen Flintenschuß das Schulterblatt, so daß er bald an den Folgen seiner Wunde starb.

Als der Pariser Pöbelhaufe, untermischt mit der

Hefe der Versailler Bevölkerung und auch mehreren abtrünnigen und größtentheils stark betrunkenen Soldaten des Regiments Flandern, den Platz vor dem Schlosse anfüllte, waren alle Thore des Schloßhofes selbst sogleich geschlossen worden. Eine Deputation der aus Paris gekommenen Weiber hatte jedoch Eintritt in das Schloß gefunden und ward nun von irgend einem demokratischen Wortführer dem Könige vorgestellt, um diesem die Wünsche der freien Bürgerschaft von Paris vorzutragen. Die Sprecherin dieser würdigen Deputation war ein bekanntes Freudenmädchen aus dem Palais=Royal, Louise Chabry, die bis dahin für einen Louisd'or Jedem, der danach verlangte, ihre höchsten Gunstbezeugungen verkauft hatte. Als diese Mädchen durch den großen Vorsaal, in dem wir uns befanden, gingen und dabei sich erinnerten, wie viele von uns sich ihre Gunstbezeugungen früher schon erkauft hatten, errötheten sie doch trotz ihrer Frechheit und senkten die buhlerischen Augen scheu zu Boden. Nur eine dieser Wortführerinnen der Freiheit, Jeanette Rolin, ebenfalls ein bekanntes Freudenmädchen, sagte zu einem von uns, einem sehr schönen, lebenslustigen, jungen Manne, der häufig in Paris war: „Nun, mein schöner Garde du Corps, da Sie mich so lange nicht mehr in Paris besucht

haben, so bin ich sogar nach Versailles gekommen, um Sie hier zu besuchen. Ist das nicht artig von mir?" Verächtlich drehte der so Angeredete der schamlosen Dirne den Rücken.

Und diese Freudenmädchen empfing ein König von Frankreich in seinem Privatzimmer und ließ sich herab, mit ihnen in Unterhandlung zu treten und durch ihren Mund dem Volke Versprechungen zu machen!

Der Tumult, das wüste Lärmen und Toben der aufgeregten Menge rings auf dem Platze vor dem Schlosse, steigerte sich bei Einbruch der Dunkelheit noch immer mehr. Der Zuzug von bewaffneten Banden aus Paris war noch stärker geworden und damit hatte sich auch die Gefahr für die Königliche Familie vermehrt. An mehreren Stellen hatte der Volkshaufe große Feuer angezündet und wir konnten aus den Fenstern unseres Wachtsaales sehen, wie bei dem grellen Schein derselben ganze Haufen von Männern und Weibern die frechsten Tänze aufführten. Ich war die ganze Nacht im Schlosse, wo mein Dienst mich fesselte, und habe daher nicht gesehen, was sich Alles draußen zutrug, doch ist mir später von glaubwürdigen Augenzeugen erzählt worden, daß überall die frechsten Orgien auf die schamloseste Weise gefeiert wären. Viele hundert öffentliche Freudenmädchen und

mehrere tausend Weiber der gemeinsten Art waren allein heute wieder aus Paris gekommen, und dazwischen nun die Hefe des Pariser und Versailler Pöbels, untermischt mit gänzlich betrunkenen Soldaten des Regiments Flandern und der ehemaligen Französischen Garde; man kann sich daher denken, welche Scenen der Liederlichkeit und Unflätherei überall öffentlich vorfielen. Und in all diesem Getreibe waren die Agenten des Herzogs von Orleans, — ja man sagt, er selbst sogar wäre verkleidet dabei gewesen, unermüdlich thätig, Geld auszuspenden und die Rotten zu noch größeren Gewaltthätigkeiten gegen die Königliche Familie anzuspornen. Auch Mirabeau, Barnave, Sieyes und noch mehrere andere Führer der Demokratie sollen sich die ganze Nacht unter diesem Pöbel umhergetrieben und denselben zu noch größeren Rohheiten und Gewaltthätigkeiten angereizt haben.

Zwischen all diesem Getobe erschollen mitunter einzelne Flintenschüsse, welche von der Volksmenge durch die Gitter der Thore auf die, im Schloßhofe aufgestellten Wachtposten der Garde du Corps gerichtet wurden. Wenn auch die meisten dieser Schüsse nicht trafen, so verfehlten einige doch nicht ihr Ziel, und mehrere meiner Kameraden waren schon als Opfer ihrer Pflichttreue gefallen, oder wälzten sich schwer-

verwundet in ihrem Blute. Vertheidigen durften wir uns aber noch nicht; nur uns tödten zu lassen, war uns erlaubt, der Widerstand aber verboten — so wollte es unser König, dem wir zu gehorchen hatten.

Noch jetzt am Spätabend ward dem Könige wiederum der Plan zur heimlichen Flucht vorgelegt. Wenn dieselbe auch jetzt schon ungleich gefährlicher war, als am Nachmittag, denn überall umschwärmten die Pöbelhaufen das Schloß, so war doch der Plan noch ausführbar. Zwei starke Wagen mit den besten Pferden des Marstalles bespannt, von geschickten Kutschern geführt und von hundert muthigen und entschlossenen Reitern escortirt, hätten sich schon mit Gewalt den Durchbruch durch die zügellosen, zerstreuten und vielfach betrunkenen Volkshaufen bahnen können. Wenn auch von der Escorte vielleicht der größte Theil bei dieser Flucht geblieben wäre, es hätte dies nichts ausgemacht, denn jeder Garde du Corps wäre stolz gewesen, bei solchem Kampfe sein Blut für die Rettung der Königlichen Familie zu vergießen. Wie unendlich viel lieber hätten wir diesen Untergang dem nutzlosen Hingeschlachte, zu dem wir jetzt verdammt waren, vorgezogen.

Aber selbst jetzt noch nicht, wo schon manche seiner treuen Leibwächter ermordet waren und die Pö-

belhorden die größten Gewaltthätigkeiten verübten, wollte der König an eine drohende Gefahr für sich und seine Familie glauben. Einen Augenblick soll der König schon zur Flucht bereit gewesen sein, als man ihm aber bemerkte, daß es wahrscheinlich bei dersel- ben zu einigem Kampfe zwischen der Escorte und dem Pöbel kommen werde, hat er ausgerufen: „Nein, dann werde ich nicht fortreisen, denn meinetwegen soll kein Blutstropfen fließen", und nun ist jedes fernere Zureden ganz vergeblich gewesen.

Als der König jeden Fluchtversuch so entschieden ablehnte, hat man die Königin, gegen welche unge- rechter Weise der Zorn des Volkes in besonders ho- hem Grade aufgeregt war, bewegen wollen, allein zu fliehen. Dieselbe hat dies aber mit aller Enschieden- heit verweigert und mit ihrer hochherzigen Seele die Worte gesprochen: „Niemals werde ich feige den Kö- nig oder meine Kinder verlassen, und was für ein Loos dieselben auch treffen mag, so gebietet es meine Pflicht, dasselbe mit ihnen zu theilen."

So geschah denn wiederum nichts, und das ver- hängnißvolle Schicksal behielt seinen Lauf.

Am Abend kam mein treuer Pierre zu mir in den Wachtsaal und erzählte voll Entrüstung die vie- len Gräuelthaten, die der Pöbel in der Stadt schon

begangen habe. Er sagte mir auch, daß überall davon gesprochen wurde, diese Nacht solle das Schloß gestürmt und bei der Verwirrung, welche dann in der Dunkelheit entstehen würde, die gesammte Königliche Familie ermordet werden. Auch einige leicht verwundete Gardes du Corps, die vom Pöbel arg mißhandelt waren, kamen jetzt zu uns in den Wachtsaal und erzählten die grausigsten Dinge von den Scenen, die sie in den letzten Stunden erlebt hatten. Gegen Mitternacht langte auch der Marquis La Fayette, der eine so zweideutige Rolle bei dieser ganzen Revolutionsgeschichte spielte, mit seiner Nationalgarde und einem Theil der aufrührerischen Französischen Garde aus Paris an. Angeblich geschah dies, um die Königliche Familie gegen den Pöbel zu schützen, in Wahrheit aber, um dieselbe in die Gefangenschaft nach Paris zu führen und jeden Widerstand von uns Gardes du Corps und den treuen Schweizern unmöglich zu machen. Ich glaube gern, daß der Marquis La Fayette damals nicht die Absicht hatte, die Königliche Familie auf das Schaffot bringen zu lassen und überhaupt jede persönliche Grausamkeit verabscheute; sonst aber trifft ihn mit Recht der Vorwurf, einer der Hauptbeförderer dieser unheilvollen Pariser Revolution gewesen zu sein und zur Verringerung

des Königlichen Ansehens nicht wenig mit beigetragen zu haben. Auch ihn traf der verdiente Lohn und er mußte als ein Flüchtling sein Vaterland lange meiden, bis er wieder zurückgekehrt, 1829 seine Intriguen von Neuem anfing.

Als La Fayette mit noch einigen anderen Herren sich zum Könige begab, mußte er durch den Wachtsaal gehen, in dem wir Gardes du Corps, die nicht auf Posten standen, versammelt waren. Er sah unsere finsteren Mienen und sagte zu dem Garde du Corps Luckerque, den er persönlich kannte: „Haben Sie keine Furcht, mein Herr, ich will schon für Ihre Sicherheit sorgen.“

„Wie kann man von uns Gardes nur glauben, daß wir Furcht hätten; gerechten Zorn fühlen wir, daß man uns nicht gleich erlaubte, die Waffen zu gebrauchen!“ antwortete ihm dieser mit finsterer Miene und ging dann fort, ohne eine weitere Antwort des Marquis abzuwarten.

Als der Marquis La Fayette wieder aus dem Zimmer des Königs zurückkam, sah sein Gesicht, was stets einen mir persönlich unangenehmen Ausdruck hatte, ungleich triumphirender als früher aus. Mit erhobener Stimme sagte er ganz laut zu uns: „Alles ist in Ordnung gebracht, meine Herren! Der König

erlaubt, daß die vormalige Französische Garde ihre Posten wiederum einnehme, und der Wille Seiner Majestät ist, daß auch Sie morgen die dreifarbige National-Kokarde anlegen sollen. Gute Nacht, meine Herren! Es ist keine Gefahr zu besorgen; ich werde für die Sicherheit des Schlosses schon bürgen."

„Ehe ich meine weiße Kokarde ablege, gehe ich nach Hause und werde lieber Arbeitsmann!" rief in höchstem Zorne jetzt der Garde du Corps Varicourt aus. In demselben Augenblick hörte man die Trommeln, mit denen ein Theil der Französischen Garde aus Paris, die zuerst dem schändlichen Verrathe ihre Reihen geöffnet hatte, in dem Schloßhofe auf Wache zog.

„Und mit diesen meineidigen Schuften sollen wir jetzt zusammen Dienste thun! O Tag der Schande und Schmach!" rief der heißblütige Luckerque.

„Mäßigen Sie sich, Kamerad, es gilt jetzt die Rettung der Königlichen Familie und davor muß jede andere Rücksicht in den Hintergrund treten", verwies ihn der stets ruhig besonnene Miomandre de Sainte Marie.

Als die Nacht immer weiter vorrückte, ward es allmählich auf den Straßen und Plätzen der Stadt etwas ruhiger, denn der größte Theil des Pöbels hatte sich hingelegt, um seinen Rausch auszuschlafen.

Auch in den weitläuftigen Sälen und Gängen des großen Schlosses von Versailles, dieses bis dahin so stolzen Sitzes der Könige von Frankreich, ward es allmählich stiller und stiller. Der größte Theil der gedankenlosen Hofleute und der schwachen und leichtgläubigen Umgebung des Königs, hatte den falschen Worten des Marquis La Fayette, daß er für die Sicherheit des Schlosses bürge, nur zu thöricht Vertrauen geschenkt. Selbst der Graf Destaing, der Commandant des Schlosses, der allmählich den Kopf immer mehr und mehr verloren hatte, zog es jetzt vor, sich zur Ruhe zu legen, statt wachsam mit dem Degen in der Hand auf seinem gefährlichen, aber ehrenvollen Posten zu bleiben. Die Königliche Familie, erschöpft von den mannigfaltigen traurigen Eindrücken dieses Tages, und ebenfalls nur zu sehr der Bürgschaft des Marquis La Fayette vertrauend, hatte sich ebenfalls in ihre Schlafgemächer zurückgezogen, um die Ruhe zu suchen, und die Dienerschaft war dem Beispiele ihrer Gebieter gefolgt.

So war gegen 3 Uhr Morgens Alles ziemlich still im Schlosse und nur wir Gardes du Corps und die wenigen treuen Schweizer wachten für die Ruhe unseres Königlichen Herrn. War es doch die letzte Nacht, daß der König von Frankreich unter dem

Schutze seiner Garde du Corps das müde, sorgenschwere Haupt zum Schlummer niederlegen konnte.

Eine düstere, unheimliche Nacht war es, der Sturmwind heulte laut durch die entblätterten Bäume des Versailler Parks und trieb die schweren Regentropfen klatschend an die hohen Bogenfester des Schlosses.

Um 3 Uhr traf mich die Reihe, mit meinem Freunde Miomandre de Sainte Marie den Posten in einem Vorsaal, der zu den Gemächern der Königin führte, zu beziehen. Trübe waren die Gedanken, die uns erfüllten, ernst die Worte, die wir uns leise zuflüsterten, während wir den Karabiner im Arm, den Pallasch an der Seite, die Sicherheit unserer Königlichen Herrin bewachten. Wir trauten beide der Bürgschaft des Herrn Marquis La Fayette nicht im Mindesten und hielten die jetzige Ruhe nur für die augenblickliche Stille, die jedem gefährlichen Sturm voranzugehen pflegt. Schon die nächsten Stunden sollten uns zeigen, daß wir nur zu sehr hierin Recht gehabt hatten.

Gegen 5 Uhr Morgens, als eben das erste Grauen des Tages zu dämmern begann, fing der Lärm auf dem Platze vor dem Schlosse von Neuem an. Die grausamen Rotten hatten in dem Schlaf

frische Kräfte für das blutgierige Werk, was sie jetzt beginnen wollten, gefunden. Die meineidigen, treulosen Soldaten der ehemaligen Französischen Garde, denen der Herr v. La Fayette mit so pomphaften Worten die Sicherheit des Königlichen Schlosses anvertraut hatte, waren ihrer Gewohnheit nach wieder Verräther geworden. Sie hatten mehrere Haufen der blutgierigsten Mörder aus Paris, Kerle, die schon eine lange Schule jeglicher Verbrechen durchgemacht hatten und sich daher vortrefflich zu Agenten des Herzogs von Orleans eigneten, verrätherischer Weise durch das Schloßthor, welches man ihrer Bewachung anvertraute, in den innern Schloßhof eingelassen. Unsere zwei Kameraden von der Garde du Corps, die hier auf Posten standen, wurden die ersten Opfer dieser Mörder. Nach muthiger Gegenwehr, so weit diese bei der hundertfachen Übermacht der Angreifer möglich war, fiel der eine Garde du Corps, Deshuttes, während es dem andern, obgleich mehrfach verwundet, gelang, sich zu uns zu flüchten.

Der wüste Lärm des Kampfes, das gräßliche Gebrülle der Mordschaaren, welche in immer größerer Zahl in den Schloßhof eindrangen, tönte bald zu uns herauf.

„Jetzt erfüllt sich meine Ahnung, — nur die Rettung der Königlichen Familie gilt es, alles Übrige

ist gleich!" rief Miomandre de Sainte Marie aus. Die auf den Treppen und Gängen als Posten ausgestellten einzelnen Gardes du Corps kamen jetzt im eiligsten Laufe zu uns in das Vorzimmer der Königin, da sie aus den Zurufen der Mordbanden gehört hatten, daß hierher der Hauptsturm geführt werden solle. „Rettet die Königin, sonst ist sie verloren!" rief der Garde du Corps Varicourt aus, indem er aus mehreren Wunden blutend, in den Vorsaal gestürzt kam.

Eine Rotte wilder Kerle, wohl 40 bis 50 an der Zahl, stürmten mit lautem Geschrei, aus dem man die blutdürstigsten Drohungen und gemeinsten Schimpfworte gegen die Königin heraushören konnte, jetzt gegen unseren Vorsaal an. Schon war der erste dieser Kerle, ein riesiger Mensch, in der Kleidung eines Metzgerknechtes der Pariser Fleischbänke, in der einen Hand eine hellbrennende Pechfackel, in der anderen ein scharfes Schlachtmesser tragend, in die Thür eingedrungen. Ich, der ich am nächsten war, suchte ihn wieder fortzudrängen; da stieß der Kerl mit seinem Messer nach mir und verwundete leicht meine Brust, obgleich die Kraft des Stoßes durch mein breites Bandelier sehr geschwächt wurde. Es war uns zwar jeder Widerstand verboten, allein in dem Augenblick über-

wog der Trieb der Selbsterhaltung jede weitere Rücksicht, und ich hieb dem Kerl mit dem Kolben meines Karabiners so auf den Kopf, daß er einige Schritte zurücktaumelte. Diesen Augenblick benutzte Miomandre de Sainte Marie und riß die beiden starken Flügelthüren, die aus dem Saal auf den Gang führten, mit aller Gewalt zu. In der größten Eile schleppten wir nun die schweren Tische und Stühle, die im Vorzimmer waren, vor diese Thür und verrammelten dieselbe, so gut es gehen wollte, gegen die tobende und fluchende Schaar. Da die Thürflügel selbst sehr fest aus kernigem Eichenholz gearbeitet waren, so konnten wir hoffen, die Mörder wenigstens so lange, bis die Königin sich gerettet hatte, aufzuhalten.

Da mein Karabiner durch den Schlag, den ich damit ausgetheilt hatte, zerbrochen war, so zog ich jetzt den Pallasch und lief zugleich nach dem Vorgemach, welches unmittelbar vor dem Schlafzimmer der Königin sich befand. Ich fand die Thüre verschlossen und hörte von innen die mir bekannte Stimme der ersten Kammerfrau der Königin, Madame Thibault, klagen und schluchzen.

„Um Gotteswillen, Madame, retten Sie die Königin, wir können die wüthende Mörderschaar kaum

noch fünf Minuten aufhalten!" rief ich in höchster Angst derselben zu. Bald öffnete sich auch die Thür und die Königin in sehr leichter Toilette, ohne Schuhe an den Füßen, kam auf uns zugelaufen. „Rettet meine Kinder, rettet mich, meine treuen Freunde!" rief sie in höchster Bestürzung und Thränen flossen dabei über ihr schönes, jetzt aber in der Todesangst so bleiches Gesicht. Laut konnte man dazwischen das Mordgebrüll der Menge und das Krachen der unter ihren Beilen schon niederfallenden Thür vernehmen. Schon in den nächsten Secunden konnte das Mordbeil das Haupt der Königin bedrohen.

Ein Garde du Corps, La Roque de Saint Virien, faßte sie rasch an der Hand und mit den Worten: „Hierher Madame, hier ist allein die Flucht noch möglich", riß er sie schnell durch eine andere Thüre, welche nach mehreren Zimmern und durch diese in den großen Wachtsaal der Garde du Corps führte, um so in das Schlafgemach des Königs zu gelangen. Daß ein geheimer Gang aus dem Schlafzimmer der Königlichen Frau in das des Königs führte, wußte der Garde du Corps nicht, und sowohl die Königin selbst, wie auch ihre Kammerfrau, hatten vor Schreck alle Geistesgegenwart verloren, so daß sie von selbst diesen näheren und sicheren Gang nicht benutzten.

Kaum war die Königin aus dem Zimmer verschwunden, so sank die Thür des Vorsaales zerschmettert zusammen und die Mörderschaar stürzte mit rachgierigem Geschrei auf uns ein. Wir liefen nun in das zweite Gemach zurück und da es uns nicht mehr gelingen wollte, die Thür desselben ebenfalls zu verrammeln, so opferte der edle Miomandre de Sainte Marie sich auf, um der Königin einige Secunden mehr zu ihrer ferneren Flucht zu verschaffen. Er stemmte seinen Carabiner quer in die Thüre, um so den Eingang durch dieselbe zu versperren und obgleich er schon aus zahllosen Wunden blutete, so wußte er mit seiner riesigen Kraft die Waffe doch mehrere Augenblicke festzuhalten und so die Rotte zurückzudrängen. Ein Kolbenschlag schlug ihn endlich zu Boden und über den Körper des treuen Wächters stürzten die Mörder in wilder Lust, ihr Königliches Opfer zu suchen. In demselben Augenblick hieb ein Kerl mir auch mit einem Säbel über den Kopf, so daß eine weite Wunde aufklaffte und ich in die Knie stürzte. Ich wäre ohne Weiteres verloren gewesen, allein ein Kamerad riß mich auf und zu sich in das Nebenzimmer, dessen Thür noch zugeschlagen wurde, bevor die Mörderschaar uns nacheilen konnte. Zwar strömte mir das Blut aus meiner Wunde, die sich über die ganze Stirne hin-

wegzog, allein meine Jugendkraft machte es mir noch möglich, mich auf den Beinen zu halten.

In dem großen Wachtsaal, wohin wir nun eilten, waren alle Gardes du Corps der Schloßwache, die der Ermordung bisher entgangen waren, nebst mehreren Cavalieren des Hofes versammelt. Mehrere von meinen Kameraden waren ebenfalls schon verwundet, anderen hatte man die Kleider vom Leibe gerissen und sie sahen schrecklich aus. Wir alle waren dabei in der größten Aufregung und schwuren jetzt, da doch unser Untergang schon entschieden schien, uns mit den Waffen in der Hand bis zu dem letzten Augenblick zu vertheidigen und unser Leben wenigstens theuer zu verkaufen.

In der großen Verwirrung, die im Schlosse jetzt herrschte, waren auch mehrere Hofdamen mit ihren Kammerzofen in diesen Saal gekommen und unter diesen auch meine schöne Cousine, die mir bei dem Bankett die weiße Kokarde geschenkt hatte. Jetzt erwies mir das muthige Mädchen, das sich ungemein gefaßt zeigte, den wichtigen Dienst, ein langes, weißes Halstuch fest um meine stark blutende Stirn zu binden, so daß ich wenigstens für den Augenblick keine weitere Verblutung zu befürchten hatte. Ich war dabei so in Aufregung, daß ich von den beiden Wunden gar keinen Schmerz empfand. Während ich indeß meine

Wunden verbinden ließ, hatten meine Kameraden alle schweren Stühle, Bänke und Tische vor die Thüren geschleppt, um diese damit zu verbarrikadiren und so die Vertheidigung zu kräftigen. Als wir noch mit diesen Vertheidigungs=Anstalten beschäftigt waren, klopfte es an eine der großen Hauptthüren und Grenadiere der Pariser Nationalgarde, die mit dem Marquis La Fayette gekommen waren, verlangten Einlaß. Wir verweigerten ihnen denselben anfänglich und erklärten, uns bis auf das Äußerste vertheidigen zu wollen; allein, als ein Officier dieser Grenadiere mit seinem Ehrenwort dafür bürgte, daß sie nur zu unserem Schutze gekommen seien, wurde die Thüre geöffnet. Die Grenadiere drangen mit Jubel ein, lobten sehr, daß wir die Rettung der Königlichen Familie durch unser standhaftes Ausharren ermöglicht hätten und erklärten dann, daß die ganze Pariser Nationalgarde von nun an zu unserem Schutze bereit sein würde. Ich konnte den Schmerz über die so eben erst geschehene grausame Ermordung so mancher meiner tapferen Kameraden noch nicht überwinden und war daher ziemlich unempfänglich gegen diese Lobeserhebungen. Nur über die augenblickliche Rettung der Königlichen Familie freute ich mich sehr, denn die Grenadiere jagten jetzt mit gefälltem Bajonnett alle

diese Mörder und Räuber, die arg in den Gemächern der Königin gehaust hatten, aus dem Schlosse. Der Marquis La Fayette mochte endlich fühlen, daß er doch etwas thun lassen müßte, um sein Wort, er würde für die Sicherheit der Königlichen Familie bürgen, einzulösen.

Wenn der Königlichen Familie nun auch vorerst das Leben gerettet wurde, damit sie nachher noch eine lange Zeit auf das Unwürdigste behandelt und dann auf das Schaffot geschleppt werden sollte, so betrachtete man sie doch sonst als Gefangene. Eben so ging es auch uns Gardes du Corps, denn eine starke Abtheilung der Pariser Nationalgarde bewachte uns und erlaubte keinem Einzelnen die Entfernung. Ich bat, nach einem Arzt gehen zu dürfen, um meine tiefe Stirnwunde gehörig verbinden zu lassen, da ich schon so viel Blut verloren hatte, daß ich mich kaum auf den Füßen erhalten konnte; allein man verweigerte mir diese Erlaubniß. Auch unser Hotel hatte man gänzlich ausgeplündert, alle unsere Privatsachen geraubt, wie auch die Pariser Nationalgarde unsere Pferde für ihren eigenen Gebrauch mitgenommen hatte. Dabei fällt mir ein, daß Pierre mir später oft mit sehr triumphirender Miene erzählte, mein Roß, ein sehr böses, schwierig zu reitendes Thier, habe den Officier

der Pariser Nationalgarde, der es geraubt und bestiegen hätte, sogleich abgeworfen, so daß derselbe einen Fuß gebrochen. Das wilde Thier hatte dann noch Leute aus dem Volke umgerannt und war in's Freie gelaufen, ohne daß es wieder eingefangen werden konnte. Erst am zweiten Tage hatte Pierre dasselbe wieder erlangt und dann wohlfeil verkauft, da ich es für die Gegenwart doch nicht gebrauchen konnte.

Was sich an dem Morgen des 6. Octobers bis zur gewaltsamen Abführung der Königlichen Familie nach Paris noch weiter begab, davon habe ich keine klare Vorstellung mehr. Ich war nämlich in ein heftiges Wundfieber verfallen, so daß ich nicht mehr klar beobachten konnte, was rings um mich herum vorging. So viel weiß ich nur noch, daß mich die Nachricht, mehrere Gardes du Corps und darunter zwei nähere Freunde von mir, wären in unserem Hotel ermordet worden, tief erschütterte. Besonders der Tod des Garde du Corps Desmiens, eines ausgezeichneten jungen Mannes, ging mir sehr zu Herzen.

Ohne Zweifel wäre ich jetzt elend umgekommen, wenn mich nicht die Treue und Besonnenheit des wackeren Pierre gerettet hätte. Derselbe hatte seine Bedientenlivrée, in der er bei dem Pöbel nur Beleidigungen ausgesetzt gewesen wäre, abgeworfen und

eine Arbeiterblouse angelegt. So suchte er mich im ganzen Versailler Schloß auf, und fand mich endlich in ganz bewußtlosem Zustande unter einem Tische im Winkel des Wachtsaales liegen. Fast instinktmäßig hatte ich mich dahin geflüchtet, als mir vor Blutverlust die Kräfte schwanden und es mir dunkel vor den Augen ward. Mein Pierre hatte nun einen Vetter in Versailles wohnen, einen ebenso treuen Bretagner, wie er selbst war, der sich als Gartenarbeiter redlich ernährte und von mir oft kleine Gefälligkeiten erhalten hatte. Diese beiden treuen und starken Männer hatten mir rasch meine zerfetzte und blutige Uniform der Garde du Corps abgerissen, eine Arbeiterblouse angelegt und nun in der herrschenden Verwirrung als einen verwundeten Mann des Volkes aus dem Schlosse fortgetragen. Da unser Hotel zerstört war und auch sonst einen sehr unsicheren Aufenthalt abgegeben hätte, so waren die beiden Männer besonnen genug gewesen, mich in das kleine, abgelegene Häuschen des Gartenarbeiters zu tragen, damit ich dort meine Wiederherstellung erwarten solle. Ich war daselbst bald in ein heftiges Fieber verfallen, so daß ich mehrere Monate am Rande des Grabes schwebte und keine Vorstellung hatte, was während dieser Zeit um mich vorging.

Viertes Capitel.

Wiederherstellung. Aufenthalt in Paris. Beschimpfungen des Königthums. Abgelehnte Theilnahme an einer royalistischen Verschwörung. Duell mit einem demokratisch gesinnten Dragoner-Officier. Verhaftung und Ausweisung aus Paris. Soldatenmeuterei in Nancy und ihre Schrecknisse. Dienste als Volontair-Officier beim Regiment Royal-Allemand-Dragoner. Straßenkampf in Nancy und Besiegung der Meuterer.

Mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt, die ich diesen braven Leuten leider niemals habe wieder vergelten können, pflegten mich der wackere Gartenarbeiter und sein Weib, eifrig dabei von meinem treuen Pierre unterstützt. Meine Wunden wurden von einem geschickten Wundarzt in Versailles sorgsam behandelt, und so konnte ich Gott dem Allmächtigen nur danken, daß ich zu so wohlthätigen Leuten gekommen war. Die ungeschwächte Jugendkraft, die ich

besaß, entriß mich endlich dem Grabe, an dessen Rand ich nach der Versicherung des Arztes längere Zeit geschwebt hatte. Mit dem beginnenden Frühling des Jahres **1790** war ich endlich so weit wieder hergestellt, um mein Lager verlassen und bald nachher auch auf den Arm meines Pierre gestützt, langsamen Schrittes draußen im Freien spazieren gehen zu können. Was ich jetzt aber erfuhr, drückte mich geistig ungemein nieder und verursachte meinem Herzen tiefere Schmerzen, wie es die letzten Wunden dem Körper gethan hatten. Der demokratische Schwindel hatte seit jener Unglücksnacht im Versailler Schloß noch mehr um sich gegriffen, und besonders Paris, dieser ständige Heerd, auf dem alles Unheil, was Frankreich jemals betroffen hat und für alle Zukunft betreffen wird, seinen Ursprung erhält, befand sich in der vollsten Anarchie. Der freche Bösewicht, der Herzog von Orleans, dessen Name für immer mit tiefer Schande bedeckt sein wird, hatte sein verrätherisches Werk noch weiter ausgeführt und seine Helfer und Helfershelfer ihn nur zu sehr dabei unterstützt. Mitten unter diesen blutgierigen Rotten befand sich aber die gesammte Königliche Familie in Paris, und wenn auch damals dem Namen nach noch nicht ganz, so war sie doch in Wahrheit in strenger Gefangenschaft. Unser Corps

bestand jetzt nicht mehr und die meisten meiner Kameraden hatten sich in ihre heimathlichen Provinzen zerstreut. Der Sache der Revolution hatten sich glücklicher Weise nur wenige verblendete oder von einem ungemessenen Ehrgeiz erfüllte ehemalige Gardes du Corps angeschlossen; meine meisten Kameraden blieben, wie dies auch ihre heilige Pflicht war, für ihr ganzes Leben der weißen Fahne der Bourbons stets getreu.

Als ich nur erst so weit wieder hergestellt war, um täglich einige Stunden auf den Füßen sein zu können, drängte es mich nach Paris, um dort aus dem Munde meiner Cousine Gabriele, die noch immer in dem Gefolge Ihrer Majestät der Königin verweilte, etwas Näheres zu erfahren. In einen einfachen Civilrock verkleidet, denn in der Uniform der Garde du Corps wäre man in den Straßen von Paris kaum seines Lebens mehr sicher gewesen, fuhr ich in Begleitung meines Pierre dahin ab. Welchen widerlichen Scenen mußte ich dort zusehen, wie hatte ich die größte Mühe, mein vor gerechtem Zorn kochendes Blut stets zu beruhigen, wenn ich sah, auf wie freche Weise bei jeder Gelegenheit das legitime Königthum jetzt verspottet wurde. Nicht geringe Selbstüberwindung mußte ich jetzt in Paris fast täglich, ja stündlich anwenden, wenn ich mich nicht gänzlich nutzlos

der drohendsten Gefahr preisgeben wollte. Die Königin ward von den Revolutionären so arg bewacht und es durften sich derselben nur so wenige Personen nahen, daß es mir viele Schwierigkeiten machte, zu meiner Cousine Gabriele zu gelangen. Mit Thränen in den Augen empfing mich das reizende junge Mädchen, und konnte gar nicht mit den Erzählungen von den größten Rohheiten, denen die Königliche Familie täglich ausgesetzt war, aufhören. Wie edel und würdevoll benahm sich die Königin aber allen diesen Mißhandlungen gegenüber und entfaltete jetzt im Unglück erst ihre wahre Seelengröße. Eine schwärmerische Anhänglichkeit für ihre hohe Gebieterin erfüllte aber auch die wenigen Frauen des Gefolges, die man ihr gelassen hatte. Selbst meine kleine reizende Cousine, sonst noch so kindlich heiter und ganz der Lust des Lebens sich hingebend, war jetzt so ernst und gefaßt, daß sie mir förmlich imponirte. „Nur die größte Gewalt kann mich von meiner Königin trennen, sonst werde ich stets derselben folgen und sollte dies auch bis in den finstersten Kerker oder selbst bis auf das Schaffot sein", sagte das junge Mädchen und eine tiefe Begeisterung strahlte dabei aus ihren schönen blauen Augen. Vollkommen hat sie dies schwere Versprechen auch gelöst und bis auf den letzten Athemzug

hörte ihr Herz nicht auf, für ihre Königin, die einen Tag vor ihr hingerichtet wurde, zu schlagen, wie mir später eine alte Gefangenwärterin, die sie in ihrer Gefängnißzelle bediente, erzählte.

Sehr gern hätte ich jetzt die Königin gesprochen, ja nur in unmittelbarer Nähe gesehen, allein dieselbe ward so streng von ihren revolutionären Wächtern umgeben, daß dies nicht gelingen wollte. Der häufige Verkehr mit meiner Cousine hatte so schon die Aufmerksamkeit der demokratischen Partei auf mich gezogen und ich bemerkte recht wohl, daß ich von mehreren Spionen des Herzogs von Orleans sorgfältig bewacht wurde.

Einen Plan, der mir damals vorgeschlagen wurde, will ich hier nicht mit Stillschweigen übergehen, da seine glückliche Ausführung vielleicht von Wichtigkeit gewesen sein würde. Es hielt sich nämlich damals ein früherer Garde du Corps Baron de G.... in Paris auf, der mit Recht von dem wüthendsten Haß gegen die ganze demokratische Partei beseelt war und Alles daran wagen wollte, den König aus ihrer Gewalt zu befreien. Ein körperlich ungemein starker und gewandter, dabei sehr muthiger und energischer Mann, war er ganz dazu geschaffen, um eine verzweifelte Unternehmung auszusinnen und dann auch zu leiten.

In seinem Kopfe entstand der Gedanke, die Schmach, die dem Königthum bisher schon angethan war, blutig an ihren Urhebern zu rächen und dann den König zu befreien. Zu diesem Zwecke bildete er eine Verschwörung und hatte schon an 40 bis 50 junge entschlossene Leute vom Adel, größtentheils ehemalige Gardes du Corps oder Officiere, in seine Pläne eingeweiht. Die Verschworenen, die alle einen Eid auf die strengste Verschwiegenheit ablegen mußten und auf deren Treue unbedingt zu bauen war, versammelten sich zweimal wöchentlich am Spätabend in einem sehr abgelegenen Hause der Vorstadt St. Antoine, absichtlich also im revolutionärsten Stadtviertel von ganz Paris. Hier wohnte nahe am freien Felde ein alter Hufschmied, der innerlich streng royalistisch gesinnt war, obgleich er äußerlich seine Gesinnungen klugerweise gar nicht ausposaunte, sondern mit allen seinen demokratischen Nachbaren in gutem Vernehmen lebte. In dem großen Kohlenmagazin dieses Mannes, das hinten im Garten lag, fanden die Versammlungen der Verschworenen statt. Ein früherer Kamerad forderte mich auf, ihn dahin zu begleiten, nachdem er mir das Ehrenwort abgenommen hatte, unter allen Umständen die strengste Verschwiegenheit zu beobachten, was ich natürlich nicht verweigerte. Ich mußte mich als Fuhr-

mannsknecht mit einer blauen Blouse, unter der ich aber ein Paar kurze Pistolen verbarg, verkleiden, mein Führer legte ein gleiches Costüm an und so schlichen wir uns am Abend auf verschiedenen Umwegen in das bezeichnete Haus. Dreimal ward mein Führer auf dem Hofe und in dem Garten des Schmiedegehöftes von vermummten Gestalten angehalten und ihm leise verschiedene Losungsworte abgefordert, und erst, nachdem er solche ebenso leise ausgesprochen hatte, das Weitergehen gestattet.

Der Versammlungsort selbst, ein großes, hohes Local, war nur durch einige wenige, düster brennende Laternen nothdürftig erleuchtet, und dabei zur Hälfte mit Kohlenhaufen, Eisenstangen und verschiedenem Holzwerk angefüllt, so daß das Ganze einen sehr wüsten und unheimlichen Anblick darbot. Es waren bei unserem Eintritt nur erst wenige Personen hier versammelt, doch vermehrte sich die Zahl derselben sehr schnell, so daß bald an 40 bis 50 Köpfe anwesend sein mochten. Viel mehr konnte der Raum auch gar nicht fassen. Alle Anwensede trugen Fuhrmanns-, Kohlenarbeiter-, Schmiedegesellen-, Lumpensammler- oder ähnliche Kleider, und auch ihre Gesichter und Hände waren demgemäß stark mit Ruß oder Schmutz gefärbt. Bei dem Schein der Laterne konnte man

aber bemerken, daß mehrere von ihnen Pistolen oder Dolche unter dieser ärmlichen Kleidung verborgen hielten und ich hörte später, daß dies bei Allen stets der Fall sei. So sehr verändert war aber fast das Aussehen Aller, daß ich nur mit Mühe die Gesichter mehrerer mir bekannter ehemaliger Gardes du Corps oder abgegangener Officiere zu erkennen vermochte.

Der Zweck dieser kühnen Verschwörung war nun, daß Jeder der Theilnehmer eine gewisse Anzahl entschlossener und bewaffneter Männer anwerben sollte, die zu einem gewagten Handstreich schon bereit wären, ohne daß man sie völlig in die Geheimnisse des ganzen Planes einzuweihen brauchte. Man hoffte auf diese Weise **6—800** Bewaffnete zusammenzubringen und ich glaube wohl, daß dies gelungen wäre. Es wimmelte nämlich damals in Paris von ehemaligen Bedienten der Gardes du Corps, entlassenen Jägern, Flurwächtern und ähnlichen Menschen, die alle durch die schon herrschende Demokratie von ihren Stellen gekommen waren und größtentheils deshalb einen wüthenden Haß gegen die Führer der demokratischen Partei hegten.

Unter der Hauptführung des Baron G... sollten diese Verschworenen, die alle bis zu den Zähnen bewaffnet sein mußten, nun an einem bestimmten Abend

die Hauptführer der demokratischen Partei überfallen und auf der Stelle tödten. Während dieser Zeit sollte ein anderer Haupttrupp sich mit Güte oder selbst mit Gewalt der gesammten Königlichen Familie bemächtigen und solche in vorher schon bereit gehaltenen Wagen nach einem festen Schloß in der Vendée führen, welches einem sehr royalistisch gesinnten Edelmanne gehörte. Von hier aus wäre dann das alte Königthum mit Gewalt der Waffen wiederhergestellt worden. Um aber die Entführung der Königlichen Familie aus Paris zu erleichtern, sollte an drei dazu schon ausgesuchten Häusern in verschiedenen Stadttheilen Feuer angelegt werden, und war Alles hierzu Erforderliche bis auf die geringsten Einzelheiten festgesetzt worden.

Als ich selbst nun zur thätigen Mitwirkung bei diesem Unternehmen aufgefordert wurde, verlangte ich vor Allem zu wissen, ob dasselbe mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs ausgeführt würde, oder ob die Verschworenen nur aus eigenem Antriebe handelten. Man sagte mir, es sei in jeder Hinsicht zu gefährlich, den König vorher davon zu benachrichtigen; auch müsse bei dem schwankenden Charakter desselben leicht befürchtet werden, daß er vielleicht gar seine Einwilligung verweigere und so dürfe man nur nach

eigenem Ermessen hierbei handeln. Freimüthig erklärte ich darauf, in diesem Falle würde ich mich der Verschwörung unter keiner Bedingung anschließen. Ich sagte dabei, ich betrachte mich auch jetzt noch immer als einen Garde du Corps des Königs von Frankreich und wäre zwar gern bereit, mich auf dessen Befehl sogleich zwischen die Feinde zu stürzen, würde mich aber niemals gegen sein Wissen in eine heimliche Verschwörung einlassen, wenn deren Hauptzweck auch noch so lobenswerth sei.

Die Verschwörer waren edelsinnig genug, meine Überzeugung zu ehren und nicht weiter auf mich einzudringen, daß ich ihnen beitreten möge. Mein gegebenes Ehrenwort bürgte ihnen ja sicher für meine unbedingte Verschwiegenheit unter allen Umständen. Ich kann nicht läugnen, daß ich ungemein gespannt auf den ganzen Ausgang dieser Verschwörung war und dringend wünschte, derselbe möge vollständig gelingen. Leider kam das Unternehmen aber gar nicht zur Ausführung. Zwei Tage vor dem bestimmten Abend, an dem es geschehen sollte, erkrankte plötzlich der Baron G. an einer heftigen Unterleibsentzündung und starb schon nach wenigen Stunden. Ob ihm Gift von einem Agenten des Herzogs von Orleans, der seine streng royalistische Gesinnung kannte und seinen ent-

schlossenen Charakter fürchtete, heimlich beigebracht war, oder er nur an einer gewöhnlichen Krankheit starb, wage ich nicht zu entscheiden. Von allen Royalisten wurde damals erstere Meinung allgemein getheilt, und wenn dies überhaupt noch möglich gewesen wäre, vergrößerte sich dadurch ihr Haß gegen den Herzog noch mehr.

Durch den Tod von G. verlor die Verschwörung ihr Haupt, und es fand sich unter allen Theilnehmern derselben kein Einziger, der im Stande gewesen wäre, seinen Platz vollkommen zu ersetzen. Schwanken und Zaudern trat an die Stelle der kühnen Entschlossenheit, mit welcher anfänglich das Ganze geleitet war, die Ausführung wurde zuerst immer länger aufgeschoben, bis sich endlich — wie es denn in solchen Fällen immer zu gehen pflegt — das Ganze wieder in ein Nichts auflöste. Von den ursprünglich Verschworenen fielen Manche später unter dem Fallbeil der Guillotine, so auch der ehrliche und muthige Schmiedemeister, der sein Haus zur Versammlung hergegeben hatte. Einen der Hauptverschworenen, der sich damals durch sehr exaltirte Reden bemerkbar machte, fand ich 1809 als Adjutanten im Hauptquartier des Kaisers Napoleon. Ich mochte diesen Abtrünnigen der legitimistischen Partei nicht anreden und glaube

auch, daß ich ihm nur einen Gefallen daran that, seine Vergangenheit gänzlich zu vergessen. So viel ich weiß, ist das Dasein dieser Verschwörung niemals offiziel bekannt geworden, und alle Theilnehmer derselben haben ein unverbrüchliches Stillschweigen darüber beobachtet.

Daß ich einzelner Mann unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Königlichen Familie durch meine Anwesenheit in Paris nicht den allermindesten Nutzen bringen könne, sah ich leider von Woche zu Woche immer mehr ein. Mir persönlich war der Aufenthalt in dieser Stadt unerträglich, denn täglich, ja stündlich, so wie ich nur auf die Straße ging oder ein öffentliches Local besuchte, ward mein Gefühl durch die schändlichsten revolutionären Scenen aller Art, die ich mit ansehen mußte, verletzt. Trotz aller Selbstbeherrschung, die mir durch meine Lage dringend geboten war, übermannte mich doch bisweilen der Zorn und ich machte dann, unbekümmert um jegliche Gefahr, meinem empörten Gefühle Luft.

So hatte ich in einem Caffeehause eines Abends einen sehr heftigen Auftritt mit einem rohen Officier des Dragoner-Regiments Mestre de Camp, der sich nicht entblödete, auf ungemein verächtliche Weise von der Königin zu sprechen und sie auf die unverschäm-

teste Weise eines unzüchtigen Lebenswandels zu beschuldigen. Es waren noch sehr viele demokratische Parteigänger, wie sie damals aus ganz Frankreich nach Paris zusammenströmten, in dem Caffeehause anwesend, welche diese schamlosen Lügen mit dem größten Beifallsgelächter anhörten. Eine Weile hatte ich — entfernt in einer Ecke an einem einsamen Tische sitzend und ein einfaches Abendessen verzehrend — dies ruhig mit angehört, als ich endlich mich nicht länger mäßigen konnte. Ich trat an den Officier heran und sagte mit lauter Stimme, so daß Alle es hören konnten, zu ihm: „Ich hielte ihn für einen ehrlosen Verläumder und schamlosen Lügner, der nicht der Ehre werth sei, die Uniform seines Königs zu tragen, ja nur überhaupt ein Schwert an seiner Seite zu führen. Es sei nicht allein eines Franzosen unwürdig, über die Ehre der Gemahlin seines Königs zu spotten, sondern der gute Ruf jeder Frau und sei dieselbe auch aus dem niedrigsten Stande, müsse vor einer öffentlichen Verhöhnung geschützt sein. Wenn er nur einen Funken Ehrgefühl besitze, so solle er mir auf der Stelle die gewünschte Genugthuung geben, oder ich würde ihn für einen elenden Feigling halten."

Meine Worte und besonders die darin ausgesprochene Anhänglichkeit an den König erregten zuerst das

lauteste Mißfallen fast der ganzen Gesellschaft, so daß Einige sogar riefen, man solle mich auf die Straße werfen und Andere mich noch exemplarischer gestraft haben wollten. Mein Gegner hatte jedoch noch so viel Ehrgefühl, mich vor solcher Mißhandlung zu schützen und auch unter den Anwesenden befanden sich Mehrere, die sogleich auf meine Seite traten.

„Auf Ihre Königin gebe ich nichts und sie steht bei mir geringer, wie jedes andere Bürgerweib", antwortete der Officier hohnlachend, „da Sie aber meinen Muth in Zweifel gezogen haben, so wollen wir sogleich einen Waffengang mit einander machen, obgleich ich Ihren Namen, Sie edler Ritter, noch gar nicht einmal weiß."

Bleich vor Zorn nannte ich ihm denselben und sagte, daß unser Duell aber auf Leben und Tod statt finden müsse.

Wiederum sah mich der Dragoner-Officier ungemein spöttisch an und sprach: „Also einer der vornehmen Herren der Garde du Corps sind Sie. Konnte ich mir doch denken, daß Niemand sonst so unvernünftig sein würde, sich hier zum Vertheidiger dieser Madame Marie Antoinette aufzuwerfen. Es freut mich aber doppelt, daß ich gerade jetzt wieder einen Edelmann vor die Klinge bekomme. — Es wird

Ihnen wohl nicht unangenehm sein, wenn wir unsere Angelegenheit sogleich abmachen, denn ich habe um Mitternacht ein zärtliches Rendez-vous mit einer allerliebsten Marquise, die trotz meines plebejischen Blutes sehr gern an meiner Brust ruht, und das möchte ich wegen dieser Bagatelle nicht gern versäumen", und bei diesen Worten zuckte noch ein sehr höhnisches Lachen über sein Gesicht.

Da ich weiter keine Bekannten in dem Caffeehause hatte und mir selbst daran lag, so bald wie möglich den Zweikampf anzufangen, denn ich fühlte einen wüthenden Haß gegen meinen Gegner, so frug ich die Anwesenden, ob einer von ihnen wohl die Gefälligkeit haben wolle, in dieser Angelegenheit mein Secundant zu sein.

„Warum denn nicht, ein Duell muß man stets begünstigen; ich will Ihnen schon meine Dienste leihen, mein Herr Aristokrat", sagte jetzt ein ebenfalls anwesender Officier der Dragoner, allem Anschein nach ein gewesener Unterofficier, wie deren in der letzten Zeit Manche zu Officieren befördert wurden.

In aller Eile wurden nun von einem in der Nähe wohnenden Schwertfeger zwei lange und sehr scharfe Degen herbeigeholt, und dann von unseren Secundanten bestimmt, daß wir den Kampf bis zur gänz-

lichen Erschöpfung oder schweren Verwundung von Einem von uns fortsetzen sollten.

Als Kampfplatz diente ein kleiner Garten hinter dem Caffeehause und da es sehr dunkel war, so wurde dieser durch viele farbige Lampen, wie sie der Caffetier bei Illuminationen gebrauchte, die man in großer Anzahl an den nächsten Bäumen befestigte, erhellt. Es war ein ganz eigenthümliches Duell, wie ich solches nie wieder gesehen habe, so häufig ich mich selbst auch schlug oder sonst anderen Duellen als Secundant beiwohnte.

Wir hatten beide unsere Röcke und Westen abgeworfen, so daß der Oberkörper nur mit dem Hemde bedeckt blieb und fochten, nachdem die Secundanten abgetreten waren, mit äußerster Erbitterung gegen einander. Mein Gegner, ein sehr großer, starker Mann, verstand seinen Degen gut zu handhaben, so daß ich bald fühlte, daß ich mich auf das Äußerste zusammennehmen müsse, um ihm einen erfolgreichen Widerstand zu leisten. Der gerechte Zorn, der mein ganzes Inneres durchdrang, verdoppelte aber meine Kräfte und ich hatte glücklicher Weise stets großen Eifer bei der Erlernung der Handhabung des Degens gezeigt, da ich die Überzeugung hege, daß ein Edelmann und gar ein Officier stets die Waffen geschickt

führen muß, wenn er alle Pflichten seines Standes vollkommen erfüllen will. So bedrängte ich denn jetzt beim Schein der farbigen Lampen meinen Gegner nicht wenig, was unter den zahlreich versammelten Zuschauern sehr verschiedene Ausrufungen des Mißvergnügens oder Beifalles verursachte. Im Ganzen hörte ich aber ungleich häufiger, wie mein Gegner ermuntert wurde, mich als einen Aristokraten niederzustechen, als daß meine Geschicklichkeit Beifall fand. Mir war übrigens Alles vollkommen gleichgültig und nur der inständige Wunsch, den Dragoner-Officier für seine Verlästerungen der Königin zu züchtigen, erfüllte mein Inneres.

Nachdem der Kampf ungefähr eine halbe Stunde gewährt haben mochte, und ich auch schon eine leichte Streifwunde erhalten hatte, versah es mein Gegner einen Augenblick und deckte sich nicht gehörig. Hierauf hatte ich schon lange gehofft, ich benutzte dies schnell und machte einen so glücklichen Stoß, daß mein Degen tief in seine Brust eindrang. Der Stich hatte gut getroffen, mit einem Schmerzensschrei ließ der Officier seine Waffe fallen, griff mit beiden Händen nach seiner Wunde, aus welcher ein dicker Blutstrom hervorstürzte und taumelte dann besinnungslos in die Arme seines schnell herzuspringenden Secundanten. Ich kann nicht läugnen, daß eine unbändige

Freude in diesem Augenblick mein Herz erfüllte, und ich nur den dringenden Wunsch hegte, es möge mir vergönnt sein, die beleidigte Ehre meiner Königin an allen ihren Feinden so rächen zu dürfen.

Mehrere Demokraten in dem Zuschauerhaufen, die ein ganz anderes Resultat des Kampfes gehofft hatten, schrien jetzt in voller Wuth, diese tödtliche Verwundung des braven Officiers müsse an mir, dem verfluchten Aristokraten, gerächt werden und was dergleichen Drohungen noch mehr waren. Ich glaube wirklich, es hätte nicht viel daran gefehlt, daß der wilde Haufe auf mich zugestürzt wäre, um mir rohe Mißhandlungen zuzufügen. Einige Männer, und unter ihnen besonders auch der Officier, der mir secundirt hatte, besaßen jedoch noch so viel Ehre, daß sie dies nicht gestatteten. Sie nahmen mich in Schutz und erklärten, das Duell sei in rechtmäßiger Weise vor sich gegangen, und so dürfe mir der Ausgang davon auch nicht zur Last gelegt werden. Inzwischen war ein Miethscabriolet schnell herbeigeholt worden und meine Beschützer leiteten mich sicher dahin; manche Verwünschungen mußte ich freilich noch mit anhören und so fuhr ich schnell von dannen. Der von mir verwundete Officier soll übrigens, wie ich später erfuhr, an seiner Wunde nicht gestorben, sondern nach längerem

Krankenlager wieder hergestellt sein. Ich selbst habe ihn niemals wieder gesehen.

Zwei Tage nach diesem Vorfall wurde ich plötzlich von zwei Polizei-Sergeanten arretirt und zur obersten Sicherheits-Polizeibehörde, die schon damals nur von Anhängern der revolutionären Partei verwaltet wurde, gebracht. Der Polizei-Commissair, in dessen Privatzimmer man mich führte, war zu meiner großen Verwunderung mein früherer Jugendgespiele Charles, von dem ich schon mehrfach gesprochen habe. Dieser, stets ein sehr ehrgeiziger, mit den bestehenden Verhältnissen unzufriedener Mensch, hatte sich von Beginn an der Revolution in die Arme geworfen, und somit bei seinen entschiedenen Talenten bald eine ziemlich wichtige Stelle sich errungen.

Als er mich, den Sohn seines ehemaligen Herrn, der seine ganze Familie und ihn selbst stets mit Wohlthaten überhäuft hatte, jetzt als Arrestanten vor sich sah, wurde er sichtbar verlegen. Er sagte mir, daß ich der Behörde schon längst verdächtig sei und mein letztes Duell mit Recht eine allgemeine und große Unzufriedenheit erregt habe. Es sei sehr ernstlich der Plan gewesen, mich in das Gefängniß zu werfen und vor ein Tribunal zu bringen, doch habe es seine Verwendung dahin gebracht, daß mir jetzt nur der strenge

Befehl zukäme, Paris am andern Morgen für immer zu verlassen — oder auch eine sichere Bürgschaft für meine feste Anhänglichkeit an die Partei des Volkes zu geben. Daß ich Letzteres niemals thun würde, wußte Charles, bei seiner Kenntniß meines Charakters recht gut, und er wurde deshalb bei diesen Worten vor innerer Verlegenheit auch ganz roth. Ich erwiederte nun dem Polizei-Commissair in kurzem Tone, ohne weiter auf unsere frühere Bekanntschaft im Mindesten einzugehen: „Die Behörde, der er angehöre, habe zwar nicht das Recht, so doch die augenblickliche Gewalt über mich und so müsse ich derselben mich nothgedrungen fügen, und man möge mich nur aus Paris fortbringen lassen.“ Der Polizei-Commissair Charles, dem ein weiteres Zusammensein mit mir drückend zu sein schien, ging nun mit einer schweigenden Verbeugung fort und ein anderer, sehr roh und brutal aussehender Beamter trat an seine Stelle. Dieser verlangte von mir in herrischem Tone, daß ich ein Protokoll unterzeichnen solle, in welchem ich mich verpflichtete, nicht wieder nach Paris zurückzukehren. Sehr entschieden erklärte ich ihm, dies würde ich unter keiner Bedingung thun, da ich ja dadurch der Behörde ein Recht, mich auszuweisen, was ganz gegen meine Ansicht sei, zugestände. Der

Polizei-Commissair schimpfte nun noch ein Langes und Breites auf mich ein, sprach von der Volks-Souverainität, und wie dieser auch die dummstolze Aristokratie unterworfen werden müsse, und was dergleichen Redensarten noch mehr waren, wie sie damals jeder Gassenjunge in seinem Munde führte. Ich schwieg zu all diesem Geschimpfe ganz still, denn ich hielt es unter meiner Würde, mit einem solchen Menschen auch nur ein einziges unnützes Wort zu wechseln. Als der Beamte sich müde geschrien hatte, ohne eine fernere Antwort von mir zu erhalten, rief er wüthend nach zwei Polizeidienern und befahl diesen, mich in ein Gefängniß zu werfen, wobei er zum Abschied mir noch in die Ohren schrie: „Man wird doch schon Mittel finden, Ihren Hochmuth zu brechen, Sie verfluchter Hund von einem Aristokraten!"

Das Gefängniß, in das man mich nun brachte, war ein elendes Loch, was zur Aufbewahrung der niedrigsten Verbrecher diente. Zwei Kerle, denen man ihre Lasterhaftigkeit schon auf den ersten Blick ansehen konnte, saßen bereits darin und bewillkommneten mich als ihren neuen Kameraden mit lautem Gelächter. — Der Eine derselben erzählte mir selbst lachend, er sei wegen eines Taschendiebstahls arretirt worden, und da dies schon sehr oft der Fall gewesen, so würde er

wohl eine harte Strafe bekommen, wenn nicht der Commissarius, sein besonderer Gönner, ihn auch diesmal wieder durchschlüpfen ließe. Dabei meinte dieser Kerl, das Gewerbe eines Taschendiebes, was sonst seinen Mann sehr anständig ernähre, sei jetzt schlecht, da es augenblicklich wenig reiche Fremde und Müssiggänger in Paris mehr gebe, und er müsse sich nach seiner Entlassung auf eine andere Art des Diebstahls legen. Der zweite Gefangene, ein schon bejahrter Mann, hatte, nach seiner eigenen Aussage, wegen eines gewaltsamen Mordes 20 Jahre auf der Galeere gesessen und war erst vor wenigen Monaten von dort entlassen worden. Jetzt trieb er in Paris das Gewerbe eines Lumpensammlers und man hatte ihn in dies Gefängniß gesteckt, weil er einen Polizeibeamten arg geprügelt. Obgleich furchtbar roh und verwildert, war in diesem alten Verbrecher doch sonst eine gewisse ehrliche Energie, die mir nicht mißfiel.

An zehn Tage mußte ich in dieser Gesellschaft in dem elenden Loche, wo eine bloße Holzpritsche mein Lager bildete, sitzen, ohne daß man sich im Allergeringsten weiter um mich bekümmerte. Ich hatte noch einige Goldmünzen in der Tasche, als man mich arretirte, und so konnte ich mir denn bessere Nahrungsmittel und auch Wein verschaffen, wovon meine

beiden Schicksalsgenossen ihr Theil ebenfalls erhielten. Nachdem ich diese ganze Zeit gesessen hatte, erschien an einem Morgen ein Polizeidiener und führte mich in ein Bureau, in welchem ein sehr finster aussehender Beamter saß, der mir verkündete, daß ich jetzt durch die Polizei aus dem Weichbild der Stadt Paris geschafft werden solle, mit dem strengen Verbot, jemals wieder dahin zurückzukehren. Würde ich wieder daselbst betroffen, so könne ich sicher auf eine sehr strenge Strafe rechnen. Ich mußte nun noch in ein anderes Zimmer treten, woselbst man mich entkleidete, und ein sehr genaues Signalement, wonach der beste Steckbrief verfertigt werden konnte, von mir aufnahm. Nachdem dies geschehen war, mußte ich mich in eine Miethskutsche setzen, zwei Polizei-Agenten in Civilkleidung nahmen neben mir Platz und so wurde ich aus Paris forttransportirt. Auf meine Bitten erlaubten mir diese Begleiter, welche ehrliche und anständige Menschen zu sein schienen, daß ich vorher einen Augenblick bei meiner früheren Wohnung vorfahren dürfe. Meine Wirthin, eine sehr gutmüthige, anhängliche Frau, sagte mir, daß die Polizei ungemein strenge Haussuchung gehalten, und alle meine Papiere mitgenommen hätte. Mochte sie dies immerhin thun, es war nicht das Mindeste, was mir und den Mei-

nigen irgend wie gefährlich werden konnte, darunter, da ich alle Briefe aus weiser Vorsicht stets vernichtet hatte.

Zwei Meilen weit brachten mich meine beiden bewaffneten Begleiter, dann setzten sie mich in einer kleinen Dorfschenke ab, lasen mir noch einmal den Befehl, der mich für immer aus Paris verbannte, vor, und überließen mich nun meinem weiteren Schicksal. Das Erste, was ich jetzt that, war, in aller Gemächlichkeit ein gutes Bad zu nehmen, dann mit vielem Appetit zu diniren und nun Pläne für meine weitere Zukunft zu fassen. Ich wollte nämlich zu meinem Vater in unser altes Schloß in der Bretagne zurückkehren, um dort den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten. Bevor ich nach dem Vaterhause zurückkehrte, beschloß ich aber, die Verhältnisse in einigen Französischen Provinzen durch eigene Anschauung genauer kennen zu lernen. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß die revolutionären Gesinnungen überall einen gleichen Fortschritt, wie in Paris leider der Fall war, gemacht haben sollten. In Nancy war ein Vetter und Jugendfreund von mir Capitain im Regiment du Roi, und so beschloß ich, vorerst diesen zu besuchen. Die Schwäche mancher Vorgesetzten, welche die in dieser kritischen Zeit doppelt nothwendige Kalt=

blütigkeit bereits verloren hatten, verbunden mit den unaufhörlichen revolutionären Aufhetzereien der demokratischen Emissaire, bewirkte, daß in manchen Provinzen bereits Soldatenaufstände losbrachen. Schon Monate lang vorher hatten sowohl in Nancy, wie auch in den meisten übrigen Französischen Garnisonstädten sich förmliche Clubs unter den Soldaten organisirt, in denen auf die frechste Weise über alle möglichen Dinge öffentliche Discussionen geführt wurden. Wo solch schändliches Unwesen aber einzureißen droht, muß natürlich auch jede militairische Disciplin gänzlich verschwinden und die gröblichste Unordnung entstehen.

Als ich Ende Juli 1790 in Nancy einfuhr, war das bisher so treffliche Regiment du Roi in vollem Aufstand gegen seinen sonst so tüchtigen, jetzt aber zu schwachen Commandanten de Roue begriffen. Die von den Jakobinern aufgehetzten Soldaten verweigerten ihren Officieren den Gehorsam, drohten den Obersten aufzuhängen und bemächtigten sich mit Gewalt der scharfen Munition. Ein schmählicher Anblick war es, diese größtentheils betrunkenen Soldaten jetzt zu sehen, und jeden ehrliebenden Französischen Officier mußte tiefe Trauer dabei ergreifen. Der rohe Pöbel und die demokratischen Hetzer klatschten natürlich diesem verbrecherischen Treiben lauten Beifall zu.

Mein Vetter, der Capitain, war wüthend über diese Unordnungen, und im Verein mit mehreren anderen gleichgesinnten Kameraden suchte er den Obersten zu den energischsten Maßregeln gegen die Empörer zu bewegen. Es gab im Regimente noch viele tüchtige Soldaten, bei denen das Gefühl ihrer militairischen Ehre nicht erstorben war, und von energischen Officieren angeführt, hätten sie leicht ihre schlechteren Kameraden überwältigen und die Disciplin wieder herstellen können. Man unterließ aber diese Strenge und sandte — schmachvoller Weise, sogar zwei Officiere als Deputation an die Nationalversammlung in Paris, damit diese die Ordnung im Regiment wieder herstellen solle. Mein braver Vetter und viele andere ehrenhafte Officiere weinten fast vor Wuth, als sie diesen Schritt erfuhren und auch ich selbst war auf das Äußerste darüber empört.

Wie es immer bei Truppen, deren Disciplin erst einmal erschüttert ist, zu gehen pflegt, so riß die Unordnung jetzt immer weiter ein und bald wurden auch die Soldaten des ebenfalls in Nancy garnisonirenden Dragoner-Regiments Mestre de Camp, und endlich auch die des Schweizer-Regiments Chateauvieux davon angesteckt. Gräuliche Excesse fielen nun fast alle Tage vor, und die Frechheit der Tumultuanten ging

sogar so weit, daß sie die Regimentscassen plünderten und die darin enthaltenen Gelder unter sich vertheilten. Wiederholt war das Leben einzelner Officiere in der größten Gefahr und die Wohnung des Majors v. Salis von den Schweizern, der ein sehr tüchtiger, strenger Mann war, wurde von den aufrührerischen Soldaten gänzlich geplündert und verbrannt. Mein Vetter, dem keine Energie, in vieler Hinsicht aber die nöthige Erfahrung noch mangelte, um ein tüchtiger Capitain sein zu können, wollte nun alle Tage seinen Degen zerbrechen und das Regiment verlassen. Ich stellte ihm aber vor, gerade in solcher kritischen Zeit sei es eine Ehrenpflicht jedes Officiers, der seinem Könige wahrhaft anhänglich sein wolle, auf seinem Posten bis zum letzten Blutstropfen zu verharren, so unangenehm ihm solcher auch immerhin sein möge. Gerade, um meinem Vetter in diesen schlechten Verhältnissen einige Stütze zu gewähren, blieb ich auf Befehl meines Vaters noch längere Zeit in Nancy, so peinlich mir auch sonst der Aufenthalt daselbst sein mußte.

Mitte August hatten die Unordnungen in Nancy den größtmöglichsten Grad erreicht, und gleich betrunkenen Räubern hausten die meisten Soldaten jetzt täglich in der Stadt. Gröbliche Insulten mußte jeder

Officier sich, so oft er mit den Truppen in Berührung kam, gefallen lassen und konnte froh sein, wenn diese nur in Worten bestanden und nicht auch mit thätlichen Beleidigungen verbunden waren. Die Meuterer hatten förmlich ein Tribunal errichtet, dem ein versoffener Tambour als Präsident vorstand und vor dessen Schranken die Officiere geladen wurden, um über ihr Betragen Rechenschaft abzulegen. Die Dragoner, unter denen sich viele Normannen befanden, zeichneten sich dabei besonders durch Zügellosigkeit aus und waren fast immer betrunken.

Die Nationalversammlung in Paris erließ nun endlich eine Proclamation an die aufrührerischen Truppen, aber wie leicht vorauszusehen war, machte diese auch nicht die allermindeste Wirkung. Die Soldaten lachten im Gegentheil darüber und trieben ihre Unordnung noch höher, wenn dies überhaupt möglich gewesen wäre. Der König schickte nun den General v. Malseigne nach Nancy, aber auch dieser ward auf das Gröblichste insultirt und wäre fast von einigen Schweizern mit dem Bajonette durchstochen worden. Wir sammelten uns jetzt an 100 Officiere und bildeten eine Escorte um den Abgesandten unseres Königs, so wenigstens dessen Leben zu schützen. Nur mit äußerster Mühe gelang uns dies, und wir sicher-

ten dem würdigen General endlich einen freien Weg nach Lüneville, wohin er sich zu Pferde flüchten mußte. Ich begleitete auf einem geliehenen Pferde eines Officiers den General auf diesem gefährlichen Ritt nach Lüneville. Einige sechszig betrunkene Dragoner verfolgten uns mit wildem Rachegeschrei und es war nur ein Glück, daß unsere Pferde schneller, wie ihre schwerfälligen Thiere laufen konnten. Hätten sie uns eingeholt, so wären wir sogleich auf das Grausamste von ihnen gemordet worden, wie dies zwei anderen Officieren, die in ihre Hände fielen, geschah. In einem kleinen Dorfe wollte ein Haufe betrunkener Bauern uns den Durchweg versperren und drang mit Sensen und Mistgabeln bewaffnet schon auf uns ein. „Jetzt gilt's unser Leben!" rief der, trotz seiner grauen Haare noch kräftige General von Malseigne, zog seine Pistole und schoß den ersten Bauer, der auf ihn eindrang, durch die Brust. Ich folgte seinem Beispiele und feuerte meine beiden Pistolen in den dicksten Haufen ab, worauf ich Einige stürzen sah, während die Übrigen vor Schrecken auseinander liefen und uns so freien Durchritt gewährten. So gelangten wir, hart von den Dragonern verfolgt, glücklich nach Lüneville. Hier lag das Regiment der Carabiniers, welches bisher die Disciplin

noch in seinen Gliedern zu wahren gewußt hatte und dem General **Malseigne**, der es lange Jahre als Oberst befehligte, noch immer mit großer Anhänglichkeit ergeben war, in Garnison.

Als die Carabiniers, die so eben vom Exerciren kamen, von dieser Behandlung des Generals hörten, wurden sie sehr zornig und eine Escadron jagte sogleich den Dragonern, die uns bis dahin verfolgt hatten, entgegen. Ein Carabinier-Officier lieh mir ein frisches Pferd und ich kehrte nun eilig wieder gegen die Dragoner mit um. Wir griffen diese meuterischen Schurken auf der Stelle an und selten bei allen meinen späteren Kämpfen fühlte ich eine so wilde Freude, auf meine Gegner einhauen zu können, als jetzt der Fall war. Ich entsinne mich noch, einen Dragoner, in dem ich einen der frechsten Empörer wiedererkannte, mit meinem sehr scharfen Säbel so über den Hals gehauen zu haben, daß der Kopf auch sogleich daneben rollte. Die Carabiniers waren bei diesem Gefechte so voller Wuth gegen die meuterischen Dragoner, daß sie die Meisten derselben sogleich tödteten und nur die kleinere Hälfte zu Gefangenen machten. Es war dies Gefecht übrigens das erste, ich welchem ich Cavalleristen gegen Cavalleristen kämpfen sah und dabei gehörten beide Parteien der Armee des Königs

von Frankreich an und waren Landsleute und Waffenbrüder. So weit hatten es die Verführungen der demokratischen Partei jetzt schon gebracht, daß Franzosen gegen Franzosen fechten mußten.

Die übrigen aufrührerischen Truppen aus Nancy, denen sich auch noch viele Bürgergardisten angeschlossen hatten, waren den Dragonern allmählich gefolgt und stellten sich ungefähr eine Meile von Lüneville förmlich in Schlachtordnung auf. Auch das bisher noch treugebliebene Carabiniers-Regiment brachte die Nacht unter den Waffen zu. Jetzt begannen aber auch in Lüneville die Jakobiner sogleich ihr Treiben und suchten die Soldaten des Carabiniers-Regiments zu verführen. Daß sie es dabei an den schändlichsten Lügen nicht fehlen ließen, war eine Sache, die sicher erwartet werden konnte; das Französische Volk ist leider oft sehr wankelmüthig und der Französische Soldat, so außerordentlich viele vortreffliche Eigenschaften er auch sonst in jeder Hinsicht besitzt, ist dies ebenfalls; dies zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder in so recht auffälliger Weise. Dieselben Carabiniers, die noch vor wenigen Stunden mit äußerster Wuth gegen die aufrührerischen Dragoner des Regiments Mestre de Camp gefochten hatten, wurden in dieser Nacht ganz in ihren bisherigen Gesinnungen verändert und die

⸗mokratischen Lügen fanden auch bei ihnen nur zu viel Eingang. Besonders hatte man ihnen einzureden gewußt, der General Malseigne habe das Regiment für eine Million Francs an den Kaiser von Österreich verkauft, und so groß dieser Unsinn auch immerhin sein mochte, fand er nur zu leichten Glauben. Das Regiment begann in seiner bisherigen Treue wankend zu werden und wünschte mit den vor Lüneville aufmarschirten meuterischen Truppen zu unterhandeln. Es kamen jetzt viele einzelne Dragoner, Schweizer und Soldaten des Regiments du Roi in die Straßen von Lüneville, und des Generals, so wie der ihn umgebenden Officiere Leben war auch hier wieder der größten Gefahr ausgesetzt. Bald entspann sich zwischen einigen 40 bewährten Carabiniers, die geschworen hatten, ihren General bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und den weit überlegenen Meuterern auch in den Straßen der Stadt selbst ein heftiges Gefecht. Wir kämpften auf das Äußerste und hielten uns die Angreifer noch längere Zeit entfernt, obgleich der General selbst durch einen Flintenschuß leicht in der Seite verwundet wurde, und an 12 bis 15 Carabiniers todt oder schwer verletzt von ihren Rossen sanken. „Lieber untergehen, als solchen Schurken uns ergeben!“ rief der alte General, dessen

Hut ihm im Gefechte vom Kopfe gefallen war, so daß sein eisgraues Haar im Winde flatterte, aus uer spornte sein Roß zu einem Sprunge in den tiefen Fluß, der Lüneville durchströmt. Wir anderen alle folgten dem Beispiele unseres Führers und obgleich uns noch einige Schüsse trafen, erreichten wir doch mit unseren Pferden schwimmend das andere Ufer, und waren somit, für den Augenblick wenigstens, in Sicherheit.

Leider ward die Haltung des Carabiniers-Regiments allmählich immer schwankender. Ich selbst hatte mich freiwillig dem würdigen General Malseigne als Adjutant völlig zur Verfügung gestellt, und ihn gebeten, mich ganz als seinen Untergebenen zu betrachten und rücksichtslos über meine Kräfte zu verfügen.

Der General, der immer mehr einsah, wie mißlich alle Verhältnisse jetzt wurden, gab mir nun den Befehl, nach Metz zum General de Bouille zu reiten, um diesen zur Hersendung einer größeren Truppenmacht zu bewegen. So ungern ich mich au ch von meinem braven Befehlshaber trennte, so gehorchte ich natürlich doch sogleich diesem Befehl und jagte auf einem guten Pferde, was ich unterdeß in Lüneville gekauft hatte, eiligst nach Metz.

Der General Malseigne ward wenige Stunden nach meinem Wegritt aus Lüneville von den meute-

risch , Soldaten als Gefangner nach Nancy geschleppt, dort in ein elendes Gefängniß gebracht und auf die rohste Weise mißhandelt. Wiederholt stießen trunkene Kerle ihn mit den Kolben, oder legten ihre Gewehre auf ihn an und wollten sogleich schießen. Diese ganze empörende Behandlung soll der General aber mit der größten Standhaftigkeit ertragen und seinen Muth dadurch auch keinen einzigen Augenblick verloren haben. Ein betrunkener Schweizersoldat soll zu ihm gesagt haben: „Du verfluchter Aristokratenhund hast gewiß einen Panzer unter Deinem Rock, da Du Dich vor unseren Schüssen gar nicht fürchtest.“ Der General hat sogleich seine Weste aufgerissen und dem Kerl die bloße Brust gezeigt, indem er ausrief: „Hier siehst Du den einzigen Panzer, den ein braver Mann trägt; ich habe niemals einen anderen unter meiner Kleidung geführt.“ Noch sehr viel hatte der General v. Malseigne in Nancy zu leiden und mußte noch längere Zeit in dem schmutzigsten Gefängnisse, wo ein Strohbund seine einzige Lagerstätte bildete, zubringen.

Als ich in Metz beim General de Bouille anlangte, gerieth dieser zwar bei meiner Erzählung von Allem, was sich in Nancy und Lüneville zugetragen hatte, in den heftigsten Zorn, wagte aber dennoch nicht, ohne Erlaubniß der Nationalversammlung mit

größeren Truppenmassen einzuschreiten. Diese unheilvolle Nationalversammlung, der Frankreich so unermeßliches Unglück verdankt, hatte damals schon einen so üblen Einfluß gewonnen, daß selbst sonst persönlich tapfere Generale sich ihm nicht mehr entziehen wollten oder konnten. Und doch wäre dies bei einiger Energie auch jetzt noch immer so leicht gewesen und man hätte der ganzen demokratischen Schwindelei in Paris ein so rasches Ende machen können.

Da ich nicht wieder nach Nancy zurückkehren durfte, denn ich wäre augenblicklich von den wüthenden Meuterern in tausend Stücke zerhauen worden, so behielt mich der General de Bouille vorläufig als Volontair-Officier in seinem Gefolge. Die Pariser Nationalversammlung hatte unterdeß eine hochtrabende Proclamation an die Meuterer in Nancy erlassen, die mit der Phrase schloß: „Soldaten! gehorcht dem Gesetz, die Nationalversammlung verlangt es, ja sie befiehlt es.“ Natürlich lachten die Kerle über solche Proclamation und fuhren in ihrem zügellosen Treiben wilder denn je fort. Die meisten Officiere der empörten Regimenter hatten sich unterdeß flüchten, oder sorgsam verbergen müssen. Mehrere waren aber schon getödtet oder verwundet worden, wie denn auch sämmtliche Regimentscassen bis auf das letzte Geld-

stück geplündert wurden. Da die schöne Proclamation der Nationalversammlung, wie leicht vorauszusehen war, nur den Hohn der Meuterer erregt hatte, so erhielt der General de Bouille endlich Befehl, mit seinen Truppen gegen Nancy vorzurücken und nöthigenfalls Gewaltmaßregeln anzuwenden. Hier hatten die Meuterer sich förmlich verschanzt, die Thore verbarrikadirt, die Kanonen von der Citadelle geholt und Alles zum ernsthaften Widerstand vorbereitet.

Unser Truppencorps bestand aus ungefähr 2500 Infanteristen, 1400 Dragonern und Husaren von verschiedenen Regimentern und einigen Tausend Bürgergardisten aus den umliegenden kleinen Städten. Letztere stifteten mehr Nachtheil als Nutzen, aßen viel und tranken noch mehr, raisonnirten und kritisirten unaufhörlich und suchten nur Unordnung in die Reihen unserer Linientruppen zu bringen; eine weitere Thätigkeit entfalteten sie nicht. Ich hielt mich von diesen Bürgergardisten möglichst entfernt und hatte mich einer Escadron des Regiments Royal-Allemand-Dragoner angeschlossen, bei der ein früherer Kamerad von der Garde du Corps her als Officier stand.

Wir marschirten nun gegen Nancy, um nöthigenfalls die Stadt zu erstürmen, als eine Deputation der dortigen Bürgerschaft vor dem General de Bouille

erschien und um Gnade bat. Der General forderte vor Allem die unbedingte Ergebung und Entwaffnung der meuterischen Garnison und dies vermochte die Bürgerschaft, die selbst nicht mehr die Herrschaft in ihrer Stadt besaß, nicht zu versprechen. Unter unseren Truppen herrschte bis jetzt größtentheils noch ein sehr guter Geist und die Soldaten waren wüthend über das meuterische Benehmen der Garnison von Nancy. Namentlich die Mannschaft des Schweizer-Regiments Vigier, welches sich in unserem kleinen Corps befand, war empört, daß die Soldaten des Schweizer-Regiments Chateauvieux sich so schändlich betragen und den langbewährten Ruf der Treue und Zuverlässigkeit der Schweizer Truppen so sehr geschändet hatten. Das Regiment Vigier sandte eine Deputation an den General de Bouille und bat, vorzugsweise gegen die meuterischen Schweizer vom Regiment Chateauvieux fechten zu dürfen, indem es solchen keinen Pardon gewähren wolle. Da beide Regimenter gleiche Aufschläge an ihren Uniformen trugen, so wendeten die Soldaten von Vigier diese um, weil sie sich schämten, mit Meuterern gleiche Farben tragen zu müssen.

Der General de Bouille, obgleich persönlich sehr tapfer, scheute es doch ungemein, eine große Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, und so ward denn

noch lange mit den Deputationen der Bürgerschaft hin und her capitulirt. Auch eine Deputation der meuterischen Truppen kam in unser Lager und die Kerle hatten anfänglich sogar die Frechheit, noch hochmüthig auftreten und eine für sie günstige Capitulation abschließen zu wollen; sie wurden aber allgemein mit der gebührenden Verachtung behandelt und ihnen gesagt, mit Meuterern würde keine Capitulation abgeschlossen, sondern diese müßten sich stets auf Gnade und Ungnade ergeben. Unsere Soldaten verhöhnten diese Menschen sehr und ein alter Brigadier von Royal-Allemand-Dragonern spie seinem Bruder, der als Sergeant beim Regiment du Roi diente und sich in der Deputation befand, in's Gesicht und erklärte ihn laut für einen ehrlosen Schurken, mit dem er weiter keine brüderliche Gemeinschaft haben wolle. Es herrschte auch im Spätsommer 1790 noch ein ehrenhafter militairischer Geist unter der großen Mehrzahl der langgedienten Französischen Soldaten und es hätte nur eines fähigen und energischen Führers, der sich in kühner Entschlossenheit an die Spitze treuer Truppen stellte, bedurft, um auch jetzt noch die Revolution gänzlich zu unterdrücken; dies wurde mir bei der Expedition gegen Nancy auf's Neue wieder recht klar. Nach vielem unnützen Hin- und Hergerede, denn

der General de Bouille wollte nicht gern die Waffen gebrauchen lassen, lieferten die Meuterer zuerst die beiden gefangenen Generale Malseigne und de Noue aus. Beide Ehrenmänner sahen sehr leidend aus und ihr ganzes Äußere zeigte nur zu viele Spuren der schmachvollen Behandlung, der sie in der letzten Zeit beständig ausgesetzt gewesen waren.

Da die meuterische Garnison sich noch immer nicht auf Gnade oder Ungnade ergeben wollte, so rückten wir endlich am Abend mit Gewalt in Nancy ein. Die Meuterer hatten mehrere Kanonen aufgefahren, die von Schweizern bedient wurden. Vergebens bemühte sich mein Vetter, der Capitain vom Regiment du Roi, das Abfeuern dieser Kanonen, was ein Signal zum allgemeinen Blutvergießen gegeben hätte, zu verhindern. Ich sah selbst, wie der edle Jüngling sich vor die Mündung einer aufgefahrenen Kanone stellte, bis ein meuterischer Schweizer ihn mit einem Schlag des Wischkolbens zu Boden streckte, wonach das mit Kartätschen geladene Geschütz gegen unsere Reihen abgefeuert ward.

So wie dieser Schuß, der einige unserer Soldaten tödtete und verwundete, gefallen war, erhoben die Übrigen ein lautes Hurrah und stürmten vor. Voran die braven Schweizer vom Regiment Vigier, denen

die Dragoner von Royal=Allemand und Royal=Normandie folgten, ging es in die Thore von Nancy hinein. Zwar vertheidigten sich die Meuterer, die wußten, daß sie keinen Pardon von uns erhalten würden, mit verzweifelter Entschlossenheit und ihr wohlgerichtetes Feuer streckte uns viele Soldaten nieder; allein wir drangen dennoch immer weiter vor. Meinen braven Vetter fand ich mit zerschmettertem Schädel todt neben dem Geschütz liegen. Sein Mord versetzte mich in die äußerste Wuth und schonungslos hieb ich auf die Meuterer ein, so daß mein langer Cürassierpallasch förmlich von Blut triefte. Mein Pferd ward mir durch eine Kugel unter dem Leibe erschossen und brach auf der Stelle zusammen. Ich kümmerte mich nicht weiter um den Verlust und stürmte nun mit einer Compagnie vom Regiment Vigier, die ein tüchtiger Officier, Tschudi, befehligte, weiter. Aus einem ansehnlichen Hause war stark auf uns geschossen worden; wir erstürmten dasselbe endlich mit vielem Verlust und fanden auf dem Boden noch an zwanzig Meuterer von dem Schweizer=Regiment Chateauvieux. Sie wurden von ihren wüthenden Landsleuten ohne Weiteres aus den Fenstern gestürzt oder aufgeknüpft. Solche Schrecknisse bringt der Bürgerkrieg nur zu viele hervor!

Immer weiter stürmten wir jetzt vor und immer schwächer ward allmählich die Gegenwehr der Meuterer, von denen sehr viele schon gefallen waren. Am Abend bat zuerst das Regiment du Roi um Gnade, die der General de Bouille, der während des ganzen Gefechtes stets im heftigsten Feuer gewesen war, auch gewährte. Das Regiment ward entwaffnet und mußte sogleich aus Nancy abmarschiren. Die Dragoner von Mestre de Camp ergaben sich auch bald, während die Schweizer von Chateauvieux den Widerstand noch länger fortsetzten, bis auch sie zuletzt die Waffen vollständig streckten und um Gnade baten. Am Abend um 9 Uhr waren wir endlich vollständig im Besitz von ganz Nancy und hatten die Empörung gänzlich unterdrückt. Unser Verlust dabei an Todten und Verwundeten belief sich, so viel mir jetzt noch erinnerlich ist, auf 300 Mann, unter denen aber sehr viele Officiere sich befanden.

Die Bestrafung der beiden meuterischen Französischen Regimenter war lange nicht so strenge, als sie es hätte dem Rechte nach sein sollen, und man bemühte sich selbst den ganzen Aufstand möglichst bald zu vergessen. Anders war es aber bei den Meuterern des Schweizer-Regiments Chateauvieux, die nach den Capitulations-Bedingungen der im Französischen Dienste

stehenden Schweizer-Regimenter nur von ihren eigenen Landsleuten gerichtet werden durften. Das Kriegsgericht des Schweizer-Regiments Vigier machte kurzen Proceß und verurtheilte an **140** gefangene Schweizerische Soldaten zum Galgen. Die Schweizerischen Stabsofficiere milderten dies Urtheil dahin, daß **22** besonders gravirte Gefangene sogleich aufgeknüpft, ein Haupträdelsführer gerädert und die anderen Kerle für lange Jahre auf die Galeere gebracht werden sollten. Dies Urtheil wurde im Angesicht der Bevölkerung von Nancy sogleich vollstreckt, und die Verurtheilten baumelten alsbald an einer langen Reihe schnell aufgerichteter Galgen.

Daß die demokratische Partei in Paris über diese gerechte Sühne der verletzten militairischen Disciplin wüthend war, ließ sich natürlich erwarten. Ein wildes Geschrei soll in der Nationalversammlung und auf den Straßen der Hauptstadt statt gefunden haben und der General de Bouille dafür, daß er die Ruhe in Nancy energisch wieder herstellte, mit dem Namen eines blutdürstigen Tyrannen und anderen ähnlichen Ehrentiteln belegt worden sein.

Es lag jetzt in der Hand dieses Mannes noch die Möglichkeit, das legitime Königthum in Frankreich zu retten und durch ein kühnes Wagniß die demokra-

tische Partei in Paris zu zersprengen. Die Truppen, welche unter ihm in Nancy gefochten hatten, waren von gutem militairischen Geiste beseelt, und hätte General de Bouille nur die Energie gehabt, mit ihnen nach Paris zu marschiren und den König aus seiner schmählichen Haft zu befreien, ohne Weiteres wären sie seinem Befehle gefolgt. Wir Officiere, mit sehr geringen Ausnahmen, hofften alle auf diesen kühnen Schritt und erwarteten in den ersten Tagen nach Besiegung des Aufstandes in Nancy den Abmarsch nach Paris. Die ganze royalistische Partei in Frankreich wäre sogleich auf unsere Seite getreten, denn mit gerechtem Zorn ertrug sie die demokratischen Schändlichkeiten, die täglich in immer größerer Zahl verübt wurden und wartete sehnsüchtig auf eine kraftvolle Erhebung, um sich ihr sogleich anzuschließen. Besonders auch im Heere war noch viel guter Geist vorhanden, der nur einer Einigung bedurfte, um energisch aufzutreten.

Unter den Officieren der Schweizer-Regimenter Vigier, Steiner, Salis, Sonnenberg und Castella, dann der Französischen Regimenter Royal-Allemand, Royal-Normandie und Royal-Dragoner, Lanner-Husaren, Royal-Liegois, Languedoc-Infanterie und besonders auch der Artillerie, bestanden damals noch

streng organisirte royalistische Vereine. So wie der General de Bouille den Schritt gethan hätte, gegen Paris zu marschiren und die Nationalversammlung zu zersprengen, wären alle diese Regimenter und noch mehrere andere sogleich zu ihm gestoßen und er hätte schon in den ersten Tagen an 20- bis 30,000 Mann guter, dem Könige treu ergebener Truppen unter seinem Befehle gehabt. Trotz all ihrem demokratischen Geschrei wären die Jakobiner aber nicht im Stande gewesen, eben so viele nur irgendwie für eine Schlacht im offenen Felde brauchbare und an Gehorsam gewöhnte Soldaten zusammen zu bringen, und so wäre der Sieg entschieden auf unserer Seite geblieben. In der Bretagne und Vendée und in vielen anderen noch gut gesinnten Theilen Frankreichs warteten die Edelleute und die Geistlichen auch nur auf solche Erhebung für den König, um sich ihr sogleich mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln — und diese waren damals noch sehr beträchtlich — anzuschließen. General de Bouille, so persönlich tapfer er auch war, hatte aber nicht die geistige Kraft, solchen kühnen Schritt zu wagen und ließ sich sogar herab, um den Beifall dieser Nationalversammlung zu buhlen.

So wie ich dies erfuhr, hielt ich es für meine Person nicht für nöthig, bei den Royal-Allemand-

Dragonern mich noch länger aufzuhalten. Der Soldatenaufstand war ja gedämpft, die Ermordung meines Vetters an seinen Mördern gerächt — was sollte ich noch länger in Nancy bleiben, welches mir überdies sehr verleidet war. Ich kaufte für mich und meinen treuen Pierre, der unterdeß wieder zu mir gekommen war, zwei tüchtige Reitpferde, die einem erschossenen Dragoner-Officier gehört hatten, und so ritten wir denn Mitte September 1790 aus der Stadt fort und schlugen den Weg nach der Bretagne und dem Schlosse meines Vaters ein.

Fünftes Capitel.

Rückkehr nach dem väterlichen Schlosse. Leben in der Heimath. Reise in die Gegend von Amiens. Verwüstung eines Landsitzes. Sturz aus dem Fenster. Gute Gesinnung der Bauern in der Bretagne. Bestrafung eines demokratischen Schneiders. Abschied von der Heimath. Emigration aus Frankreich. Vergnügungssüchtiges Leben der Emigranten in Coblenz. Die Königlichen Prinzen. Reise in Deutschland. Aufenthalt in Mainz. Gräfin D.

Mit einem unendlich frohen Gefühl, wie es mir in der Art während meines ganzen ferneren Lebens leider niemals wieder vergönnt war, ritt ich an einem schönen, klaren September-Abende über die Zugbrücke unseres alten Schlosses und warf mich in die weit geöffneten Arme meiner Familie. — Wie gar nichtig sind doch alle übrigen, noch so glänzenden Genüsse und verlockenden Ehren der Erde gegen das Glück des

Familienlebens! Ungemein wohl war mir jetzt wieder in unserem alten Schlosse, umgeben von meinen theuern Eltern und Geschwistern und allen unseren anhänglichen Dienstleuten, und ich konnte gar nicht mit Umarmungen und Händedrücken zu Ende kommen. Wichtige Veränderungen waren mit mir vorgegangen, seit ich vor zwei Jahren zuerst von hier in die Welt auszog. Damals war ich ein unerfahrener Jüngling, voll der Hoffnungen und Illusionen, der freudig in das reich bewegte Leben, was sich vor ihm entfalten sollte, eintrat. Die schweren Ereignisse, die inzwischen so gewaltsam auf mich einstürmten, hatten mich jetzt frühzeitig gereift und gar viele Erfahrungen, leider nur meist trauriger Art, gaben mir eine, für mein Alter fast ungewöhnliche Selbstständigkeit im Handeln und Denken. Welchen grausigen Scenen hatte ich bereits beigewohnt, welch wilder Kampf mich wiederholt umtobt. Und wie friedlich und ruhig sah dagegen hier Alles in unserem alten Stammschlosse noch aus. Kein Hausgeräth, was ich nicht schon kannte, stand in allen Sälen und Zimmern, kein Familienbild hatte seinen Platz an den mit braunem Holz ausgelegten Wänden verändert. Ja selbst die Kleidung meiner Eltern und die Livrée der Dienerschaft schienen noch die gleichen, wie bei meinem Ab-

gange zu sein. Schnitt, Farbe und Stoff war wenigstens bei Allen ganz unverändert.

Nach alter Väter guter Sitte, jedes frohe wie traurige Ereigniß mit einem Gottesdienste zu begehen, versammelten wir uns sogleich, nachdem ich mich von dem Staub der Reise etwas gereinigt hatte, in unserer Schloßcapelle, in welcher der ehrwürdige Pater Alain die heilige Messe las. Mit tiefer Inbrunst kniete ich vor den Stufen des Altars und die frommen Worte des greisen Priesters drangen tief in meine Brust.

Noch am Abend kamen alle unsere Dienstleute auf das Schloß, um mich, den Sohn ihrer Herrschaft, der in ihrer Mitte aufgewachsen war, mit aufrichtiger Herzlichkeit zu begrüßen, und am anderen Morgen folgten die Bauern der Umgegend diesem Beispiele. Wie wohl thaten mir die derben Händedrücke dieser zwar plumpen, aber ehrlichen Bretagner Bauern, nachdem ich in letzter Zeit so viele Schurken in gallonirten Kleidern und selbst mit aristokratischen Titeln und Namen hatte umherlaufen sehen.

Die demokratischen Schwindeleien, welche Paris schon fast seit 2 Jahren so sehr aufregten, waren bis in die entlegene Gegend, in der unser Schloß lag, noch nicht gedrungen. Einige Hetzer aus den benach-

barten kleinen Städten hatten ihre verbrecherischen Ideen zwar auch unseren Bauern aufdringen wollen, waren aber sehr übel dabei abgefahren und ihr Rücken hatte theilweise für das Geschwätz ihrer Zungen arg büßen müssen. Noch hatte kein einziger Bauer aus unserer ganzen Herrschaft es an dem schuldigen Gehorsam fehlen lassen, oder die Dienste und Abgaben, zu denen er verpflichtet war, verweigert, und so war bei uns, wenigstens dem äußeren Anschein nach, noch Alles ganz unverändert geblieben. Als ich aber am andern Morgen, nachdem die erste Freude des Wiedersehens sich mehr beruhigt hatte, allein mit dem Vater sprach, fand ich ihn lange nicht mehr so lebensfroh, als früher. Die argen Demüthigungen, die das wahre Königthum fort und fort in immer schändlicherer Weise erleiden mußte, kränkten ihn, den wahren Royalisten, gar tief. Kummer und Sorge hatten düstere Falten über seine sonst so stolze Stirn gezogen, und sein ungepudertes Haar war stark gebleicht. Mit großer Besorgniß sah er in die Zukunft Frankreichs und sein klarer Blick verhehlte ihm nicht, daß wir argen Schrecknissen entgegengingen. Besonders meine Erzählungen von Allem, was ich erlebt hatte, vermehrten seinen Unwillen noch bedeutend. Noch jetzt sehe ich das theure Bild meines Vaters vor mir,

wie seine Wangen vor Zorn sich rötheten, seine so schon so lebhaften Augen noch feuriger blitzten, und er mit seiner starken, volltönenden Stimme laut ausrief: „Welche Abscheulichkeiten muß ich hören! Wenn auch leider es Gottes Wille zu sein scheint, daß unserem Könige und Herrn die nöthige Geisteskraft fehlt, um die Empörung zu züchtigen, besitzt denn Keiner der Prinzen des Königlichen Hauses Muth und Energie genug, um sich an die Spitze der treuen Franzosen zu stellen und lieber zu sterben, als in diese Schändung des Königthumes einzuwilligen?"

Wohl hatte mein edler Vater Recht, doch ein finsteres Verhängniß wollte es so, und unsägliches Böses mußte, ja muß noch jetzt das arme Frankreich über sich ergehen lassen.

War mein Vater, wenn auch ungebeugt und fest entschlossen, nur das zu thun, was er für Recht hielt, mochten die Ereignisse nun kommen, wie sie wollten, doch sonst von finsteren Sorgen erfüllt, so hatte die zarte Gesundheit meiner theueren Mutter in letzter Zeit arge Störungen erlitten. Die Anstrengungen ihrer ausgedehnten Wohlthätigkeitspflege im Bereich unserer ganzen Herrschaft griffen sie ungemein an, und doch wollte sie sich dieser Thätigkeit, die sie für ihre Pflicht hielt, auch keinen einzigen Tag entziehen.

Unter solchen Umständen war der Aufenthalt auf unserem Schlosse etwas einförmig und die schwere Sorge der Zeit zeigte auch hier ihren düsteren Einfluß. Für mich hatte der stete Umgang mit meiner inniggeliebten Schwester Gabriele, die jetzt zu einer wunderschönen Jungfrau herangeblüht war, den Hauptreiz. Auf ihrem sicheren Schottischen Pony, den sie mit großer Gewandtheit und Anmuth zu leiten verstand, begleitete das holde Mädchen mich auf allen meinen weiten Streifritten, die ich fast täglich in der Umgegend anstellte. Nur wenn ich der Jagd oblag, wozu die schöne Herbstzeit und die wildreiche Gegend viele Gelegenheit darbot, wollte sie nicht in meiner Gesellschaft bleiben. Sie scheute zwar den Knall des Feuergewehres nicht, sondern war selbst eine eifrige und geschickte Schützin mit der Pistole nach der Scheibe, mochte aber der Tödtung des unschuldigen Wildes nicht beiwohnen. Wie oft habe ich auf ihre Bitten meine Flinte wieder auf die Schultern gehängt, wenn mir ein stattlicher Rehbock oder eine wilde Gans auch noch so gut zum Schusse kam. Wenn ich nicht immer ganz ohne Jagdtrophäen nach Hause kommen wollte, mußte ich auf die sonst so angenehme Begleitung meiner Schwester stets verzichten; dies merkte ich bald. Da ich ein sehr eifriger Jäger war, wurde mir mit-

unter freilich die Wahl etwas schwer; doch gewann sehr zum Vortheil des Wildes und zum Nachtheil unserer Schloßküche in den meisten Fällen die Freude an der Gesellschaft meiner Schwester den Sieg über meine Jagdlust.

Wie mir meine Mutter einst im Vertrauen gestand, hatte die Liebe das reine Herz meiner schönen Schwester auch schon berührt, und sie eine tiefe Zuneigung für den jungen Grafen F., dem Sohne eines unserer Gutsnachbaren, gefaßt, die von diesem ebenfalls erwiedert wurde. Er war ein braver, liebenswürdiger Mann und diente jetzt als Officier bei einem Husaren-Regimente. Da der Verbindung von beiden Seiten keine äußeren Hindernisse entgegenstanden, so konnte man hoffen, daß aus dem Bunde dieser Herzen dereinst auch noch eine glückliche Ehe entstehen würde.

Einige Monate hatte ich so ruhig und friedlich auf unserem Schlosse gelebt und da ich noch immer an den bösen Folgen der bei der Vertheidigung des Versailler Schlosses empfangenen Wunde litt, so that mir diese Ruhe körperlich außerordentlich wohl. Geistig freilich mußte ich immer sorgenvoller werden, denn von Woche zu Woche fast trafen neue Hiobsposten über das Zunehmen der demokratischen Verwilderung in Frankreich bei uns ein. Das Königthum ward

planmäßig von der Nationalversammlung immer tiefer herabgewürdigt, und die Anarchie riß in manchen Provinzen immer ärger ein und bedrohte Leben und Eigenthum der friedlichen Bewohner. Über die Gestaltung meines eigenen Schicksales für die Zukunft war ich unter solchen Verhältnissen gänzlich im Unklaren, und dies fing auch an, mich immer mehr zu verstimmen. In das Heer, in dem die Demoralisation immer größer ward, konnte und mochte ich unter diesen Umständen nicht eintreten, und länger ohne einen bestimmten Lebenszweck auf unserem Schlosse zu verweilen, wollte mir auch nicht recht behagen, so angegenehm für den Augenblick der Aufenthalt daselbst auch immerhin sein mochte. Ich machte schon den Plan, in unsere Colonien zu gehen und dort Dienste zu nehmen, oder auch in Malta in den Maltheser-Orden einzutreten und mein ferneres Leben dem Kampfe gegen die Ungläubigen zu widmen. Nur der Gedanke, alsdann viel auf den Galeeren des Ordens zur See dienen zu müssen, machte mir, bei meiner schon erwähnten tiefen inneren Abneigung gegen den Seedienst, diese Bestimmung nicht recht wünschenswerth, sonst wäre ich gern ein Ritter des Maltheser-Ordens geworden. Mein Vater, mit dem ich einst über mein ferneres Lebensschicksal sprach, verwarf ohne

Weiteres alle diese Pläne; er sagte, gerade jetzt sei es die Ehrenpflicht jedes wahren Edelmannes, der es treu mit seinem Könige meine, bis auf das Äußerste in Frankreich auszuharren, um jede Stunde zur Aufopferung für den Königlichen Dienst bereit zu sein. Wie in Allem und Jedem, was er that und sprach, hatte mein Vater auch hierin wieder vollkommen Recht; dies sah ich sogleich ein, fügte mich natürlich nun ohne Weiteres seinem Willen und verzichtete auf alle ferneren Auswanderungs-Pläne.

Ganz erwünscht war es mir unter diesen Umständen, daß eine alte Tante, die Gräfin de la Mire zu Davenecourt bei Amiens, mich bat, auf einige Monate die Aufsicht in ihrem Schlosse zu übernehmen. Die Dame wohnte augenblicklich mit ihrer Tochter allein, und da in der Nähe schon mehrfache anarchische Unordnungen vorgefallen waren, so sehnte sie sich sehr nach einem männlichen Beschützer. Ich erhielt auf diese Weise wieder einen bestimmten Lebenszweck und ritt daher in Begleitung meines treuen Pierre nach dem Schlosse Davenecourt ab. Kaum acht Tage mochte ich zur großen Freude der alten würdigen Dame mich auf ihrem Wohnsitze befunden haben, so brachen die Unruhen auch schon los. Es wohnte eine sehr aufgehetzte und anarchische Bevölkerung in und

um Davenecourt und die Bauern wollten sich ohne Weiteres eines großen Waldes, welcher der Gräfin unzweifelhaft gehörte, bemächtigen. Holz zum eigenen Gebrauch hatten sie Alle schon länger als Jahresfrist aus dem Walde geholt, und die Besitzerin duldete dies stillschweigend; jetzt wollten die Bauern das ganze Gehölz förmlich unter sich vertheilen, alle Bäume niederhauen und nach Amiens verkaufen. — Dies konnte und wollte die Gräfin auf mein Anrathen nicht dulden, denn es wäre ja ein unbedingtes Aufgeben jedes rechtmäßigen Besitzes gewesen und erklärte daher den Aufrührern ihre Verweigerung.

Ein wüthendes Gebrüll erhob sich in der vor dem Schlosse versammelten Menge, als ich auf die große Schloßtreppe trat und sehr fest, aber ruhig erklärte, der Wald werde nicht vertheilt werden, — außer die Nationalversammlung in Paris gebe den ausdrücklichen Befehl dazu. Zwei Kerle schossen ihre Flinten auf mich ab, fehlten aber natürlich, während die Stimmen vieler Betrunkenen schrien, ich sei ein verfluchter Hund von Aristokraten und man solle mich ohne Weiteres aufknüpfen oder in das Wasser werfen. Ich hoffte, der bessere Theil der Einwohner würde sich zu unserem Schutze gegen den Pöbel vereinigen und so könnten wir weiteren Unordnungen

vorbeugen. Leider sah ich nur zu bald ein, wie arg ich mich hierin getäuscht hatte. Es gab entweder keine gutgesinnten Bürger hier, oder diese verkrochen sich, wie dies sehr häufig bei dergleichen Vorfällen geschieht, in feiger Furcht in ihren Häusern, sobald die Gefahr sich wirklich zeigte.

Der Pöbel begann nun alsbald das Schloß zu erstürmen, und da ich nur fünf männliche Dienstboten unter mir hatte, auf deren muthige Ergebenheit ich unbedingt zählen durfte, vermochte ich keinen Widerstand zu leisten. Mein Pierre war der Erste, der einen Schuß in die Schulter erhielt und zu Boden stürzte; dann drangen die Kerle auf mich ein. Mit aller Kraft suchte ich mich mit meinem Säbel zu vertheidigen und eine Zeit lang hielt ich mir die feigen Kerle auch wirklich vom Leibe. Ein Hieb zerbrach endlich meine Klinge und jetzt wurde ich von der Menge überwältigt und gefangen. In ihrer wilden Wuth beschlossen meine Bezwinger, mich sogleich aus dem Fenster des zwei Stockwerk hohen Zimmers, in dem dieser Kampf statt gefunden hatte, zu schleudern. Gewaltsam wurde ich an Kopf und Füßen erfaßt, etwas hin- und hergeschwenkt, um einen besseren Schwung hervorzubringen, ein Kerl zählte dabei, und auf sein Commando schleuderten die Anderen mich mit aller

Kraft ihrer Arme in die Tiefe hinab. Mein Tod, oder was noch schlimmer gewesen wäre, die gänzliche Verstümmelung meiner Glieder schien unvermeidlich, da die Höhe beträchtlich und der Boden unten mit Steinfliesen belegt war, und doch rettete mich auch jetzt wieder des gütigen Gottes Allbarmherzigkeit. Gerade, daß meine Mörder mich mit einem so kräftigen Schwung hinausgeschleudert hatten, bewirkte meine Rettung. Ich fiel nämlich dadurch nicht auf das Steinpflaster, sondern auf die weit abstehenden äußersten Zweige eines mächtigen Kastanienbaumes, der im Schloßhofe stand. Es gelang mir, einen solchen Ast zu erhaschen und obgleich dieser nicht hielt und ich immer weiter von Zweig zu Zweig durchbrach, so ward die Heftigkeit meines Falles doch dadurch ungemein geschwächt. Arg geschunden und zerquetscht, aber doch sonst ohne gebrochene Glieder, langte ich endlich glücklich auf festem Boden an und lief nun schleunigst in den nahen Wald. Einige Schüsse wurden mir zwar von der wilden Bande, die über meine glückliche Rettung ein wüthendes Geschrei erhob, nachgesandt, doch traf mich keine Kugel und es gelang mir, mich vorerst im tiefsten Walde zu verbergen und dann im Dunkel der Nacht nach Amiens zu entkommen. — Meine arme Tante und ihre Tochter, ein sehr schwächliches junges

Mädchen, waren von der Bande nun noch auf das Empörendste gemißhandelt worden. Ein Kerl hatte meiner Tante mit einem Säbel eine so tiefe Wunde im Oberarm versetzt, daß Monate bis zu deren Heilung vergingen, und auch die Tochter war mit Stößen und Fußtritten so arg zugerichtet worden, daß sie bald darauf starb. Das ganze Schloß wurde dann von oben bis unten rein ausgeplündert und auf jegliche Weise demolirt und man hatte darauf versucht, es in Brand zu stecken. Die Festigkeit des alten, ganz aus mächtigen Steinquadern gemauerten Gebäudes hatte jedoch den Flammen widerstanden und die Feuersbrunst war nicht zum Ausbruch gekommen.

In Amiens fanden meine arme verwundete Tante, mein treuer Pierre, der an seiner Schußwunde im Arm eine schmerzliche Operation aushalten mußte und ich, dessen Körper auch arg mit Quetschungen und Beulen zugerichtet war, nur mit Mühe und Noth ein sicheres Unterkommen, um uns so weit wieder herstellen zu lassen, daß wir die Reise nach unserem Stammschlosse in der Bretagne antreten konnten.

Meine Tante, eine Frau von großer geistiger Energie, wandte sich nun klagend an alle möglichen Behörden in Frankreich und selbst an die Nationalversammlung; allein ganz ohne den mindesten Erfolg.

Sie hatte ja das in den Augen der damaligen Gewalthaber in Paris unverzeihliche Laster, eine Edelfrau zu sein, folglich war sie jetzt rechtlos und ohne jeglichen Schutz. Der Pöbel durfte ihre Waldungen niederhauen, sie und ihre Diener auf lebensgefährliche Weise mißhandeln und ihr Schloß in Brand stecken; Alles im Namen der Freiheit und der Herrschaft des souverainen und mündig gewordenen Volkes.

Solche Beispiele wiederholten sich jetzt von Woche zu Woche mehr in den meisten Gegenden Frankreichs; Gesetz und Recht hörten immer mehr auf, und während die Nationalversammlung die schwülstigsten Reden hielt und widersinnige Proclamationen erließ, riß die Anarchie immer weiter unter allen Volksclassen ein.

Auf unserem Stammschlosse selbst, wohin ich mich nach meiner Wiederherstellung aus Amiens begeben hatte, war von der Unordnung noch nicht viel zu spüren. Mit fester Hand hielt mein energischer Vater noch immer die Zügel der Herrschaft, und alle unsere Diener und Bauern, in denen der alte treue Bretagnische Sinn noch fest eingewurzelt war, gehorchten ihm gern und willig. Einige junge Sprudelköpfe hatten zwar in einem Dorfe auf unserer Herrschaft auch eine Volksversammlung, wie sie damals an der Tagesordnung waren, anstellen wollen, allein der Ver-

such war an dem gesunden Sinn der meisten Bauern kläglich gescheitert. Ein verdorbener Schneidergeselle, ein Bürschlein, was stets mehr Durst wie Arbeitslust gezeigt hatte, und dem von seinem jüngsten Aufenthalt in Paris her einige demokratische Phrasen im Kopfe stecken geblieben waren, trat als erster Redner auf die Tribüne. Die ersten Augenblicke hatten die Bauern den ihnen ganz unverständlichen Worten mit offenen Mäulern zugehört, als er endlich aber auf die Gutsherrschaft zu schelten anfing, war ihnen allmählich das, was er eigentlich bezwecken wollte, klar geworden und sie hatten sich enger an ihn herangedrängt. Der verblendete Redner hielt dies für ein Zeichen des Beifalles und fing nun an, immer heftiger zu werden und besonders auch gegen die Religion und die Geistlichkeit loszudonnern. Jetzt ging den Bauern vollends ein Licht über den ganzen Zweck dieser Rede auf und ihr Zorn ward nicht wenig dadurch erregt. Eine große Ehrfurcht gegen die geheiligten Satzungen unserer Religion hat der Bretagner Bauer stets bewahrt, und wer es wagte, diese auf schmähliche Weise anzugreifen, konnte sicherlich stets auf seine größte Mißbilligung rechnen. Der redselige Schneider, der auf großen Beifall und was ihm im Grunde noch ungleich wichtiger war, auf eine klin-

gende Belohnung gehofft hatte, wurde gar übel in diesen Erwartungen getäuscht. Die Bauern, statt ihm Beifall zu spenden, rissen ihn zornig von seiner Rednerbühne herab und es hätte nicht viel gefehlt, so wären von kräftigen Bretagner Fäusten so viel Schläge auf ihn niedergefallen, daß nicht einmal ein Grobschmied, wieviel weniger ein Schneider, solche ausgehalten hätte.

Zufällig kam ich, von einer Jagdpartie zurückgekehrt, gerade in diesem Augenblick an den Schauplatz dieser Scene und mein Ansehen rettete den Volksredner vor zu groben, thätlichen Mißhandlungen. Den gerechten Zorn der Bauern konnte ich jedoch nicht völlig beschwichtigen und einige Züchtigung hatte der freche Schneider für seinen Wahnwitz auch immerhin verdient. Die Bauern zogen ihm nun einen alten Weiberrock über seine Kleider, setzten eine schmierige Nachtmütze auf seinen Kopf und gaben ihm einen Besen in die Hand. In diesem Aufzuge mußte der vor Angst zitternde Kerl noch einmal die Rednerbühne besteigen und laut erklären, er habe vorhin nur elende Lügen gesagt, widerrufe hiermit feierlichst alle seine früheren Behauptungen und bitte die Versammlung inständigst um Verzeihung, daß er sie durch solche Worte beleidigt habe. Nachdem diese öffentliche Ab-

bitte zur großen Befriedigung der Bauern geschehen war, wurde der Schneider rückwärts auf einen Esel gesetzt, ihm der Schwanz statt des Zaumes in die Hand gegeben und er so, von dem Gelächter und dem Gespotte der Menge begleitet, auf unser Schloß zu meinem Vater, als dem Gerichtsherrn der Herrschaft, gebracht, damit dieser seine fernere Strafe bestimmen möge. Mein Vater hielt es unter seiner Würde, über einen solchen Kerl noch weitere Strafe zu verhängen; er gab ihm noch einige eindringliche Ermahnungen und ließ ihn dann frei laufen, verbot ihm aber strenge, auf unserer Herrschaft jemals wieder Proben seiner Volksberedsamkeit abzulegen. Das geängstigte Schneiderlein, ersichtlich froh, mit so leichter Strafe abgekommen zu sein, versprach dies hoch und theuer und trollte sich dann, so schnell ihn seine Füße nur tragen wollten, seiner Wege. Daß auf unserer Herrschaft kein Feld für seine demokratische Rednerei sei, hatte er zur Genüge erfahren und begab sich somit bald nach Paris, dem großen Sammelplatz aller Taugenichtse von ganz Frankreich. Hier hat er natürlich empfänglichere Ohren und erregbarere Gemüther gefunden, und später noch als einer der wüthendsten Jakobiner eine Hauptrolle gespielt. Was aus dem Kerl weiter noch geworden ist, habe ich nie wieder in

Erfahrung gebracht. Einige Anhänger von ihm aus der unserer Herrschaft nahe gelegenen kleinen Stadt, in der manches Gesindel wohnte, die am Abend noch Lärm und Streit in der Dorfschenke anfangen wollten, sind von den Bauern hinausgeworfen und gehörig durchgeprügelt, nach Hause geschickt worden.

Immer düsterer gestalteten sich aber im Sommer **1791** die Zustände in Frankreich, immer mehr mußte die Hoffnung schwinden, daß Ruhe und Ordnung so bald wieder in dem unglücklichen Lande zurückkehren würden. Was wir aus Paris, diesem Hauptsitz alles Unheils, erfuhren, lautete von Woche zu Woche fast schrecklicher. Der König regierte nur noch dem Namen nach, und war in schmählicher Gefangenschaft; die Hauptgewalt befand sich in den Händen der demokratischen Partei, der Nationalversammlung und ihrer in allen Provinzen verbreiteten schändlichen Helfer und Helfershelfer. In seiner schwachen Gutmüthigkeit und immer nur von dem Gedanken befangen, um jeden Preis Blutvergießen zu vermeiden, gab der König in Allem nach, ohne zu bedenken, daß er durch solche unmännliche Weichherzigkeit das Übel immer nur vergrößern würde. Selbst seine Königliche Würde und das Ansehen seines uralten Königlichen Stammes vergab er und zauderte nicht, seine Unterschrift

unter Proclamationen und Erlasse zu setzen, unter denen der Name des erlauchten Hauses der Bourbons nun und nimmermehr hätte stehen dürfen. Gerechter Zorn, verbunden mit tiefer Trauer, ergriff oft meinen Vater, wenn er diese demokratischen Erlasse, welche jetzt fast täglich von Paris aus in die Welt geschleudert wurden, las und darunter den edlen Namen seines Königlichen Herrn erblicken mußte. Wir alle in unserem ganzen Schlosse, bis auf die Dienerschaft herab, litten natürlich ungemein unter solchen Verhältnissen, und so froh und erlaubten Freuden mit voller Unbefangenheit uns hingebend wir sonst gelebt hatten, so traurig und gedrückt ging es jetzt bei uns zu. Kein Scherz wurde gemacht, kein frohes Gelächter ließ sich hören, keine munteren körperlichen Spiele wurden mehr auf dem weichen, grünen Grasplatz des Schloßhofes getrieben, wie sonst im Sommer fast allabendlich der Fall war und selbst die wohllautende Stimme meiner Schwester Gabriele ertönte niemals mehr in heiteren Liedern. Nur während des Gottesdienstes, der allmorgenlich in unserer Schloßcapelle abgehalten wurde, erscholl so klar und rein, wie ein Silberglöcklein, ihr frommer Gesang und trug nicht wenig zur Erbauung aller Andächtigen mit bei; sonst war solcher ganz verstummt. Dazu kam, daß

meine Mutter in ihrer Gesundheit immer leidender wurde, ihr Zimmer kaum noch verlassen durfte und so durch ihre Pflege fast die ganze Zeit meiner Schwester in Anspruch nahm. Die Vermittelung der Wohlthätigkeitsspenden, in der Gabriele meine Mutter jetzt, so gut dies bei ihrer noch mangelnden Erfahrung angehen wollte, zu ersetzen suchte, nahm ihre übrige freie Muße fast vollständig in Anspruch.

Daß die Wiederherstellung eines festen, auf altes Gesetz und Recht begründeten Königthums in Frankreich unter den jetzigen Verhältnissen von dem Könige selbst nicht mehr erwartet werden durfte, wurde leider allen Royalisten immer klarer und klarer. Der König war völlig unselbstständig in seinen Entschlüssen und alle seine Erlasse wurden ihm von der demokratischen Partei, in deren Gefangenschaft er sich befand, fast gewaltsam abgedrungen. Auch der gute Einfluß, den die Königin Marie Antoinette auf ihren Königlichen Gemahl mitunter bisher ausgeübt hatte und noch fernerhin hätte ausüben können, war jetzt gänzlich vernichtet. Die geistige Kraft dieser sonst so frischen und starken Frau war durch die Leiden der letzten Jahre arg erschüttert worden, und sie wurde zudem so streng bewacht, daß jede Einwirkung auf die Entschließungen des Königs dadurch fast unmöglich

gemacht war. — So unsäglich traurig daher auch diese Überzeugung war, es half nichts; alle Einsichtigen mußten immer mehr erkennen, daß die Wiederherstellung des früheren stolzen Glanzes der Königlichen Krone von Frankreich jetzt nur noch von auswärts her geschehen konnte. In unseren Grenzen selbst war kein Platz mehr, von dem aus eine starke royalistische Partei mit nur einiger Aussicht auf Erfolg, zu wirken hoffen durfte, und außer Landes mußte man daher solchen suchen. Schon im Sommer und Herbst **1790** hatte die Emigration vieler Edelleute, welche sich der Anarchie nicht fügen wollten, begonnen; im Jahre **1791** nahm solche aber immer massenhafter zu. Besonders sehr viele Officiere der Land- und Seetruppen, die bei der immer wachsenden Anarchie unter den Soldaten, gegen welche sie nicht kräftig einschreiten durften, sehr gern diesen Dienst verließen, befanden sich unter den Emigranten. Auch manche Landedelleute, besonders aus den südlichen Provinzen Frankreichs, wo die Anarchie am Ärgsten wüthete, hatten schon mit schwerem Herzen ihre Besitzungen verlassen, da sie ja ihres Lebens daselbst nicht mehr sicher waren. Zwei Brüder unseres Königs, nebst einigen anderen Prinzen des Königlichen Hauses waren ebenfalls von Frankreich nach Deutschland geflüchtet und erlie-

ßen von Coblenz aus einen Aufruf an den Französischen Adel, sich um sie zu schaaren und mit allen Kräften zu helfen, das alte Lilienbanner der Bourbons in seiner früheren fleckenlosen Reinheit wieder aufzupflanzen.

Ein ungemein schwerer Kampf entstand bei mir, als ich diesen im October 1791 erlassenen Aufruf der Königlichen Prinzen las. Auf der einen Seite drückte die jetzige Unthätigkeit, zu der ich verdammt war, mich fürchterlich und ich brannte vor Verlangen, mit dem Schwerte in der Hand für das legitime Königthum zu streiten und mein Vaterland von der demokratischen Pöbelherrschaft wieder zu reinigen. Der Gedanke aber, meine Eltern und meine theuren Geschwister und die geliebte Heimath gerade in dieser jetzigen Schreckenszeit verlassen zu müssen, war mir unendlich peinigend. Mein Vater erklärte, als Besitzer einer Herrschaft dürfe und werde er nicht fliehen und gleich dem Capitaine eines Kriegsschiffes halte er es für seine Ehrenpflicht, der letzte Mann auf dem Posten, den ihm das Schicksal nun einmal anvertraut habe, zu bleiben. Er billigte es vollkommen, wenn die jungen Officiere jetzt Frankreich verließen, denn er selbst hatte die traurige Nothwendigkeit immer mehr eingesehen, daß dieses von Außen her durch einen förmlichen Feldzug wieder erobert werden müsse. Nur

die großen Grundbesitzer, von deren Wirken so viel abhinge, dürften seiner Ansicht nach jetzt ihre Herrschaften nicht verlassen, es sei denn, daß die alleräußerste Lebensgefahr sie hierzu zwingen würde. So war es denn entschieden, daß mein Vater nicht emigrirte und eine gleiche Ansicht hegte auch mein ältester Bruder, der als künftiger Majoratsbesitzer schon jetzt in der Bewirthschaftung der Herrschaft mit half. Mein zweiter Bruder, der Geistliche, hielt sich jetzt ebenfalls zu Hause auf und in ihm war der Gedanke, nach Rom auszuwandern und dort in einen Orden einzutreten, schon wiederholt aufgestiegen. Bevor dieser Plan aber zur Ausführung kam, hatte mein Bruder das Unglück, bei einem Fall den Fuß zu brechen, und die Heilung verzögerte sich so lange, daß vorerst an eine Reise nach Rom nicht zu denken war, und er auf dem Schlosse bleiben mußte. So war ich denn der einzige aus unserer Familie, der an eine Auswanderung dachte.

Mein Vater bemerkte den schweren inneren Kampf, den ich mit mir kämpfte, recht wohl und half mir mit seiner gewöhnlichen Energie ihn bald beendigen. Er rief mich eines Abends in sein Zimmer und sagte mit fester Stimme: „Mein Sohn, Du bist ein Soldat und als solcher hast Du die unbedingte Pflicht, überall

da zu kämpfen, wo das Lilienbanner des Königlichen Hauses von Frankreich weht. Leider ist jetzt Coblenz der einzige Platz, von wo aus man hoffen darf, das legitime Königthum wieder herzustellen, und so wirst Du ungesäumt dahin abreisen und Dich den daselbst weilenden Prinzen des Königlichen Hauses zur unbedingten Verfügung stellen. Hier in dieser Brieftasche findest Du die nöthigen Papiere und so viel Gelder, als ich in dieser schweren Zeit für Dich disponibel machen konnte. Pierre wird Dich wieder begleiten. Was Du sonst zu thun hast, wirst Du selbst schon wissen; nur ist es nothwendig, jedes Aufsehen bei Deiner Abreise zu vermeiden. Möge der allmächtige Gott Dich in seinen gnädigen Schutz nehmen."

So war denn meine Auswanderung aus Frankreich entschieden, denn was der Vater sagte, das geschah unwiderruflich in unserer ganzen Familie. Ein schwerer Abschied war es, den ich jetzt von meiner ganzen Familie nahm, und es preßte mir fast das Herz zusammen, alle die Meinigen in dieser bedrängnißvollen Zeit, wo jeder Tag eine vermehrte Gefahr bringen konnte, verlassen zu müssen. Und doch ahnte ich das gräßliche Unglück, was uns alle treffen sollte, damals noch nicht in seinem ganzen Umfange. Mein Vater geleitete mich am Morgen zu Fuß noch eine

ziemliche Strecke weit, und obgleich er seine ganze Festigkeit bei dem Abschied zusammennahm, zitterte doch seine sonst so männliche Stimme, als er die Worte sprach: „Lebe wohl, mein Sohn, Du hast Dich bisher als ein echter Sprößling unseres alten Hauses bewährt, ich vertraue Dir, daß Du dies auch fernerhin in allen Lagen des Lebens thun wirst. Ziehe den Tod unbedingt der geringsten Handlung, die gegen Deine Ehre verstößt, vor.“ Damit drückte er mich noch einmal an seine Brust und wandte sich dann schnell fort, als wolle er die Rührung, die ihn jetzt ergriff, nicht sehen lassen.

Traurigen Schrittes wanderte ich mit meinem Pierre nun fort, denn um jegliches Aufsehen zu vermeiden, machten wir die Reise zu Fuß und nicht, wie sonst üblich, zu Pferde. Auf einem kleinen Hügel, von wo aus man unser Schloß noch einmal in der vollen Größe seines mächtigen Baues überblicken konnte, hielten wir fast unwillkürlich an und wandten unsere Augen nach dieser so schönen Stätte. Von der eben aufgehenden Morgensonne hell beschienen, lag das stolze Schloß noch so stattlich und unversehrt da, und von der höchsten Zinne seines Hauptthurmes flatterte frei der Wimpel mit den Wappenfarben unseres uralten Geschlechts im Morgenwinde. Ein Anblick, den

ich nie wieder vergessen habe. — Als ich diese Gegend wieder besuchte, war unser Stammschloß eine völlig ausgebrannte, von Rauch geschwärzte Ruine, da ein Pöbelhaufe es erst vollständig ausgeplündert und alsdann den Flammen übergeben hatte. Ein Fetzen unserer Wappenfahne hatte sich zwischen die Steintrümmer des einen Thurmes geklemmt und hing beschmutzt und verräuchert traurig von dort herab. — Auch diesen Anblick habe ich niemals wieder vergessen können.

Die Auswanderung aus Frankreich war im September 1791 schon strenge verboten und es mußte vielen Beschwerden, ja selbst Gefahren getrotzt werden, um auf heimlichen Schleichwegen die Grenzen des Landes überschreiten zu können. Mit Hülfe einiger blanker Louisd'ors, denn selbst die enragirtesten Demokraten nahmen diese ungleich lieber, als die schmutzigen Fetzen der Assignaten, welche die Nationalversammlung ausgegeben hatte, gelang es uns, von einem bestechlichen Maire einen falschen Paß zu erkaufen. Als zwei Pferdehändler aus der Bretagne waren wir in diesem Paße aufgeführt, da diese Verkleidung mir die geeignetste erschien. Nicht ohne manchen Unannehmlichkeiten unterworfen zu sein, denn als Viehhändler durften wir auch nur mit Menschen gleichen Schlages verkehren und ihre üblen Angewohn-

heiten nachahmen, mußten auch häufig ihre demokratischen Schimpfereien ruhig mit anhören, erreichten wir endlich die Grenze Frankreichs gegen Deutschland zu. Ein sehr peinliches Gefühl war es für mich, jetzt mein Vaterland verlassen zu müssen, um wo möglich in kürzester Frist mit den Waffen in der Hand wieder in dasselbe einzurücken. Gegen Bezahlung von zwei Louisd'ors geleiteten uns in einer stürmischen Regennacht einige Schmuggler über die Grenze und brachten uns sicher auf Deutschen Boden. Durchnäßt, erstarrt und von der nächtlichen Wanderung auf den durchweichten Lehmwegen arg beschmutzt, betrat ich damals zuerst Deutschland, ohne zu ahnen, daß ich später so viele Jahre daselbst weilen sollte, ja daß jetzt wahrscheinlich mein müdes Haupt in dessen Erde seine letzte Ruhestätte gefunden haben wird.

Als ich auf Deutschem Gebiete in Sicherheit war, nahm ich meinen wahren Stand und Namen sogleich wieder an, warf meine Kleidung als Viehhändler fort und bestellte eine Postchaise, um nach Coblenz zu fahren. Ich kann nicht läugnen, daß es mir ein ungemein behagliches Gefühl gewährte, jetzt wieder als Marquis und nicht mehr als Viehhändler reisen zu können, denn ich war damals noch lange nicht so an die Entbehrungen und Beschwerden des Lebens

gewöhnt, als späterhin der Fall war. — In Coblenz versammelten sich zu jener Zeit die meisten Emigranten und besonders solche, die wie ich bereit waren, mit den Waffen in der Hand in Frankreich wieder einzumarschiren. Ein sehr bewegtes, lebendiges Treiben herrschte auf den Straßen und in den Wirthshäusern der Stadt und ich war kaum von meinem Wagen abgestiegen, als ich schon von einer Menge Bekannten, unter denen sich manche meiner früheren Kameraden von der Garde du Corps her befanden, umringt und begrüßt wurde. Gewiß an 3- bis 400 ehemalige Gardes du Corps und Officiere befanden sich damals allein in Coblenz und noch Mehrere lebten in den anderen Städten an den Ufern des Rheines zerstreut.

Offen muß ich gestehen, das Leben, was ich hier erblickte, mißfiel mir im Allgemeinen sogleich in den ersten Stunden meiner Ankunft, und in gar Manchem ward ich arg enttäuscht. Ich hatte geglaubt, ernste, über das Unglück des Vaterlandes trauernde Männer hier zu finden, sah aber nur zu viele lustige und unbekümmerte Gesichter unter den Emigranten und hörte ihre frivolen Reden, ganz als befänden wir uns noch wie früher in Versailles und nicht in der Verbannung. In dem großen Saale des Wirthshauses, in dem ich

abgestiegen war, hatte man eine Spielbank aufgeschlagen und emigrirte Officiere machten die Croupiers, während Andere mit vollen Goldrollen pointirten. Ein anderer Tisch war mit Champagnerflaschen bedeckt und eine jubelnde und zechende Gesellschaft hatte sich um denselben niedergelassen und vergnügte sich damit, sehr witzige Karrikaturen der bekanntesten Mitglieder der Nationalversammlung, die ein als guter Zeichner bekannter ehemaliger Garde du Corps verfertigt hatte, zu bewundern. Auch schön geschmückte Damen, deren ganzes leichtfertiges Wesen zu dieser wilden Umgebung paßte, befanden sich in dem Saale und nahmen die ziemlich zweideutigen Huldigungen, die ihnen von mehreren Herren dargebracht wurden, mit ersichtlichem Wohlgefallen auf. Schauspielerinnen von einer in Coblenz sich aufhaltenden Französischen Schauspielertruppe waren es, und wo derartige Damen in einer Gesellschaft zugelassen werden, wird ein frivoler Ton niemals fehlen.

So sehr nun auch dies ganze Leben und Treiben hier in Coblenz von meiner inneren Stimmung abstach und mir daher im höchsten Grade mißfiel, so konnte ich mich doch in den ersten Tagen meines Aufenthaltes daselbst solchem nicht ganz entziehen. Alle Augenblicke traf ich frühere Kameraden, Bekannte und

Verwandte, und wollte ich nicht ganz in den Ruf eines Sonderlings kommen — und stets habe ich mich möglichst bestrebt, dies zu vermeiden, so mußte ich wohl mit ihnen in ein Gasthaus treten und einigen Flaschen Wein die Hälse brechen. So viel wie thunlich war, zog ich mich übrigens von all diesem lärmenden Getreibe möglichst zurück und schloß mich an Emigranten an, die wie ich, eine ernstere Stimmung in dieser Unglückszeit für die allein passende hielten. Es fehlte hier nicht an solchen würdevollen, gediegenen Männern, wenn auch leider eine nur zu große Zahl der emigrirten jungen Edelleute ein mir unbegreifliches, sorgloses Benehmen und einen lustigen Übermuth, wie sich solcher für sie in ihrer jetzigen Lage wahrlich nicht paßte, zur Schau trugen.

Nachdem ich ungefähr eine Woche in Coblenz gelebt hatte, kam ein Verwandter meiner Mutter, der Graf v. Pire aus der Bretagne, daselbst an. Eine große Freude gewährte mir diese Ankunft. Ich fuhr mit ihm nach dem Schlosse Schönbornsluft, wo sich Ihre Königlichen Hoheiten die Grafen von Provence und Artois, die Brüder des Königs, und der Prinz Condé befanden, und hatten die Ehre, diesen vorgestellt zu werden. Die Aufnahme, die ich von diesen erlauchten Prinzen des Königlichen Hauses

von Frankreich erfuhr, war eine ungemein huldvolle. Meine Verwundung bei der Vertheidignng des Schlosses zu Versailles im October 1789 war den Prinzen erinnerlich und sie hatten die Gnade, mir viele schmeichelhafte Lobeserhebungen über mein damaliges Benehmen zu sagen, die ich nicht im Mindesten verdiente, da ich ja nur ganz einfach meine Pflicht als Edelmann und Soldat gethan hatte. Auch über meine alte, bewährte Familie und über die Persönlichkeit meines Vaters, der in der ganzen Bretagne einen sehr geachteten Namen besaß, konnte ich manches Schmeichelhafte hören. Der Graf von Artois äußerte dabei aber, in, wie mir schien, etwas spöttischer Weise, seine Verwunderung, daß mein Vater und mein ältester Bruder zu Hause geblieben wären und nicht hier sich zeigten, wo doch jetzt der Platz jedes wahren Französischen Edelmannes sein müsse. Mich verletzte dies etwas und ich erwiderte sehr bestimmt, „mein Vater werde sicherlich in seinem ganzen Leben niemals das Mindeste thun, was seines Namens und Standes nicht vollkommen angemessen sei. Unter den jetzigen Verhältnissen habe er als großer Grundeigenthümer es am Angemessensten gehalten, auf seiner Herrschaft zu bleiben und für die Rechte des Königthumes daselbst möglichst zu wirken.“ Der Graf von

Provence, der wohl bemerkt hatte, daß die Worte seines Bruders keinen ganz angenehmen Eindruck auf mich machten, beeilte sich in seiner großen Herzensgüte, diese Mißstimmung wieder zu verwischen, indem er meiner eben ausgesprochenen Ansicht vollkommen beipflichtete. Er sagte, mein Vater handle gewiß auch jetzt vollkommen seiner Pflicht gemäß und er selbst halte es auch nicht für gut, wenn der grundbesitzende Adel nunmehr gänzlich aus Frankreich auswandere. Freilich sei die Stellung desselben jetzt unendlich schwierig und erfordere nach allen Seiten hin große Charakterstärke. Man habe der traurigen Beispiele leider nur schon zu viele, daß selbst Edelleute von bekannten Familien sich der revolutionären Partei angeschlossen hätten, in der schwächlichen Hoffnung, sich auf solche Weise in dem Besitz ihrer Güter zu erhalten. „Von meinem Vater sei solche Charakterschwäche freilich sicherlich niemals zu befürchten", setzte er bei diesen Worten noch hinzu.

„Nein gewiß nicht! Königliche Hoheit, der würde tausendmal lieber das Schaffot besteigen, als der Sache seines Königlichen Herrn jemals untreu werden!" erwiderte ich hierauf.

Bei diesen Worten kam der Graf von Artois wieder auf mich zu, drückte mir die Hand und sagte

lebhaft: „Ja — ja, Ihr Herr Vater ist gewiß ein Ritter sonder Furcht und Tadel, das steht fest!“ — worauf ich mich ehrerbietig verbeugte.

Ich wurde nun zu Mittag zur Tafel der Prinzen befohlen und auch noch am Abend zu einem Souper dabehalten, so daß ich als junger Mann wirklich ganz entzückt über diese äußerst gnädige Aufnahme sein konnte. Trotzdem — ich kann nicht läugnen, fuhr ich mit geringerer Hoffnung auf die baldige Befreiung meines Vaterlandes wieder aus Schönbornsluft fort, als ich zuvor den Weg dahin angetreten hatte. Es schien mir selbst in diesen hohen Kreisen, von denen ich jetzt die Hauptrettung erwarten mußte, nicht durchgängig der rechte Ernst und die gehörige Kraft zu herrschen. Man nahm die Verhältnisse ungleich leichter, als sie es in der That waren und begnügte sich mehr, über die Revolution zu schmähen, oder je nach Umständen auch spöttische Witze zu machen, als mit Energie gegen sie zu handeln und mit dem Schwerte drein zu schlagen. Auf diese Weise ward Frankreich dem legitimen Königthume nicht wieder zurückgegeben, das sah ich trotz meiner Jugend bald ein. Mich selbst hatten die Königlichen Prinzen übrigens sogleich zum Officier bei der zu bildenden Königlichen Occupations-Armee ernannt, und mir sogar eine Dragoner-Com-

pagnie versprochen, — sobald nur erst solche vorhanden wären. Leider stand es mit dieser Armee aber noch sehr schlecht, und vorerst war an einen Einmarsch in Frankreich noch gar nicht zu denken; dies erkannte ich leider nur zu bald. Officiere waren freilich genug vorhanden und an oft sehr unangemessenen Ansprüchen derselben fehlte es auch nicht; desto mehr aber mangelten tüchtige Soldaten, Pferde, Waffen, Gelder; kurz Alles, was zu einer energischen Kriegführung nothwendig war. Anstatt große Geldsummen bei kostspieligen Festen, unnützen Champagnertrinken und frivolen Liebesverhältnissen mit Schauspielerinnen und ähnlichen leichten Damen zu vergeuden, wie dies nur zu häufig geschah, hätte man lieber auf das Sparsamste leben und jeden ersparten Livre zu Kriegsrüstungen verwenden sollen. Der rechte Ernst fehlte aber leider bei zu Vielen dieser Emigranten, und es war keine großartige Persönlichkeit vorhanden, um diesen leichtsinnigen Menschen gehörig zu imponiren.

Je länger ich diesem Treiben in Coblenz zusah, desto verstimmter wurde ich und zog mich immer mehr davon zurück. Mit einem früheren Freunde von der Garde du Corps her, einem Baron de Blanchelande hatte ich aus Sparsamkeitsrücksichten zusammen ein kleines Winzerhäuschen in der Nähe von Coblenz

bezogen und mein Pierre führte uns daselbst die Wirthschaft. Der treue Mensch wusch, kochte, backte, ja schneiderte selbst für uns und ersetzte alle anderen Dienstboten so vollkommen, daß wir ganz anständig und doch dabei sehr wohlfeil lebten. Mit der Mehrzahl der übrigen Emigranten kamen wir wenig in Berührung und suchten unsere Hauptzerstreuung in weiten Spaziergängen in der so überaus reizenden Umgegend. Um eine Beschäftigung zu haben, studirte ich eifrig deutsch, doch machte mir die Erlernung dieser für einen Franzosen ungemein schwierigen Sprache stets große Mühe und ich habe es niemals bis zu einer Vollkommenheit darin bringen können.

Um mich mehr zu zerstreuen, nahm mich der Graf v. Pire als Secretair mit nach Mainz, wohin er als Gesandter der Königlichen Prinzen bei dem Kurfürsten von Mainz gesandt wurde. Die Aufnahme, welche wir daselbst fanden, war so gastfreundlich, daß ich dadurch zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet wurde und doch machte mir dieser ganze Kurfürstliche Hof keinen angenehmen Eindruck und ich hatte oft meine Spottlust zu bekämpfen. Es war in dem ganzen Leben und Treiben daselbst etwas unbeschreiblich Kleinliches und die ernsthafte Wichtigkeit, mit der man die geringfügigsten Sachen behandelte, machten auf

mich eine komische Wirkung. Dabei suchte man die Etiquette des Hofes Ludwig XIV. hier möglichst zu wahren, ohne zu bedenken, daß Vieles, was in der prächtigen Hofhaltung eines absoluten Königs von Frankreich von großartiger Wirkung erscheint, bei den kleinlichen Verhältnissen eines Kurfürsten von Mainz nur komisch sein konnte. Neid und Intrigue aller Art herrschten dabei bei der Mehrzahl dieser abgelebten Edelleute, die sich nutzlos in ungemessener Zahl umhertrieben und viele von ihnen schienen mir wirklich wahre Karrikaturbilder des Adels zu sein. In militairischer Hinsicht war Alles hier auf das Erbärmlichste bestellt, obgleich sich Hochmuth und gespreitzte Beschränktheit nur zu breit machten, und es Officiere mit vornehmen Titeln genug gab.

Von Mainz aus begleitete ich den Grafen Pire noch an mehrere andere kleine Deutsche Höfe, wohin er als Gesandter geschickt wurde, und ich kann nicht läugnen, daß solche alle mehr oder minder einen gleich komischen — oder richtiger, traurigen Eindruck auf mich machten. Diese erbärmliche Kleinstaaterei in Deutschland, wodurch so viel sonst tüchtige Kräfte nutzlos versplittert wurden, kam mir, dem Sohne des großen, mächtigen Frankreichs, ungemein lächerlich, ja selbst verächtlich vor. Ich konnte nicht begreifen, wa-

rum diese vielen kleinen Fürsten und Fürstchen nicht zu Gunsten des Kaisers von Österreich, der ja auch die Deutsche Kaiserkrone auf seinem Haupte trug, auf ihre eingebildete Souverainität verzichteten, wie dies der große Französische Adel schon längst für den König von Frankreich gethan hatte. Sie wären dann wahrhaft vornehme Edelleute gewesen, anstatt jetzt nichts als komische Fürsten zu sein, über deren Schein von Macht jeder vernünftige Mensch nur lachen mußte.

So viel begriff ich aber leider nur zu bald, daß mit den Contingenten dieser kleinen Deutschen Reichsfürsten die Revolution in Frankreich nun und nimmermehr niedergeworfen werden könne. So schlecht und undisciplinirt die Französische revolutionäre Armee jetzt auch immerhin sein mochte, ungleich besser wie diese Deutschen Reichstruppen war sie jedenfalls noch. — Selbst in vielen Bataillonen unserer Nationalgarde, so gründlich verhaßt mir auch diese ganze revolutionäre Schöpfung stets gewesen ist, mußte ich viel mehr militairische Kraft als in solchen Contingenten mancher Deutscher Reichsfürsten erkennen. Keine heitere Stimmung war es daher, in der ich von dieser diplomatischen Rundreise an verschiedene kleine Höfe des südlichen Deutschlands wieder nach Mainz zurückkehrte. Auf den Beistand der kriegstüchtigen Heere Österreichs

und Preußens beruhte jetzt noch allein meine Hoffnung, die Revolution in Frankreich bald bekämpfen zu können. Für einen Franzosen muß und wird solch Gefühl aber stets ein sehr niederdrückendes sein.

So traurig auch meine Stimmung war, so langweilig mir die Abendgesellschaften am Kurfürstlichen Hofe in Mainz erschienen, wo ein Theil der Damen nur in lächerlicher Steifheit den besten Schutz für ihre weibliche Tugend finden zu können glaubte, so ging mir doch bald ein Stern dort auf, so schön und rein und hold, daß ich bei seinem Sehen gar vieles Schmerzliche vergessen konnte. Eine junge Gräfin D..., die bei ihrer Tante, einer vornehmen Wittwe in Mainz, für den Winter sich aufhielt, war dieser Stern. Sie war eine deutsche Schönheit, bei deren Anblick leicht eine tiefe Liebe, niemals aber eine nur frivole Neigung entstehen kann. Die Gestalt der jungen Gräfin, die kaum das achtzehnte Lebensjahr erreicht haben mochte, war hoch und schlank, ihr Gang leicht und edel, ihre Bewegungen zeigten eine echte vornehme, das heißt unbewußte Würde, wenn sie auch nicht die graziöse Beweglichkeit hatten, die mit Recht an so vielen meiner Landsmänninnen bewundert wird. Weiches, langes Haar vom goldigsten Blond, wie nur eine Deutsche es haben kann, umrahmte ihre hohe,

glänzend weiße Stirn, unter der ein hellbraunes Augenpaar von einem Ausdruck hervorstrahlte, wie ich es in der Art niemals wieder sah, so viele wunderschöne Augen ich sonst auch in den verschiedensten Ländern kennen lernte. Diese Augen, wie konnte ihr Ausdruck so innig und süß, so lockend und liebend, und dabei doch wieder so weiblich würdevoll und so durch und durch eine edle, reine Seele verkündend, sein. Ein gar wunderbarer Zauber lag in ihnen und vom ersten Blick an, den ich so recht in diese Augen gethan hatte, war ich in seinem Bann gefesselt.

Mit starker Manneskraft, die Alles kann was sie will, beherrschte ich aber diese glühende Neigung zu der schönen Gräfin D. gleich von ihrem ersten Beginn an. Ich war der unbegüterte Sohn eines Hauses, dessen Besitzthümer überhaupt durch die immer mehr um sich greifende Revolution in Frankreich auf das Ärgste gefährdet wurden, hatte also nichts oder doch nur sehr wenig der Geliebten — selbst wenn sie meine Liebe erhören sollte, zu bieten. Für meinen legitimen König mußte ich bis auf den letzten Blutstropfen kämpfen; so erforderte es Pflicht und Ehre, und immer klarer ward mir dabei die Überzeugung, daß dieser Kampf noch ein gar langer, ja selbst in seinem Ende ungewisser sein würde. Unter solchen Verhält-

hältnissen durfte ich mich nicht dem Gefühle der Liebe hingeben, durfte ich nicht die Ruchlosigkeit begehen, in dem Herzen eines jungen unerfahrenen Mädchens Hoffnungen zu erwecken, die zu erfüllen doch nicht in meiner Macht stand. Es war ein nicht geringer innerer Zwiespalt, den ich in dieser Hinsicht während des Winters von **1791—92** in Mainz mit mir durchzukämpfen hatte. Ohne Aufsehen zu machen, konnte ich es nicht vermeiden, mit der Stillgeliebten sehr häufig zusammen zu kommen, da wir in den gleichen Gesellschaftskreisen lebten, und ich muß gestehen, daß ich trotz meines Ringens dagegen, diese Gelegenheit doch häufiger aufsuchte, als gerade vermied. Viel und freundschaftlich verkehrte ich nun mit dem schönen Mädchen, aber so schwer es mir auch ward, wußte ich die in meiner Brust tobenden Gefühle doch so kräftig zu beherrschen, daß kein Wort, ja wie ich wünschte, selbst kein Blick meine Liebe offenbarte. Ob die Gräfin D. mit dem, einem weiblichen Herzen in solchen Fällen unbewußten, aber dabei untrüglichen Ahnungsvermögen meine Liebe für sie doch nicht gefühlt hat, vermag ich nicht zu entscheiden. Sie behandelte mich stets mit großer Freundlichkeit, ohne mich jedoch sonst weiter besonders auszuzeichnen. Als ich im Frühling **1792** mit gepreßtem Herzen Abschied von ihr nahm,

sah sie mich mit einem seelenvollen Blicke an, drückte mir die Hand und wandte sich dann eiligst ab, als wolle sie eine in ihr aufsteigende, innere Bewegung verbergen. Einige Stunden später brachte mir ihr Diener eine kleine Brieftasche, weiß mit den goldenen Lilien Frankreichs von ihrer Hand in Perlen darauf gestickt, zum Abschiedsgeschenk. Als ich im Vendée-krieg einst von den republikanischen Truppen gefangen und ausgeplündert wurde, ging mir nebst meinen anderen Sachen auch diese Brieftasche verloren.

Ich habe später die schöne Gräfin D. in sehr glücklichen aber veränderten Lebensverhältnissen, als Gattin eines Österreichischen Obersten wiedergefunden. Meine Liebe für sie war erloschen, eine wahre, innige Freundschaft, die sich durch lange Jahre bewährte, dafür an die Stelle getreten. Selbst als Greisin noch schön, starb sie erst vor einigen Jahren, von einem Kreise blühender Kinder und Kindeskinder umgeben.

Sechstes Capitel.

Die Preußische Armee. Der Herzog von Braunschweig. Blücher. Göthe. Einmarsch in Frankreich. Einnahme von Longwy. Gefangenschaft des Generals La Fayette. Schlacht bei Valmy. Unglücklicher Rückzug der Preußischen Truppen. Gefährliche Courierritte. Sprung in den Rhein. Schmachvolle Capitulation von Mainz. Schlacht von Jemappes. Rückzug der Österreicher.

Die Nachrichten aus Frankreich lauteten immer trauriger und trauriger und jede Post von dort brachte neue Kunde von der noch immer steigenden Anarchie. Auch was ich auf Umwegen — jeglicher directe Briefwechsel war eine Unmöglichkeit geworden — von meiner Familie erfuhr, konnte mich nur in trübe Stimmungen versetzen. Mein Vater schrieb, er müsse jeden Tag seine moralische Stärke zusammennehmen, um die Zustände in der Heimath noch zu ertragen und das Übrige, was unsere Familie speziell betraf, lautete

nicht erfreulich. Besonders die Gesundheit meiner theueren Mutter war so schwach geworden, daß sie das Zimmer kaum noch auf einige Stunden des Tages verlassen konnte.

Im Frühling **1792** begann endlich der Krieg der Coalition gegen die demokratische Partei, die in Frankreich, im schändlich mißbrauchten Namen des Königs, jetzt die Herrschaft führte. So tief es mich auch schmerzte, daß nunmehr fremde Truppen den Boden meines Vaterlandes betreten mußten, um dieses von dem Druck der Revolution zu befreien, so war ich auf der anderen Seite doch innig erfreut, daß es jetzt endlich zu diesem Kriege, dessen unbedingte Nothwendigkeit ich längst erkannte, gekommen war. Ich reiste sogleich nach Coblenz ab, denn ich hoffte, daß ein Corps von Emigranten sich jetzt den einmarschirenden Preußischen und Österreichischen Truppen anschließen würde. Es geschah dies freilich, doch war die Ausrüstung und Zusammensetzung dieses Emigranten-Corps, welches der Prinz von Condé befehligte, so beschaffen, daß man keine allzu großen Kriegsthaten davon erwarten durfte. An Officieren war bedeutender Überfluß, an gemeinen Soldaten aber Mangel, und Neid und Intrigue aller Art spielten nur zu sehr eine Hauptrolle dabei, obgleich man dies unter den damaligen Ver-

hältnissen kaum hätte erwarten sollen. — Unter solchen Umständen war es mir gar nicht unangenehm, daß Seine Königliche Hoheit der Graf von Provence mir den Auftrag gab, mich in seinem Namen in das Preußische Hauptquartier zu begeben, um mich dort so viel als möglich nützlich zu machen. Ich sollte dem commandirenden Preußischen General, Herzog von Braunschweig, zugetheilt werden, und ihm besonders in seinem täglichen Verkehr mit den Einwohnern Frankreichs und mit dem Condé'schen Emigranten-Corps Dienste leisten. Dieser Auftrag des Grafen von Provence war für mich, einem so jungen Officier, ungemein ehrenvoll und ich nahm mir vor, alle meine Kräfte anzuwenden, um solchem Vertrauen, so viel an mir lag, auch möglichst zu entsprechen.

Die Preußische Armee näher kennen zu lernen, war ich ungemein begierig, da ich von ihren früheren Thaten während des siebenjährigen Krieges so viel gehört hatte. Hatten sich doch meine Landsleute bei Roßbach leider von ihr in eine so schmähliche Flucht schlagen lassen, wobei freilich die unbrauchbare Reichsarmee den größten Theil der Schuld trug.

Der erste Eindruck, den die Preußischen Truppen, die ich in Frankfurt einmarschiren sah, auf mich machten, war in militairischer Hinsicht ein ungemein gün-

stiger. Ein tüchtiger Zug war unverkennbar in allen diesen so stolz und fest daher marschirenden Regimentern vorhanden, und die süddeutschen Reichstruppen, die ich bisher kennen gelernt hatte, konnten sich freilich nicht damit vergleichen. Daß so eine einzige Schwadron dieser Preußischen Todtenkopf-Husaren ein ganzes Reichscontingent auseinander zu jagen vermochte, begriff ich jetzt, nachdem ich Beide gesehen hatte, sehr leicht. Die Disciplin war dabei in allen Preußischen Regimentern ungemein streng, und jeder Befehl eines Oberen wurde von den Untergebenen auf das Schnellste und Pünktlichste ausgeführt, ohne daß auch nur mit einer Miene dagegen gemurrt werden durfte. Auch die Übungen in dem Gebrauch der Waffen waren bei allen verschiedenen Truppengattungen sehr gut und ihre Manövrirfertigkeit unübertrefflich. Dabei zeigte sich die Cavallerie vortrefflich beritten und die Reiter und gar besonders die Husaren, welche mir überhaupt die besten Truppen der Armee zu sein schienen, wußten ihre schlanken Polnischen Rosse sehr gewandt umherzutummeln. Die übrige Ausstattung der Soldaten, namentlich der Infanteristen, gefiel mir nicht sonderlich und sah nur ärmlich aus. Dem bloßen Schein war viel Nützliches geopfert und das Bestreben, mit wenigem Gelde doch Alles äußerlich möglichst glän-

zend einzurichten und dem Ganzen ein blankes Aussehen zu geben, blickte überall durch.

Der Ton, der im Allgemeinen unter den Preußischen Officieren, mit denen ich nun täglich in Berührung kam, herrschte, gefiel mir gleich anfänglich nicht sonderlich und niemals habe ich mich unter ihnen so heimisch fühlen können, wie dies bei den Österreichern gleich vom ersten Augenblick an der Fall war. Tüchtige Soldaten waren diese Preußischen Subaltern-Officiere fast durchgehends und ein guter militairischer Ehrgeiz herrschte unter ihnen, sonst zeigten sie sich aber in ihrer Mehrzahl gerade nicht sonderlich liebenswürdig. Sie waren abgeschlossen, hochmüthig, blickten auf Alles, was nicht Preußisch war, mit großem Vorurtheil herab und zeigten dabei mitunter einen recht ungebildeten Geist und grobe, ungesittete Manieren. So lange sie im Dienst waren, hatten sie Eifer, sonst konnten sie halbe Tage und ganze Nächte müssig zusammensitzen, um die Luft rings um sich her mit schlechtem Tabacksdampf zu verpesten, mit schmutzigen Karten zu spielen und unmäßige Quantitäten von Punsch, Wein oder Bier in ihre stets durstigen Kehlen hinunterzugießen. Mit Bedauern bemerkte ich, daß so geringer religiöser Sinn bei manchen dieser Officiere sich zeigte. Sie besuchten selten

den Gottesdienst und schienen förmlich mit einander zu wetteifern, wer die meisten und wirklich oft gottes-lästerlichsten Flüche herausschreien könne. Einen sehr peinlichen Eindruck machte auf mich die rohe, brutale Behandlung, welche selbst oft unbärtige Officiere sich gegen altgediente gemeine Soldaten erlaubten. Dies stete Schimpfen und Prügeln um jede Kleinigkeit, was damals noch im Preußischen Heere statt fand — als ich später 1814 es wieder sah, war Alles hierin gänzlich verändert — mußte jeden Fremden höchst unangenehm berühren.

Wenn mir aber auch die Mehrzahl der Preußischen Subaltern-Officiere und gar besonders in der Cavallerie, bei welcher der roheste Ton zu herrschen schien, nicht sonderlich gefiel, so hatte ich doch auch das Vergnügen, manche sehr angenehme, hochgebildete Männer unter ihnen kennen zu lernen. Wahre Cavaliere, nicht blos dem Namen, sondern auch dem Wesen nach, waren dies, und sie wußten einen echten chevaleresken Sinn mit den liebenswürdigsten äußeren Formen zu verbinden. Mit mehreren dieser Herren knüpfte ich ein näheres Freundschaftsbündniß an, was trotz aller späteren Entfernungen niemals wieder erlosch.

Der Herzog von Braunschweig, ein aus dem „siebenjährigen Kriege" hoch berühmter General, bei dem

ich mich meldete, empfing mich zwar artig, aber kalt und abgeschlossen. Ich bin niemals in ein näheres Verhältniß zu ihm gekommen und obgleich ich während mehrerer Monate fast täglich in seiner Nähe war, wechselte er doch selten mehr als einige kurze Worte mit mir. Besondere strategische Talente schien er nicht zu besitzen, wenigstens war sein Feldzugsplan für den Feldzug von **1792** gleich vom Beginn an grundfalsch; dies mußte jeder Einsichtige klar erkennen. Der Herzog von Braunschweig hatte aber bei Allem, was er that, eine große Hartnäckigkeit und nahm selbst in den geringfügigsten Sachen niemals guten Rath an.

Durch Zufall kam ich mit dem später so berühmt gewordenen General v. Blücher in eine nähere Berührung und verkehrte gern und viel in seiner Gesellschaft. Er war zwar roh und derb in seinem Wesen, gänzlich ungebildet in seinem Geiste und fluchte, trank, rauchte, spielte und h—te mit den wildesten Lieutenants seiner Husaren um die Wette; allein es lag dabei doch etwas eigenthümlich Großes und Tüchtiges in seinem ganzen Wesen, so daß ich mich unwillkührlich zu ihm hingezogen fühlte. Einen ungemein komischen Witz hatte er in seinen Erzählungen, und obgleich ich seine Scherze nicht immer ganz verstand, mußte ich trotz meiner ernsten Stimmung doch

oft sehr herzlich darüber lachen. Der General v. Blücher schien auch einiges Wohlgefallen an meiner Person zu finden und behandelte mich stets auf eine sehr freundliche Weise. Er lud mich fast täglich bei sich zu Tische und nahm mich auf seinen Patrouilleritten, Recognoscirungen und kühnen Streifzügen fast immer mit. Toll und wild genug ward dann immer geritten und querfeldein über Stock und Stein, Gräben und Hecken, ging es im sausenden Galopp, so daß man schon ein guter Reiter sein mußte, um stets fest im Sattel zu bleiben. Meine Jugenderziehung kam mir jetzt trefflich zu statten, wie auch der Umstand, daß ich ein sehr gutes Normannisches Pferd ritt, was ich in Coblenz aus dem Nachlaß eines verstorbenen emigrirten Cavallerie-Obersten um wohlfeilen Preis erstanden hatte. Ich habe dies Thier später an den General v. Blücher selbst verkauft und der soll es noch lange Zeit geritten haben.

Schade war es übrigens, daß der General v. Blücher nicht statt des Herzogs von Braunschweig den Oberbefehl über die Armee führte; ich bin gewiß, daß der unglückliche Feldzug in der Champagne dann ein ungleich besseres Ende genommen haben würde. Das Preußische Heer war damals entschieden tüchtiger, als die zwar muthigen, aber gänzlich undisci-

plinirten und daher größtentheils sehr unbrauchbaren Französischen Truppen, die ihm gegenüberstanden; das leidet gar keinen Zweifel.

In dem Preußischen Hauptquartier hatte ich später auch die Ehre, dem Herzog von Sachsen-Weimar, der als General hier befehligte, vorgestellt und von ihm mit großem Wohlwollen aufgenommen zu werden. Er war ein ungemein geistvoller, liebenswürdiger Fürst, der sich — wenigstens meinem Gefühle nach — nur mitunter zu weit gehen ließ und nicht immer die äußere Würde, wie sich solche für einen regierenden Fürsten geziemt, bewahrte. In seinem Gefolge befand sich der stattliche, sehr witzige und dabei mit großer Sicherheit auftretende junge Herr v. Göthe, der später als Schriftsteller sich einen so berühmten Namen erwarb. Ich habe manchen Abend mit ihm in lebhafter Unterhaltung verplaudert, obgleich wir in unseren Ansichten nicht immer übereinstimmten und er so wohl in politischer und noch mehr in religiöser Hinsicht zu den Freidenkern zu gehören schien. Sehr interessirte es den Herrn v. Göthe, wenn ich ihm über die alten Sagen der Bretagne und über die eigenthümlichen Sitten unserer Bauern Mittheilungen machte, und er konnte dann Stundenlang mit der größten Aufmerksamkeit mir zuhören. Später, als

er schon Minister in Weimar geworden war, besuchte ich ihn dort einmal auf der Durchreise. Er nahm mich mit großer Freundlichkeit auf, zeigte mir seine reichen Sammlungen und wir plauderten noch ein Langes und Breites über den früheren Krieg in Frankreich. In seinen politischen Gesinnungen schien er sich jetzt als Minister gebessert zu haben und entwickelte sehr conservative Grundsätze. Ich besitze noch einige Briefe und Gedichte von Göthe unter meinen Papieren. — Eine große Freundlichkeit erzeigte mir auch der Preußische General-Lieutenant de Courbière, der einer ehemaligen Französischen Familie angehörte und sich später als Commandant von Graudenz so großen Ruf erwarb. Ich verdanke seinem Unterrichte manche militairische Kenntnisse, wie ich auch von dem General v. Blücher viel Gutes gelernt habe.

Meine Geschäfte in dem Preußischen Hauptquartier waren übrigens nicht gering und ich hatte besonders einen sehr lebhaften Briefwechsel mit dem persönlichen Adjutanten des Grafen von Provence zu unterhalten, und diesen von allem Laufenden in Kenntniß zu setzen. Dreimal mußte ich auch als Courier zu dem Herzog von Bourbon reiten, um demselben, der ein Corps Französischer Emigranten befehligte, was der in den Niederlanden kämpfenden Österreichi-

schen Armee unter dem Befehl des Herzogs von Sachsen-Teschen zugetheilt war, Befehle zu überbringen. So kam ich denn auch mit den Österreichischen Truppen in vielfache Berührung und ich kann nicht läugnen, daß es mir im Allgemeinen ungleich besser bei diesen, als bei den Preußen gefiel. Es war lange nicht das Stramme und Förmliche bei Ersteren, und besonders die Officiere traten ungleich jovialer und zutraulicher auf und man schloß in den ersten Stunden gleich eine viel bessere Kameradschaft mit ihnen, als mit den steifen, zugeknöpften Preußen. Auch dienten bei den Österreichischen Truppen viele geborene Franzosen, Italiener und Wallonen, mit denen ich mich in meiner Muttersprache unterhalten konnte, während unter den Preußischen Subaltern-Officieren nur eine sehr geringe Zahl Französisch sprechen wollte oder konnte. In rein militairischer Hinsicht war aber die Preußische Infanterie damals noch besser ausgebildet, als die Österreichische, und namentlich wurde ungleich rascher bei ihr exercirt und der Dienst pünktlicher betrieben, als bei Letzterer, bei der häufig eine verderbliche Schwerfälligkeit und Langsamkeit herrschte.

Es erregte mir in vielfacher Hinsicht ein sehr trauriges Gefühl, jetzt den Boden Frankreichs im Gefolge eines fremden Heeres betreten zu müssen; dennoch freute

ich mich auf der anderen Seite nicht wenig, daß es endlich so weit gekommen war, und dies unglückliche Zaudern nunmehr aufhörte. Man hatte leider nur schon zu lange mit diesem Einmarsch gezögert und dem demokratischen Princip dadurch eine zu große Ausdehnung gegeben.

Die ersten Gefechte, die wir mit der Französischen Armee hatten, waren entschieden glücklich für uns, wie dies auch bei der Überlegenheit der Preußischen Disciplin und Manövrirfähigkeit gar nicht anders sein konnte. Zufällig befand ich mich bei der Preußischen Avantgarde und wohnte somit dem ersten Gefechte, welches in diesem Feldzuge statt fand, mit bei. Unsere Gegner zeigten zwar den Muth, den die Französischen Truppen unter allen Verhältnissen bewahren werden, aber nicht die geringste Disciplin. Wir machten daher mit leichter Mühe einige hundert Gefangene und jagten die Übrigen auseinander. Einem Linien-Regimente, was ich früher als tüchtig gekannt hatte, gehörten diese Gefangenen an und man konnte an ihrem ganzen Äußeren, so wie auch an ihrem Benehmen recht deutlich erkennen, welch ungemein ungünstigen Einfluß die jetzt eingerissene Zügellosigkeit schon auf sie ausgeübt hatte. Ein ehemaliger Tambour befehligte jetzt die Compagnie, die wir gefangen

nahmen und da seine früheren Kameraden diesem von ihnen selbst gewählten Officier nicht länger gehorchen wollten, als ihnen dies Vergnügen machte, so konnte die Truppe sich freilich nicht gut schlagen. Mit großer Verachtung, die mir im Innern eigentlich wehe that, so tiefen Haß ich auch gegen diese ganze demokratische Schandwirthschaft hegte, behandelten die Preußischen Husaren ihre Gefangenen; auf den Officiers-Rang der darunter befindlichen Officiere nahmen sie weiter keine Rücksicht und sperrten diese ohne Weiteres mit ihrer Mannschaft zusammen ein, indem sie behaupteten, demokratischen Officieren gebühre auch keine bessere Behandlung. Zufällig fand sich in dem Dorfe, wo die Husaren ihr Nachtquartier nahmen, kein anderes passendes Gebäude zur Aufbewahrung der Gefangenen, als ein großer leerer Schweinestall, und so wurden denn die Officiere mit den Soldaten hier hineingetrieben. Dieser Vorfall gab am anderen Tage zu vielen Witzeleien unter den Preußischen Officieren Anlaß, wie denn diese überhaupt mit dem größten Hochmuth auf die demokratisch gesinnten Französischen Officiere herabsahen und sie nicht als ihres Gleichen behandeln wollten. Ich führe diesen Vorfall hier nur mit an, da er so recht den damaligen Geist der Preußischen Armee und den großen Haß, der

sie gegen Alles, was demokratisch hieß, beseelte, charakterisirt.

Bei der Festung Longwy kam es am 20. August zu den ersten bedeutenden Feindseligkeiten von Seiten der Preußischen Truppen. Der in der kleinen Festung befehligende Französische General verweigerte die Übergabe und so wurde denn das Bombardement derselben beschlossen. Mit großer Kühnheit, die von einer gänzlichen Verachtung des Feindes zeugte, begannen die Preußischen Batterien diese Beschießung. Sie hielten es nicht einmal nothwendig, erst Wälle und Gräben zu ihrem Schutze aufzuwerfen, sondern fuhren so ohne Weiteres auf freiem Felde, den Festungswällen gegenüber, auf. Die Franzosen bedienten ihre Festungsgeschütze sehr ungeschickt, die Preußische Artillerie zeigte auch gerade keine sonderliche Geschicklichkeit und so verlief diese gegenseitige Beschießung ziemlich ungefährlich. Auf mich, der ich noch nie einem Bombardement beigewohnt hatte, machten diese feurigen Bomben, die mit gewaltigem Getöse durch die in völlige Dunkelheit gehüllte Luft sausten, zuerst einen sehr unheimlichen Eindruck. Und dabei war es eine Französische Stadt, auf deren Dächer diese Feuerballen geschleudert wurden und meine eigenen Landsleute sollten den Untergang dadurch finden! Als ich mich aber erin-

nerte, daß auf dem Thurme von Longwy nicht mehr das weiße Banner des alten Frankreichs, sondern die dreifarbige Fahne der Revolution flatterte, da schwand auch dies Gefühl der Schonung sehr bald. Aufrichtig freute ich mich, daß am zweiten Tage der Belagerung die Preußische Artillerie schon ungleich besser schoß, so daß die Bomben ihr Ziel häufig trafen und es an mehreren Stellen der Stadt zu brennen anfing. Die Belagerten schossen nach wie vor sehr schlecht, und ihre Kugeln richteten nur geringen Schaden bei uns an. Mich selbst, der ich fast stets als Zuschauer bei der vordersten Preußischen Batterie verweilte, hätte übrigens beinahe eine Französische Bombe zerschmettert. Sie schlug so dicht bei mir ein, daß ich beim Springen ganz mit Erde bedeckt wurde und auch einige leichte Quetschungen erhielt. Glücklicher Weise hatte ein Preußischer Artillerist, der neben mir stand, mich bei dem Platzen der Bombe sogleich gewaltsam mit auf den Boden gerissen, sonst wäre es mir leicht noch ungleich schlimmer ergangen.

Die undisciplinirte Besatzung von Longwy vertheidigte sich nur sehr mittelmäßig und schon am dritten Tage der Beschießung wurde die Festung übergeben. Zwei Bataillone sogenannter Nationalgarde und ein Bataillon Linien-Infanterie fielen dabei in unsere

Gefangenschaft. Besonders die Nationalgarde bestand aus unbrauchbarem Volk, was wohl dazu paßte, auf den Straßen Lärm zu machen und achtbare Personen zu insultiren, nicht aber mit gehörigem Muth zu fechten. Alle gefangenen Nationalgardisten wurden von den Österreichern und mehr noch von den Preußen auf die verächtlichste Weise behandelt und zu den niedrigsten Dienstleistungen verwandt. Ich sah selbst, daß ein Nationalgarden = Capitain vor einem Preußischen Husaren niederknien und ihm die Stiefel auf dem Fuße putzen mußte. Ähnliche Züge fielen noch manche vor. — Am Tage nach der Übergabe hielt der Graf von Provence seinen Einzug in Longwy und wurde von dem besseren Theil der Einwohner mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen begrüßt. Es schien förmlich, als lebten diese braven Menschen jetzt wieder auf, nachdem sie von der demokratischen Tyrannei, die so lange Zeit schwer auf ihnen gelastet hatte, befreiet waren. Leider sollte ihre Freude von nur kurzer Dauer sein und sie ihre Anhänglichkeit an das legitime Könighaus nur zu schwer büßen müssen. Der bisherige geringe Widerstand und die übereinstimmenden Nachrichten über den desorganisirten Zustand der gegen uns fechtenden Französischen Truppen, erfüllte alle unsere Herzen mit schon voreiligen Hoffnungen. Wir berech-

neten schon auf Wochen und Tage, wenn wir wieder in Paris einmarschiren, der demokratischen Wirthschaft dann ein gründliches Ende machen und das Lilienbanner der Bourbons wieder auf dem Königspalast zu Versailles aufpflanzen könnten. Unter den Emigranten war allgemein die Ansicht herrschend, daß Seine Majestät der König Ludwig XVI. in diesem Fall abdanken und der Graf von Provence im Namen des minderjährigen Dauphins die Regierung antreten würde. Ich kann nicht läugnen, daß diese Hoffnung uns alle mit großer Freude erfüllte, denn die Schwäche, die der jetzige König bei jeder Gelegenheit auf eine so traurige Weise zeigte, hatte ihn in unseren Augen gerade nicht erhoben. Es kam freilich ganz anders!

Um diese Zeit wurden in unserm Lager zweimal heimliche Mordversuche auf den König von Preußen, der seine Armee besuchte, und auf den Herzog von Braunschweig gemacht. Die Thäter wurden beide Male glücklicherweise ergriffen und nach dem Standrechte sogleich aufgeknüpft. In dem mit ihnen angestellten Verhöre ergab es sich bis zur Gewißheit, daß der Club der Jakobiner in Paris diese Meuchelmörder ausgesandt hatte. Es hatten sich in Paris förmliche Banden organisirt, deren Mitglieder den Willen hatten, unter den verschiedensten Verkleidungen die

Lager der alliirten Truppen zu besuchen und die vornehmen Generale derselben durch Meuchelmord hinwegzräumen. In einem Wirthshause unweit Longwy haten diese Kerle einen ganzen Wasserbottig vergiftet, in der Hoffnung, durch dieses schändliche Mittel mehrere höhere Officiere der Preußischen Truppen, die hier in Quartier lagen, um das Leben zu bringen. Glücklicher Weise wurde diese Vergiftung noch frühzeitig genug durch das kleine Hündchen eines Preußischen Generals, das von diesem Wasser getrunken hatte und sogleich unter furchtbaren Erbrechungen starb, vereitelt, so daß kein Mensch dadurch das Leben verlor.

Von Longwy marschirten wir vor Verdun, und obgleich der Commandant dieser Festung die Übergabe auf das Hartnäckigste verweigerte, kam sie dennoch bald in unsere Gewalt. Die als Besatzung in Verdun garnisonirende Nationalgarde hatte nach ihrer Gewohnheit sich auch diesmal wieder sehr schlecht geschlagen und so unseren Truppen die Einnahme ungemein erleichtert. Als wir in Verdun einzogen, wurde der Graf von Provence auch hier von dem lebhaftesten Jubel des Volks begrüßt und eine Deputation des Magistrats kam uns entgegen, um dem Prinzen ihre aufrichtige Freude, wieder einen Bourbon in den Mauern ihrer Stadt sehen zu können, zu bezeigen.

Leider kam jetzt die Krankheit der Ruhr in nsere Armee und trat bald in Folge des schlechten Weters und der ungenügenden Nahrungsmittel mit soher Heftigkeit auf, daß Hunderte von Soldaten täglı erkrankten und größtentheils auch starben. Auch ich selbst wurde von der Ruhr ergriffen und bald so schwach, daß ich mich nur durch die größte Willenskraft noch im Sattel meines Pferdes zu erhalten vermochte. Dank sei es meiner sehr starken Körperconstitution und der aufopfernden Pflege meines Pierre, der auch bei dieser, wie überhaupt ja bei jeder Gelegenheit seine Treue glänzend zeigte, ich genas nach einigen Tagen wieder so weit, daß ich meinen Dienst versehen konnte.

Wenige Tage, bevor wir Longwy einnahmen, hatte ich die Genugthuung, den bekannten La Fayette als einen Österreichischen Gefangenen zu erblicken. — Dieser Mann, den eine ungestüme Eitelkeit stets dazu getrieben hat, seine Persönlichkeit hervorzudrängen und im Namen der Freiheit sein eigenes Ich von dem irregeleiteten Volke bewundern zu lassen, war im Jahre 1789 einer der Hauptrevolutionäre gewesen und die von da an beginnende Verspottung des Königlichen Ansehens in Frankreich konnte mit als sein Werk angesehen werden. Zwar suchte er die eigentlichen Gräuel-

thaten möglichst zu verhindern und war vom Blutvergießen kein Freund, sonst ließ er aber gewiß keine Gelegenheit vorübergehen, demokratische Reden zu halten, und die Macht des legitimen Königthums zu schwächen. Die Revolution verschlingt aber stets ihre eigenen Kinder wieder — so will es die Gerechtigkeit Gottes, und dies zeigte sich, wie überhaupt bei fast allen hervorragenden Persönlichkeiten dieser ersten großen Französischen Revolution, so auch recht klar bei dem General La Fayette. Dieser mehr redende wie handelnde, dabei eitle und ehrgeizige Mann war jetzt den Hauptführern der Jakobiner, die von Paris aus ganz Frankreich terrorisirten, unbequem geworden. Sie suchten sich seiner bald zu entledigen, ebenso wie dies bei dem infamen Herzog von Orleans schon geschehen war (Mirabeau starb zu seinem Glücke früher, sonst hätte er unzweifelhaft auch die Guillotine besteigen müssen) und verdächtigten daher seine Anhänglichkeit an die Demokratie.

La Fayette befehligte jetzt als General die Nord-Armee, zeigte aber so geringe militairische Fähigkeiten und wußte sich so wenige Autorität bei seinen Soldaten — die auf alle die schön klingenden Phrasen, mit denen dieser Mann bei jeder Gelegenheit um sich warf, nichts gaben — zu verschaffen, daß bald jede

Disciplin bei den Truppen schwand. Kaum seines eigenen Lebens war der Herr General mehr sicher, und da die Commissäre des Jakobiner-Clubs in Paris ihn verhaften wollten, so hielt er es für das Klügste, sein Heer heimlicher Weise zu verlassen und bei Nacht und Nebel zu den Österreichern zu flüchten. In der einfachen Soldatensprache heißt solch ein Benehmen Desertion, der Herr v. La Fayette erfand aber dafür die pomphafte Phrase, „sein kostbares Leben der geheiligten Sache der Freiheit erhalten."

Auf Österreichischem Gebiet wollte der General noch eine schwülstige Proclamation erlassen und verlangte, daß man ihn mit allen, seinem hohen Range gebührenden Ehren aufnehmen und ungehindert seine Reise nach Holland fortsetzen lassen sollte. Hier kam er aber an die Unrechten. Die Österreichischen Officiere kümmerten sich nicht im Mindesten um alle seine Worte und Protestationen, sondern behandelten sowohl den General La Fayette, als auch die anderen ihn begleiteten 8 bis 10 Officiere seines Gefolges, ganz einfach, was sie auch in der That waren, als gefangene Officiere eines feindlichen Heeres.

Ich war gerade zu dem im Städtchen Rochefort befehligenden Österreichischen General Grafen Harnoncourt mit Depeschen gesandt worden, als diese

Herren von einem Zuge Ungarischer Husaren eingebracht wurden. Die Aufnahme, die sie von Seiten aller Österreichischen Officiere fanden, war zwar nicht im Mindesten beleidigend, aber kalt und gleichgültig. Gerade diese offenbare Geringschätzung, die man ihm zeigte, schien den Herrn v. La Fayette am Meisten zu kränken, denn er erwartete, daß von ihm als einem berühmten Mann, ein großes Aufheben gemacht würde. Auch nicht die mindeste Spur zeigte sich hiervon und ich entsinne mich, daß mehrere Österreichische Rittmeister, die gerade bei Tische saßen, es nicht einmal der Mühe werth hielten, auch nur aufzustehen und auf den Herrn v. La Fayette einen Blick zu werfen.

Der General Graf Harnoncourt erwiderte auf alle Reden!, welche die gefangenen Franzosen, die zuletzt sehr ungestüm ihre augenblickliche Freiheit und die Erlaubniß zur ungehinderten Fortsetzung ihrer Reise nach Holland verlangten, hielten, mit äußerster Ruhe: „Vorläufig betrachte er sie als Kriegsgefangene und werde sie, bis er weitere Befehle erhalte, auch als solche behandeln. Ihr ferneres Schicksal sei ihm sehr gleichgültig und alle ihre Reden, Einwendungen und Proclamationen machten nicht den mindesten Eindruck auf ihn.“ Damit ließ er die Verblüfften stehen und ging fort, um seine anderweiten Geschäfte zu be-

sorgen. Unter diesen Gefangenen befand sich ein Cousin und näherer Bekannter von mir, Carl de la Tour-Maubourg, der als Capitain bei den Chasseurs diente. Dieser kam ganz unbefangen an mich heran und wollte mir als Verwandten freundschaftlich die Hand drücken. Ich verweigerte aber meine Hand und sagte sehr entschieden zu ihm: „Einen Edelmann, der es über sich vermocht hätte, in der jetzigen demokratischen Armee Frankreichs noch als Officier zu dienen, und bei einem La Fayette sogar Adjutantendienste zu leisten, würde ich nicht mehr als einen Verwandten anerkennen!“ Ich drehte hiermit kurz dem Verblüfften den Rücken und ging fort.

Die gefangenen Französischen Officiere wurden übrigens in guten Quartieren untergebracht, hinreichend mit allen anderen Bequemlichkeiten, soweit solche in einem Feldlager zu haben waren, versehen und durch eine sichere Escorte vor etwaigen weiteren Beleidigungen geschützt. Der General La Fayette und noch einige seiner Begleiter, deren frühere demokratische Umtriebe bekannt waren, wurden auf Befehl der Österreichischen Regierung dann zuerst auf die Citadelle von Luxemburg und nachher nach Olmütz gebracht, wo sie längere Zeit in anständiger Haft gesessen haben; die Übrigen erhielten bald ihre Freiheit wieder.

Meine mehrfachen Courierreisen zwischen der Preußischen Armee unter dem Herzog von Braunschweig und der in den Flanderischen Provinzen und am Ober-Rhein kämpfenden Österreichischen und dem Französischen Emigranten-Corps, waren ungemein anstrengend und selbst gefährlich. Tag und Nacht mußte ich dabei im Sattel sitzen, und meine Beine waren von dem vielen Reiten mitunter so angeschwollen, daß man mich von einem Pferde herab und auf das andere hinauf heben mußte, da ich mich selbst gar nicht mehr rühren konnte. Ich entsinne mich noch, daß ich einst in nicht ganz 36 Stunden über 48 Meilen bis hinter Mannheim, dazu in fast grundlosen Wegen und oft auf sehr schlechten Postkleppern, geritten bin. Kaum hatte ich meine Depeschen abgegeben und 10 Stunden in einem fast todtenähnlichen Schlafe gelegen, so ward ich wieder gewaltsam aufgerüttelt, auf's Neue in den Sattel gehoben und mußte denselben Weg wieder zurückreiten. Zweimal ward ich von demokratischen Banden, wie solche überall zwischen den verschiedenen verbündeten Heeren umherstreiften, angefallen. Das erste Mal, wo mich nur drei Kerle, die wahren Räubern glichen, anfielen, entkam ich ihnen dadurch, daß ich Einem, der meinem Pferde schon in die Zügel gefallen war, eine Kugel mit der Pistole durch den Kopf jagte,

so daß er augenblicklich zusammenstürzte. Seine zwei anderen Spießgesellen sprangen erschreckt einen Augenblick zur Seite, ich hieb meinem Pferde die Sporen in die Flanken, so daß es davonjagte, und obschon mir noch einige nachgesandte Kugeln um die Ohren pfiffen, erhielt ich doch keine weiteren Verletzungen.

Das zweite Mal hatten 6 bis 8 Französische Marodeure mich schon vom Pferde gerissen, mir die Hände gebunden und sich darüber berathen, ob sie mich aufknüpfen, sogleich erschießen oder an das Französische General-Commando abliefern wollten. Während die Kerle sich hierüber zankten und mich dabei mit Fußtritten, Kolbenstößen und Faustschlägen nur zu reichlich regalirten, kam eine Patrouille Croatischer Grenzsoldaten heimlich angeschlichen und nahm die ganze saubere Gesellschaft ohne Weiteres gefangen. Zwar behielten die guten Croaten meine volle Geldbörse, die mir meine ersten Bezwinger abgenommen hatten, auch jetzt als gute Beute und stellten sich gegen alle meine Reclamationen, sie wieder zurückzustellen, völlig taub. Mein Pferd, was meine Befreier glücklicher Weise nicht füglich zu gebrauchen vermochten, gaben sie mir aber wieder zurück und so konnte ich denn mit arg zerschundenen Gliedern und über und über mit Beulen und Quetschungen bedeckt, meinen

Courierritt weiter fortsetzen. Ein sonderliches Vergnügen war dieser Ritt wahrlich nicht.

Mit wie leichtem Muthe und frohem Herzen hätte ich aber alle diese Beschwerden und Gefahren, und wären sie auch noch ungleich größer gewesen, ertragen, wenn nur sonst die Nachrichten besser gelautet hätten. In meinem armen Vaterlande war die Republik erklärt, der König mit seiner Familie befanden sich als Gefangene im Staatsgefängniß und die Guillotine fing schon an, ihre zahllosen Opfer zu fordern.

So war denn jetzt der Zustand da, den jeder Einsichtsvolle schon im Frühling 1789 kommen sah, als man sich damals nicht entschloß, gleich mit der gehörigen Energie einzuschreiten, sondern durch unverzeihliche Schwäche die Revolution sich immer weiter und weiter entwickeln ließ.

Aber auch jetzt ging es in unserem Heere lange nicht so zu, wie es sollte, und der Mangel an Übereinstimmung, der besonders zwischen den Preußischen und Österreichischen Heerführern sich bei jeder Gelegenheit zeigte, lähmte gar Vieles. Dabei herrschte die Ruhr im Heere mit großer Wuth und forderte zahllose Opfer; die Witterung war abscheulich und auch, je weiter wir in das eigentliche Frankreich eindrangen, desto demokratischer gesinnt zeigte sich die

Mehrzahl der Einwohner. Es war förmlich, als habe ein wüster Taumel viele Leute ergriffen. Welche harten, freilich aber nicht unverdienten Strafen sollte die Bevölkerung Frankreichs für ihr jetziges Benehmen noch lange Jahre hindurch erleiden.

Der Französische General Dumouriez befehligte jetzt gegen uns und ich kann nicht läugnen, daß derselbe seine Sache gut machte. In die feindlichen Operationen gelangte bald ungleich mehr Einheit und fester Plan, als früher der Fall gewesen war, und die Truppen schlugen sich besser und kräftiger.

Am 14. September kam es wieder bei Grand-Pré zu einem heftigen Gefechte. Obgleich ich erst zwei Stunden vorher von einem äußerst beschwerlichen Courierritt zurückgekommen war, und mich vor Müdigkeit kaum aufrecht erhalten konnte, so war ich doch zu begierig, diesen Kampf mitzumachen. Ich setzte mich sogleich auf ein frisches Pferd und schloß mich der Preußischen Reiterei, die zuerst zum Einhauen kam, an. Wir hieben tüchtig drein und warfen die Französischen Truppen, die zuerst einen hartnäckigen Widerstand leisteten, bis nach St. Menehould zurück. Warum jetzt der Herzog von Braunschweig diesen Sieg nicht weiter benutzte und nicht energisch vordrang, wo wir dann die entmuthigten Truppen des Generals

Dumouriez gänzlich geschlagen und uns wahrscheinlich den Weg nach Paris gebahnt hätten, ist mir stets unbegreiflich geblieben. Der Herzog, gewiß ein ehrlicher und auch persönlich braver Mann, zeigte bei dieser Gelegenheit so äußerst geringes Feldherrntalent, daß ich **1806** nicht wenig verwundert war, ihn wieder an der Spitze des Preußischen Heeres zu sehen. Freilich war das Resultat dieses Feldzuges auch schlecht genug. —

Der General Dumouriez, der von uns nicht weiter verfolgt wurde, zog nun mit großer Geschicklichkeit noch mehrere Truppen unter dem General Kellermann, einem tüchtigen Haudegen, an sich und am **20.** September kam es zu der bekannten Schlacht bei Valmy. Die ganze Geschichte lief eigentlich mehr auf ein beiderseitiges Kanoniren, bei dem größerer Lärm gemacht, als Schaden angerichtet wurde, hinaus. Die Preußischen Infanterie-Bataillone manövrirten und exercierten hierbei mitten im feindlichen Kanonenfeuer so ruhig und sicher, als befänden sie sich auf dem Exercierplatz; die Preußische Artillerie schoß aber nur mittelmäßig und die obere Leitung war schwankend und schlecht.

Ich selbst war den ganzen Tag so recht im feindlichen Kanonenfeuer, ohne daß mir das Mindeste da-

bei geschah, wie denn überhaupt unsere Verluste verhältnißmäßig nur sehr gering sich herausstellten. Der ganze Ausgang der Schlacht mißfiel mir aber im höchsten Grade und immer mehr schwand bei mir die Hoffnung, daß wir in nächster Zeit schon unser Königthum in Frankreich retten würden. Am Abend dieser Schlacht bei Valmy war ich unbeschreiblich traurig und selbst die Trostesworte meines ehrlichen Pierre verfehlten gänzlich ihre Wirkung auf mich.

Was man bei der matten Weise, wie der Krieg jetzt geführt wurde, leicht voraussehen konnte, geschah nur zu schnell; die Preußische Armee schloß vorläufig einen Waffenstillstand mit Dumouriez, dem bald der Rückmarsch folgte. Ich bebte vor gerechtem Zorne, als ich diese traurige Nachricht erhielt. Welche geringen Thaten hatte das Preußische Heer in diesem Kriege erst vollführt, und in wie schneidendem Widerspruche standen solche mit den hochtönenden Proclamationen, welche der Herzog von Braunschweig bei seinem Einmarsch in Frankreich erlassen hatte. Und doch war das Heer selbst gut, ein reger militairischer Ehrgeiz lebte in ihm, und besonders die Infanterie und die Husaren, weniger vielleicht die Artillerie, zeigten sich bei jeder Gelegenheit den Franzosen überlegen. Desto schlimmer sah es freilich mit dem Geiste

und der rücksichtslosen Energie mehrerer höheren Anführer aus. Befehligte Blücher die Armee, es wäre kaum einem Zweifel unterlegen, daß wir nach den Erfolgen vom 14. September bei Grand=Pré uns den Weg nach Paris gebahnt hätten. Welch' unsägliches Elend für lange, lange Jahre wäre dadurch aber vermieden worden.

Die Stimmung, in der die Armee am 29. September den Rückmarsch aus ihrem Lager bei la Lüne antrat, war begreiflicher Weise eine höchst schlechte. Der größte Theil der Officiere, die wirklichen Ehrgeiz in ihrer Brust fühlten, sprach unverholen seinen Unmuth darüber aus, daß manche Obergenerale so viel versprochen und so wenig geleistet hätten. „Schmutz und Ungeziefer bringen wir zwar aus Frankreich genug mit zurück, aber keine Siegeslorbeeren.“ Solche und ähnliche bittere Reden konnte man sehr häufig hören. Auch die Mannschaft war sehr mißmuthig und von den fremden geworbenen Soldaten desertirten Viele zu den Franzosen. Die Entbehrungen, welche sowohl Officiere wie Soldaten erdulden mußten, waren nicht gering und trugen noch dazu bei, die übele Stimmung bedeutend zu vermehren. Es waren gar keine Voranstalten für diesen unheilvollen Rückzug getroffen und keine ausreichenden Magazine angelegt

worden; und da wir die schon arg mitgenommene Straße, auf der wir den Einmarsch gemacht hatten, auch wieder zurückmarschirten, so fehlte es bald an den nothwendigsten Bedürfnissen. Namentlich die Fourage für die Pferde mangelte in dem stark ausgesogenen Lande gänzlich, und da bei den grundlosen Wegen die Kräfte des Zugviehs übermäßig in Anspruch genommen wurden, so stürzten die armen Thiere zu Hunderten. Eine Menge Wagen, Pulverkarren, ja zuletzt sogar Kanonen, deren Bespannung gefallen war, mußten täglich fast in die Luft gesprengt werden, damit sie den eifrig nachrückenden Feinden nicht in die Hände fielen. Dazu hatte die damalige Preußische Armee den großen Übelstand, daß sie sich mit viel zu viel unnützer Bagage umherschleppte und es selbst Capitains gab, die einen großen Küchenwagen bei sich führten. Diese viele Bagage gab dem Ganzen etwas ungemein Unbehülfliches und verursachte bei vielfacher Gelegenheit Stockungen und Hindernisse jeglicher Art.

Mir wird dieser unglückselige Rückzug stets im Gedächtniß bleiben, und obgleich der größte Theil meines Lebens ja nur eine lange Reihe von Gefahren und Entbehrungen war, so habe ich mich doch selten unbehaglicher als damals gefühlt. Dazu war das Wetter so abscheulich, wie es nur in den selten-

sten Ausnahmefällen in dieser Jahreszeit in Frankreich zu sein pflegt und ein kalter Regen goß unaufhörlich in Strömen vom Himmel. Die Gegend, in der wir marschirten, gehörte unbedingt zu den dürftigsten und unfruchtbarsten des ganzen Landes, und die Bewohner waren größtentheils schon von demokratischen Grundsätzen sehr durchwühlt.

Bis Verdun machte ich diesen unheilvollen Rückzug mit; dann erhielt ich zu meiner großen Freude den Befehl, Depeschen nach Mainz zu bringen. Ich hoffte, bei dieser Gelegenheit die Gräfin D., deren Bild ich noch immer in meinem Herzen trug, wieder zu sehen und konnte nicht ahnen, daß mir dort noch ungleich betrübendere Erlebnisse zu Theil werden würden, als ich in der letzten Zeit nur schon zu oft gehabt hatte. Es hatte sich seit Kurzem bei uns schon das Gerücht verbreitet, die Französische republikanische Armee unter dem General Cüstine sei in Deutschland eingefallen und habe sich der wichtigen Städte Speier und Mannheim bemächtigt, ja dehne ihre Streifzüge sogar bis nach Worms hin aus. Je mehr ich auf meinem Courierritt mich der Gegend von Mainz näherte, desto beunruhigender lauteten die Nachrichten, welche ich erhielt, desto größer war der Schrecken der Bevölkerung. Wiederholt traf ich schon auf Flücht-

linge aus der Rheinpfalz, besonders solche, die dem Adel oder doch den wohlhabenderen Classen angehörten, und diese wußten gar nicht schrecklich genug die Verwüstungen, welche die republikanischen Horden anrichteten, zu schildern. Plünderungen, Brandschatzungen, Raub und Mord sollten den Weg, den sie einschlugen, bezeichnen. Besonders der Obergeneral Cüstine selbst wurde mir als ein sehr habgieriger Mensch, der im Namen der sogenannten Freiheit die größten Erpressungen verübe, allgemein geschildert. Solche Nachrichten von den Gräuelthaten der republikanischen Truppen konnten mich nun freilich nicht befremden, denn ich wußte selbst nur zu sehr, wie wahrheitsbegründet sie waren, desto mehr aber die Kunde, daß der General Cüstine sogar beabsichtige, Mainz anzugreifen, und schon die sichere Hoffnung ausgesprochen habe, sich in kurzer Frist in den Besitz dieser wichtigen Festung zu setzen. Zwar war mir bekannt, daß unter einem großen Theil der niederen Bevölkerung von Mainz der schlechteste demokratische Geist herrsche und die verderblichen Lehren der Jakobiner nur zu viele Anhänger gefunden hatten; eben so auch, wie der Commandant dieser Stadt lange nicht Fähigkeiten und Energie genug besitze, um in dieser gefährlichen Zeit seinen Posten nur einigermaßen genügend

ausfüllen zu können. Allein die Festung war sehr stark, hatte eine genügende Besatzung und große Vorräthe an Munition und Proviant aller Art. Das Armeecorps des Generals Cüstine war hingegen gar nicht mit einem Belagerungspark ausgerüstet und besaß nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl von leichten Feldkanonen. Es war daher kaum zu erwarten, daß dieser General nur das Wagstück unternehmen werde, Mainz ernstlich anzugreifen, wie viel weniger gar, daß diese starke, gut ausgerüstete Festung wirklich in seinen Besitz fallen könne. — Und doch geschah das fast Unglaubliche, dank sei es der Verrätherei der Mainzer Jakobiner und der gänzlichen Unthätigkeit des Commandanten.

In der Nacht vom 19. auf den 20. October kam ich nach einem kleinen Dorfe einige Meilen von Mainz und erfuhr hier zum ersten Male, aus dem Gewirr der sich widersprechenden Nachrichten, die bisher in jedem Orte meine Ohren umschwirrt hatten, die sichere Kunde, daß die Festung wirklich von den Franzosen belagert werde. Ich wollte dies noch nicht glauben, bald aber belehrte mich der dumpfe Ton von entfernten Kanonenschüssen von der Wahrheit dieser Nachricht. Da ich die sichere Botschaft brachte, daß ein starkes Österreichisches Corps im Anmarsch begriffen sei, so

lag mir unendlich viel daran, um jeden Preis in die belagerte Stadt zu kommen. Der Posthalter des Dorfes theilte meinen Eifer nicht und verweigerte mir auf das Bestimmteste ein Pferd zum Fortreiten, meinte auch, daß mein Unternehmen doch nicht gelingen und Mainz sicherlich in den nächsten Tagen schon in die Gewalt der Franzosen fallen würde. Überhaupt schien die Franzosenfurcht den Leuten hier die Köpfe ganz verrückt zu haben, so schwankend zeigten sie sich nicht allein in ihren Worten, sondern auch in allen Handlungen. Viele trieben ihr Vieh in die Wälder, ließen die Frauen und Kinder sich flüchten und vergruben ihre Gelder und sonstigen Kostbarkeiten. Dazwischen hörte man aber auch wieder manche demokratischen Reden und selbst ganz anständig aussehende Männer äußerten laut ihre Freude, daß sie nun freie Französische Republikaner würden und fernerhin keine Steuren und Abgaben mehr zu zahlen brauchten. Die Thoren!

Da der Posthalter mir unter allen Umständen ein Pferd verweigerte, meine Uniform eines Dragoner-Regiments des Französischen Emigranten-Corps mir auch schon die Beleidigungen mancher Demokraten des Ortes zugezogen hatte, so entschloß ich mich, den Versuch zu wagen, zu Fuß nach Mainz zu kommen.

Zwar schmerzten meine Beine von dem langen Courierritt von Verdun her nicht wenig, allein auf solche Kleinigkeiten war ich gewohnt nicht weiter zu achten.

Es war mehr Eigennutz, als Theilnahme für die Sache, der ich diente, daß ein Dorfschuster mir meine hohen, theuren Reiterstiefel gegen ein Paar Bauernschuhe umtauschte, da ich in letzteren leichter laufen konnte. Auch meinen Reitermantel vertauschte ich gegen eine blaue Leinewandblouse, die ich über meine Uniform zog, damit deren Schimmer mich wenigstens nicht in allzuweiter Entfernung verrieth. Ganz mich in Civilkleidung zu vermummen, widerstrebte meinem Gefühl, da ich dann im Fall einer etwaigen Gefangenschaft von den republikanischen Truppen mit Recht als Spion behandelt worden wäre.

Ich hielt mich möglichst in der Nähe des Rheines, und obgleich mir das Gehen sehr schwer wurde, wanderte ich doch mehrere Stunden, so schnell ich nur konnte, fort. Immer mehr näherte ich mich jetzt Mainz und konnte schon sehr deutlich die einzelnen Kanonenschüsse vernehmen, obgleich, wie es mir schien, das Schießen nur langsam und in auffallend langen Zwischenräumen geschah. Da es mir schien, als sei die Festung noch nicht von allen Seiten von dem Belagerungsheer umzingelt, so hoffte ich noch im-

mer, vermöge meiner im vorigen Winter erworbenen genauen Kenntniß der hiesigen Gegend, mich durchschleichen zu können. Neue Kräfte gab mir diese Hoffnung, als sie plötzlich gänzlich vernichtet wurde. Ganz unerwartet kam aus einem kleinen Gehölz eine Patrouille von ungefähr 10 bis 15 Französischen Husaren auf mich zugesprengt. Ich mußte dem Führer derselben sogleich verdächtig vorkommen, denn schon aus der Ferne rief er mir gebieterisch sein „Halt!“ zu. Leistete ich diesem Gebote Folge, so wurde ich wahrscheinlich als ein Officier des Emigranten-Corps erkannt und schimpfliche Behandlung und später der Tod war unausbleiblich mein Loos. Ich legte mich daher auf das Fortlaufen und lief, so schnell mich meine Füße tragen wollten, in der Hoffnung, noch ein kleines Wäldchen unfern davon zu gewinnen und so meinen Verfolgern zu entkommen. Vergeblich war dies Bemühen, ihre Pferde liefen schneller als ich; von allen Seiten ward ich bald umringt und schon pfiffen einzelne Carabinerkugeln mir um die Ohren. Nur der Rhein blieb mir noch frei und ich dachte, es sei besser, den Tod in den Fluthen des Flusses, als von den Händen der republikanischen Soldaten zu finden. Mit schnellem Entschluß warf ich meine Blouse, die mich hätte im Schwimmen hindern können, fort,

empfahl mich dem gnädigen Schutz der heiligen Jungfrau Maria und sprang dann von dem hohen Uferbett in den zu meinen Füßen dahinströmenden Fluß. Ein sehr gewandter Schwimmer war ich von Kindheit auf gewesen und hatte mich als Knabe oft weit in das Meer hinausgewagt, und so konnte ich jetzt den Versuch schon unternehmen, über den Rhein zu schwimmen. Keine leichte Sache war dies jedoch, da der Fluß in Folge der starken Regengüsse sehr hoch ging, meine Kleider mich beim Schwimmen nicht wenig hinderten und mein vom Laufen stark erhitzter Körper die Kälte des Wassers desto unangenehmer empfand.

Meine Verfolger brachen, als sie meine Uniform erkannten, in ein wüthendes Geschrei aus, und feuerten ihre Pistolen und Carabiner ab, so daß die Kugeln neben mir in das Wasser klatschten. Ich tauchte jedoch wiederholt unter und da von den Französischen Husaren keiner mir in den Fluß nachfolgte, auch kein Kahn in der Nähe sich befand, so war ich wenigstens für den Augenblick der Gefangennahme entgangen. Es erforderte aber die äußerste Anstrengung aller meiner Kräfte, über den breiten, starkreißenden Fluß zu kommen und wiederholt war ich nahe daran, von den Fluthen mit fortgerissen zu werden und so zu ertrinken. Besonders mein langer, schwerer Reitersäbel und

die engen Lederhosen, die ich trug, erschwerten mir sehr das Schwimmen. Als ich endlich das andere Ufer glücklich erreicht hatte, wo ein Gebüsch mich bald verbarg, war ich so todtmüde, daß ich mich kaum noch fortschleppen konnte und der Frost schüttelte heftig alle meine Glieder. Der glückliche Zufall wollte aber, daß ich bald eine alte, mitleidige Frau fand, die neben einem einsamen Häuschen soeben Brod aus einem Backofen herauszog. Mein Zustand jammerte sie, einige Gulden, die ich ihr gab, mochten zur Erhöhung ihrer mitleidigen Gefühle auch wohl noch mit beitragen; kurz, sie brachte mir ein Brod und einen Krug Landwein, legte eine Strohschütte in den noch sehr warmen Backofen und gab mir dann die Erlaubniß, hinein zu kriechen und mich zu erwärmen und zu trocknen. Dies Lager in dem heißen Ofen that mir sehr wohl; ich verschlang Brod und Wein mit Gier und fiel dann bald in den tiefen Schlaf der äußersten Ermüdung, der bis in die Nacht anhielt.

Durch diese nothwendige Ruhe war ich neugestärkt und wollte so eben meine Wanderung fortsetzen, als mehrere Bauern vor das Haus kamen und die Nachricht brachten, Mainz habe capitulirt und die Franzosen fingen schon an, in die Festung einzumarschiren. Ich wollte dieser Nachricht anfangs nicht trauen, denn

sie schien mir unglaublich zu sein und dennoch war die Wahrheit davon leider nur zu begründet. Die mit einer zahlreichen Garnison und allen sonstigen Erfordernissen, um eine lange Belagerung aushalten zu können, reichlich versehene Festung Mainz war den Französischen Truppen, nachdem diese kaum einen Tag davor gestanden und einige unschädliche Schüsse mit Feldgeschützen abgefeuert hatten, ohne Weiteres durch unwürdige Capitulation übergeben worden. — Viel Schmachvolles habe ich in meinem langen bewegten Leben mit ansehen müssen, aber diese schnelle Capitulation von Mainz am 21. October 1792 gehört mit zu dem Erbärmlichsten, was mir jemals vorgekommen ist. Zwar hatte ich den ersten Commandanten der Festung, den Kur-Mainzischen General Baron v. Gymnich, der mir persönlich bekannt war, nie für einen fähigen Militair oder besonderen Helden gehalten, aber solche grenzenlose Erbärmlichkeit ihm doch nicht zugetraut. Der niederträchtigste Verrath oder eine völlige Kopflosigkeit mußten hier gewirkt haben; anders war es gar nicht möglich. Wahrlich, nach so schnellen Erfolgen, wie sie bis jetzt überall sich errungen hatten, war es den republikanischen Generalen gar nicht zu verdenken, daß sie den Kopf hoch trugen und in lauttönenden Proclamationen den bal-

digen Sieg des republikanischen Princips allen Völkern verkündeten.

Völlig geistig zerschmettert von dieser schnellen Übergabe der Festung Mainz, saß ich lange Zeit in einem Weggraben und wußte nicht, was ich fernerhin beginnen sollte, als plötzlich heller Trommelschlag und der feste Schritt einer marschirenden Colonne mich aus meinem finsteren Hinbrüten aufriß. Schon glaubte ich, es wären republikanische Truppen, die anmarschirt kämen und wollte mich schon in den nahen Weinbergen verstecken, als ich einen Österreichischen Marsch hörte und bald auch Österreichische Uniformen durch das welke Laub der Bäume blitzen sah. Eine neue Freude erfüllte mein Herz und schnell eilte ich der befreundeten Schaar entgegen. Ein kleines Häuflein von kaum 900 Mann war es nur, was hier anmarschirt kam, aber fest war die Haltung, sicher der Schritt der Soldaten, und wahrlich, sie hatten alle Ursache dazu. Mitten in dem schmählichen Ereigniß der Capitulation von Mainz hatte der K. K. Österreichische Hauptmann Andujar vom Infanterie-Regiment Fürst Joseph Colloredo, der das in der Festung garnisonirende einzige Österreichische Bataillon befehligte, Kopf und Herz nicht verloren. Er weigerte sich, in diese feige Capitulation mit einzuge-

hen und ließ dem erbärmlichen Gouverneur Baron Gymnich erklären, daß er und seine Leute sich lieber zusammenhauen lassen würden, als daß sie auf eine so erbärmliche Weise die Waffen streckten, wie dies die übrige Garnison schon gethan hatte. Der feste Mannesmuth des Österreichischen Hauptmanns erreichte soweit den Zweck, daß man diesen K. K. Truppen den freien Abzug mit Wehr und Waffen gestattete. Die Festung hatte diese kleine Schaar allein freilich nicht zu bewahren vermocht, aber ihre Waffenehre sich vollkommen gerettet, und mit Stolz kam sie nun daher marschirt; ein Anblick, der jedes Soldatenherz auf das Lebhafteste erfreuen mußte.

Für mich war es sehr angenehm, von dem braven Hauptmann Andujar schon von früher her persönlich gekannt zu sein, denn mein Anzug sah in der That höchst verdächtig aus und hätte mir sonst leicht anfänglich eine üble Behandlung zuziehen können. Mein Dragoner-Collet und meine Lederhosen, vom Rheinwasser durchweicht und dann im Backofen wieder getrocknet, waren so zusammengeschrumpft, daß ich überall große Löcher in die Näthe schneiden mußte, um nur meine Glieder rühren zu können. Dazu trug ich grobe Bauernschuhe an den Füßen, und statt des Hutes, den ich beim Schwimmen über den Rhein ver-

loren hatte, eine Pelzmütze, die ich von einem Bauer gekauft, auf dem Kopfe. Man kann sich daher vorstellen, was für eine traurig-komische Figur ich machte.

Meine Aufnahme bei dem wackeren Hauptmann Andujar und den übrigen braven Officieren seiner Schaar war eine ungemein herzliche und ich schloß mich gern für die nächsten Tage dem Marsch derselben an. Was mir diese mit Recht empörten Österreichischen Officiere über die letzten Ereignisse in Mainz und über den niederträchtigen Verrath und die erbärmliche Feigheit und Kopflosigkeit, von der sie Zeuge gewesen waren, erzählten, mußte meine Entrüstung darüber wo möglich noch steigern.

Da die Preußische Armee vorläufig die weiteren Feindseligkeiten aufgegeben hatte und ruhig in ihren Quartieren am Rhein stand, so war es mir erwünscht, daß ich nach der Rückkehr von meinem verunglückten Ritt gen Mainz, schleunigst wieder zu den Kaiserlichen Truppen, die in Belgien fochten, gesandt wurde. Gerade als die Kanonen der Schlacht bei Jemappes donnerten, kam ich daselbst an und konnte somit, wenn auch kein Theilnehmer, doch ein Augenzeuge von manchen Ereignissen dieses blutigen Tages sein. Die Österreichischen Truppen fochten hier mit dem ruhigen Muthe, den sie bei jeglicher Gelegenheit stets

gezeigt haben, und der Sieg neigte sich anfänglich entschieden auf unsere Seite. Der hier commandirende Herzog von Sachsen-Teschen sagte mir schon: „Nun, mein Herr Marquis, Sie kommen gerade zur glücklichen Stunde, um Zeuge unseres Sieges zu sein. Rüsten Sie sich nur, ein neues Pferd zu besteigen, um Ihrem Gebieter, Seiner Königlichen Hoheit dem Grafen von Provence sogleich die Siegesbotschaft zu überbringen und wie ich nun angefangen habe, uns endlich den Weg nach Paris zu bahnen, was die Herren Preußen doch nicht verstanden!“ Leider kam die Sache anders und ich konnte wieder keine Siegesnachricht, sondern wie so oft, nur eine Trauerkunde den Königlichen Prinzen überbringen. Die anfänglich geschlagenen Franzosen sammelten sich unter Dumouriez auf's Neue und unter dem wilden Gesange der Marseillaise, die sich damals zuerst bei den Soldaten verbreitete, rückten sie ungestüm gegen unsere Linien vor. Auch der Herzog von Chartres, der älteste Sohn des berüchtigten Herzogs von Orleans, der später als König Louis Philipp sich einen so traurigen Namen erwarb, hielt es nicht unter seiner Würde, jetzt republikanische Schaaren anzuführen, obgleich das Königliche Blut der Bourbons doch auch in seinen Adern rann. Er führte seine Bataillone nicht ohne

Geschicklichkeit und trug wesentlich mit dazu bei, daß die republikanischen Truppen endlich diese Schlacht bei Jemappe gewannen. Daß große Fehler leider von Seiten der Österreicher hier vorfielen, ist nicht zu läugnen, wie denn überhaupt der gute Herzog von Sachsen-Teschen wahrlich kein Feldherr war. Kurz und gut, wir verloren zuletzt diese anfänglich so siegreiche Schlacht gänzlich, zogen uns beständig, wenn auch stets in guter Ordnung zurück, die Republikaner folgten uns nach und eroberten bald das ganze Österreichische Belgien.

Das war denn ein sehr trauriger Schluß des anfangs so siegreich begonnenen Feldzuges der Alliirten im Jahre 1792 gegen Frankreich. Was ich selbst in meiner Seele dabei litt, welche Hoffnungen immer und immer wieder mir dabei vernichtet wurden, mag ich jetzt nicht noch wiederholen. Sollte es doch noch ungleich schrecklicher für mich kommen.

Siebentes Capitel.

Nachricht von der Gefangenschaft meiner Eltern und Geschwister. Heimliche Rückkehr nach Frankreich. Gefangenschaft in Caen. Hinrichtung meiner Eltern und Brüder vor meinen Augen. Verurtheilung zum Tode. Erkrankung im Gefängnisse. Hinrichtung meiner Schwester Gabriele. Transport nach Paris. Gewaltsame Befreiung auf dem Wege dahin. Flucht in die Vendée.

In den letzten Tagen des Decembers 1792, wo ich mich abermals bei den Österreichischen Truppen aufhielt, empfing ich die Schreckensnachricht, daß meine Eltern auf unserem Schlosse von einem Pöbelhaufen, der von einigen bekannten Jakobinern der Umgegend angeführt wurde, überfallen, gemißhandelt und dann in ein Gefängniß der Stadt Caen gebracht wären. So wie ich diese Botschaft erhielt, war ich keinen Augenblick unschlüssig, mich nach Frankreich zurückzubegeben, um wenigstens Alles, was in meinen Kräften

stand, zur Rettung meiner Familie zu versuchen. Lag es in Gottes unerforschlichem Willen, daß meine Bemühungen nicht von einem glücklichen Erfolge belohnt werden sollten, so hatte ich wenigstens meine Pflicht als Sohn erfüllt und konnte einst ruhiger sterben. Ich glaube, es würde mir noch jetzt den Frieden von meinem Todeslager, wie ich ihn hoffentlich finden werde, verscheuchen, wenn mein eigenes Gewissen mir nicht die Beruhigung gäbe, so viel an mir lag, die Rettung von Eltern und Geschwistern versucht zu haben. Die Jakobiner von Paris hatten zwar kürzlich decretirt, daß alle Emigranten, die wieder nach Frankreich zurückkehrten und ergriffen würden, sogleich von dem nächsten Revolutionstribunal zu Tode verurtheilt und guillotinirt werden sollten; solche Androhungen konnten mich natürlich keinen Augenblick in meinen Entschlüssen erschüttern. Ich hielt es jedoch für eine Pflicht, meinen Pierre auf diese Gefahr aufmerksam zu machen und ihn zu fragen, ob er mich dennoch begleiten wolle; im entgegengesetzten Falle würde ich für sein Unterkommen bei einem Österreichischen General Sorge tragen. Der treue Bursche sah mich ganz verwundert an, als könne er gar nicht begreifen, daß ich auch nur einen Augenblick an seiner Willfährigkeit zu zweifeln vermöge und meinte dann, wohin ich ginge,

dahin würde er mir auch sogleich folgen; das verstände sich ja von selbst. Ich schrieb jetzt an Seine Königliche Hoheit den Grafen von Provence, theilte ihm meinen festen Entschluß mit und bat um seine Genehmigung, indem ich ohnehin augenblicklich bei dem Österreichischen Heere von keinem Nutzen für ihn wäre. Da die möglichste Eile geboten war, so reiste ich fort, ohne die Genehmigung des Prinzen, über die ich nicht zweifelhaft sein konnte, abzuwarten.

Gerade in der ersten Nacht von **1793**, des verhängnißvollsten Jahres meines Lebens, überschritt ich auf heimlichen Schleichwegen wieder die Französische Grenze. Ich hatte abermals mit meinem Pierre die Verkleidung als Bretagnische Viehhändler gewählt, da mir diese die sicherste zu sein schien. Viele Mühseligkeiten, Beschwerden und selbst Gefahren hatten wir zu bestehen, bevor es uns gelang, Caen zu erreichen und es würde zu weitläuftig sein, wollte ich solche hier alle anführen.

Wiederholt wurden wir von Gensd'armen aufgegriffen und nach Stand und Zweck der Reise gefragt, mußten auch einmal zwei Tage in dem Gefängniß einer kleinen Stadt zubringen, da wir dem Maire verdächtig erschienen; allein es gelang uns immer wieder frei zu kommen. Einmal mußte ich dabei zu einer

Bestechung meine Zuflucht nehmen, und einem Polizeischreiber einen Louisd'or in die Hand drücken, damit er die Signalements unseres Viehhändler-Passes nicht zu genau prüfe. Ein alter Gensd'arm, der uns auf der Landstraße anhielt, schien mich von früher her zu erkennen, absichtlich aber von meiner Verkleidung keine Notiz nehmen zu wollen. Mit einem schlauen Lächeln gab dieser Gensd'arm mir meinen Viehhändler-Paß wieder zurück und sagte: „Glückliche Reise, mein Herr, kaufen sie wohlfeil ihr Vieh, aber verkaufen sie nicht zu wohlfeil ihr Leben." Ich lachte und erwiederte: „Menschenleben sind jetzt wohlfeiler in Frankreich, als fette Ochsen, und doch halte ich das meine hoch im Preise, Alterchen." Er schüttelte wohlwollend noch mit dem Kopfe und ritt dann schnell fort.

Es war überhaupt ein Glück für uns, daß die blutige Verfolgungssucht gegen alle Royalisten, wie Robespierre und seine Anhänger sie ausgeführt wissen wollten, bei vielen rechtlichen Personen in den Provinzen auf einen passiven Widerstand stieß, sonst hätten wir uns trotz aller Vorsicht dennoch nicht bis nach Caen durchschleichen können. Unschätzbare Dienste wie immer, leistete mir auch jetzt wieder mein Pierre.

Am 18. Januar kamen wir endlich müde und erschöpft in Caen an und nahmen unsere Wohnung in

einer abgelegenen Schenke der Vorstadt. Es galt jetzt vor Allem, die größte Vorsicht zu beobachten und im Geheimen sichere Erkundigungen einzuziehen, ob meine Angehörigen sich noch hier im Gefängniß befanden und in welchem Gebäude sie in diesem Falle saßen. Es war mit Hülfe des Geldes nicht so schwer, eine Nachricht hierüber zu bekommen; allein sie lautete so traurig, wie nur möglich. Mein Vater, meine beiden älteren Brüder, meine Mutter und Schwester und noch einige alte, treubewährte Diener, sie alle saßen auf Tod und Leben angeklagt im hiesigen Gefängniß und konnten täglich ihr Urtheil von dem Revolutionstribunal erwarten. Eine blutdürstige Bande hatte mit Gewalt unser Schloß gestürmt, mehrere treue Bauern, die zur Vertheidigung herbeigeeilt waren, niedergemetzelt, meinen Vater, der sich, so lange er den Säbel nur regieren konnte, wehrte, schwer verwundet und dann die ganze Familie gefangen genommen. Als unerschütterliche Royalisten waren alle bekannt und bei der Gesinnung des öffentlichen Anklägers und der Zusammensetzung des Revolutionstribunals in Caen war leicht vorauszusehen, wie ihr Urtheil ausfallen würde. Mir schwanden fast die Sinne, als ich dies Alles mit nicht zu läugnender Gewißheit erfuhr und nun sicher wußte, daß das Theuerste, was ich auf Erden besaß,

mit mir in gleicher Stadt hinter schweren Kerkerthüren gefangen sitze. Und doch war die allergrößte Vorsicht nöthig und ich durfte durch keinen Zug meines Gesichts meinen Schmerz zu erkennen geben, wenn ich mich nicht selbst verrathen wollte. Mitten in dieser bangen Sorge um das Schicksal meiner Familie, — und ich konnte kein Mittel zu ihrer Rettung finden, so viel ich auch sann und sann, — fiel ein schwerer Schlag, der mich noch mehr erschüttert hätte, wenn dies überhaupt möglich gewesen wäre.

Am 21. Januar legte der König sein edles Haupt in Paris unter das Beil der Guillotine. Als am 23. Januar die Kunde dieser furchtbaren That nach Caen kam und ich sie glauben mußte, obgleich mein ganzes Inneres sich dagegen sträubte, zeigte sich eine dumpfe Bestürzung in den Gesichtern vieler Einwohner. Manche von ihnen hatten bisher wohl mit liberal-demokratischen Grundsätzen kokettirt und ihre Freude über Vieles, was in den letzten Jahren in Paris geschehen war, geäußert; daß dies aber bis zu der Hinrichtung des Königs führen würde, ja selbst führen müsse, war nicht ihr Glaube gewesen. Jetzt freilich, als die grause That geschehen, das Blut des gesalbten Herrschers von Frankreich auf der Richterstätte geflossen war, erfüllte Entsetzen ihre Brust; sie

schauderten schon vor der Vergangenheit und fürchteten die Zukunft. Sie hätten nunmehr wohl gern mit der Revolution gebrochen und das milde Scepter Ludwigs XVI. zurückgewünscht, aber es war zu spät; das Schicksal mußte seinen Lauf gehen und Frankreich das, was es schwer verschuldet, auch mit harten Strafen büßen. Diese schwachherzigen, eitlen, liberalen Bürger hatten die Oberhand nicht mehr, der Pöbel trat jetzt seine blutgierige Herrschaft an.

Der aber freute sich auch in Caen der Hinrichtung des Königs und zeigte bei dieser Gelegenheit seine Macht. Auf mehreren Plätzen der Stadt brannten am Abend hohe Freudenfeuer, an denen wilde Gestalten, die rothen Jakobinermützen auf den ungekämmten Häuptern, in gräßlichem Chor die Marseillaise brüllten und ein lautes Freudengeschrei über die Nachricht, die ihnen so eben zugekommen war, erschallen ließen. Alle Schänken waren hell erleuchtet, die gröbsten Orgien wurden überall gefeiert, mehrere achtbare Bürger vom Pöbel ermordet und ihre Häuser ohne Weiteres ausgeplündert; kurz es waren scheußliche Bilder, die man überall sah, wohin das Auge sich nur wandte.

Mir war es ganz unmöglich, in dieser Umgebung zu verweilen, denn auch die Schänke, in der ich wohnte,

diente jetzt diesem Gesindel zum Tummelplatz seiner Lust. Das Herz wollte mir vor Schmerz zerspringen und wenn es auch auf der Stelle mein Leben gekostet hätte, so konnte ich meine bisherige Verstellung nicht länger bewahren. Noch in der kalten Schneenacht schlich ich aus der Stadt und begab mich auf einen abgelegenen Kirchhof, um hier ungestört meinen traurigen Gedanken nachhängen zu können. Aus der Thür einer kleinen ärmlichen Kirchhofscapelle fiel ein matter Lichtstrahl in die dunkle Nacht. Ich ging demselben nach, trat in die Capelle und fand einen alten Priester, dessen silberweißes Haupt ungemein ehrwürdig aussah, vor dem Altar knien und eine Trauermesse für den ermordeten König lesen. Eine bessere Stätte, diese Nacht hinzubringen, hätte ich in Caen nicht finden können. Ich kniete ebenfalls nieder und verbrachte in stillen Gebeten die nächtlichen Stunden, bis die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne durch die erblindeten Fensterchen der Capelle zitterten. Der ehrwürdige Priester nahm mir zum Schluß die Beichte ab und gab mir die Absolution. Neu gekräftigt und gefaßter, auch das Schwerste, was Gottes Wille über mich verhängen würde, zu ertragen, verließ ich alsdann die Capelle.

Alle Mittel, die mein Gehirn nur ersinnen wollte, wandte ich in den folgenden Tagen an, um womög-

lich meine Familie zu befreien und setzte mich rücksichtslos dabei der größten Gefahr aus. Es war aber Alles vergeblich und selbst die Bestechung wollte diesmal nicht gelingen, obgleich ich alles Geld, über welches ich verfügen konnte, dem Gefangenwärter für die Flucht meiner Eltern und Geschwister bot. Ich versuchte nun mit Hülfe von Pierre, der sich stets unermüdlich und unerschrocken zeigte, einen Haufen wilder Gesellen anzuwerben, um in der Nacht das nur schlecht bewachte Gefängniß zu erstürmen und die Meinigen gewaltsam zu befreien; allein auch dieser Plan scheiterte an der Geringfügigkeit der Mittel, die wir dazu verwenden konnten.

Am 17. Februar wurde meine Familie in öffentlicher Sitzung vor das Revolutionstribunal gebracht. Ich drängte mich in die ersten Reihen der Zuhörer, um den Meinen wenigstens so nahe als möglich zu sein. Mein edler Vater, den verwundeten Arm noch in der Binde tragend, und bleich und sehr gealtert aussehend, zeigte auch jetzt noch die Festigkeit des Charakters, die ihn keinen Augenblick seines Lebens jemals verlassen hatte. Meine Mutter glich nur noch einem Schatten, so elend sah sie aus, und sie mußte sich auf die Arme meiner beiden Brüder stützen, um in den Saal zu kommen, so gering waren ihre Kräfte.

Die rohen Henker mußten sich beeilen, wenn sie diese Frau, die im Leben Allen nur Gutes, keinem Menschen aber jemals das geringste Böse zugefügt hatte, noch auf das Schaffot bringen wollten, sonst entriß der Tod ihnen vorher die Beute. Meine Schwester Gabriele, obgleich durch die Kerkerluft bleich, zeigte auch jetzt noch ihre große Schönheit.

Ich weiß nicht mehr, welch' abscheuliche Beschuldigungen alle der öffentliche Ankläger vorbrachte und worauf er seinen Antrag, daß diese ganze Familie, als zu den thätigsten Feinden der Republik gehörend, die Todesstrafe erleiden müsse, begründete. Wie immer, antwortete mein Vater mit ruhiger Würde und war viel zu stolz, seine und seiner Familie treue Anhänglichkeit für das legitime Königshaus in Frankreich und dessen gesammten Glieder zu läugnen. Er hätte übrigens sagen können, was er wollte, es wäre doch gleich gewesen, da sein und der Seinigen Urtheil vorher schon bestimmt war. Hatte Paris seinen König enthauptet, so wollte das Revolutionstribunal in Caen doch, so viel an ihm lag, hinter solchen Thaten nicht zurückbleiben. Nach kurzer Berathung wurden mein Vater, meine Mutter und meine beiden Brüder zu Tode verurtheilt und dies ihnen sogleich verkündet. Die Schönheit meiner Schwester schien auf die Rich-

ter nicht ohne Einfluß geblieben zu sein, denn sie sprachen ihr nicht das Leben ab, sondern verurtheilten sie nur, auf unbestimmte Zeit im Gefängniß zu bleiben.

So wie dies Urtheil gesprochen war, hatte ich nicht länger unter dem dichten Haufen der Zuschauer Ruhe, in dem ich bisher verborgen gestanden hatte. Alle Folgen meiner That waren mir vollkommen gleichgültig, und obgleich ich wußte, daß ich dies mit dem Leben werde büßen müssen, zog es mich mit unwiderstehlicher Gewalt in die Arme meiner Eltern. Ich brach mir mit kräftigen Händen Bahn durch die überraschten Zuschauer und bevor die Wachen es zu hindern vermochten, warf ich mich an die Brust meiner Mutter, zugleich die Rechte meines Vaters erfassend. Augenblicke des tiefsten Schmerzes und dabei doch der seligsten Freude waren dies. —

Eine allgemeine Überraschung entstand im ganzen Saal, und es dauerte einige Zeit, bis die Wächter sich soweit faßten, daß sie mich gewaltsam aus den Armen meiner Angehörigen, die mich jetzt alle fest umschlungen hielten, herausreißen konnten. Ich ward vor die Richter geschleppt und obgleich ich wußte, daß ich auch mein Todesurtheil dadurch ausfertigte, läugnete ich auf deren Befragen doch nicht, daß ich der

jüngste Sohn dieser Familie, der ehemalige Garde du Corps und spätere Officier der Emigranten-Armee sei. Was konnte mir auch jetzt noch ferner an meinem Leben liegen. Der Vorsitzende des Revolutionstribunals gab nun Befehl, daß ich ebenfalls sogleich mit in das Gefängniß abgeführt werden solle, damit man mir baldigst den Proceß machen könne.

Der Schließer des Gefängnisses, obgleich rauh und ein fanatischer Jakobiner, hatte doch noch einiges Mitleid in seiner Brust und erlaubte mir, diese Nacht gemeinsam mit meiner Familie, die am anderen Morgen die Guillotine besteigen sollte, zu verbringen. — Welche Nacht war dies! Wie schmerzlich und doch wieder wie reich an großartigen Eindrücken. Bei Keinem von uns trat jetzt auch nur einen Augenblick wilder Schmerz oder gar bange Todesfurcht ein und meine Schwester Gabriele war die traurigste von uns allen, besonders, da ihr nicht ebenfalls vergönnt wurde, mit uns zu sterben. Auch mich betrübte der Aufschub meiner Hinrichtung und gerne hätte ich am nächsten Tage mit meinen Eltern zugleich das Schaffot bestiegen. Ein Geistlicher war uns nicht vergönnt, und so bereiteten wir uns denn alle selbst zum Tode vor, und verbrachten den größten Theil der Nacht in frommen Gebeten und erhebenden Gesprächen. Kei-

ner schlief von uns, sondern wir alle benutzten diese letzten Stunden, die uns noch auf Erden blieben, zu einem wahren Herzensaustausch.

Mein ältester Bruder, der zukünftige Erbe des Majorats, nahm mich noch in eine Ecke und vertraute mir, daß er sich vor 1½ Jahren heimlich mit der Tochter eines Försters verheirathet habe. Er bat mich, dies auch jetzt noch den Eltern zu verschweigen, um ihnen in den letzten Stunden ihres Lebens nicht noch unnützen Kummer zu bereiten. Gern erfüllte ich diese Bitte, und gab auch das Versprechen, daß ich, wenn wirklich mein Leben gerettet werden sollte, — wozu freilich nicht die mindeste Aussicht vorhanden war, — mich der Wittwe annehmen würde.

Als der Morgen ganz angebrochen war, — die Nacht war uns so schnell vergangen, daß wir den Verlauf der Stunden gar nicht bemerkt hatten, — kam der Schließer, um den Meinigen anzukündigen, sich zum letzten Gange zu rüsten. Wir dankten ihm alle herzlich für die Gunst, daß er uns gestattet, die letzte Nacht noch gemeinsam zubringen zu dürfen. Selbst dieser rauhe Mann ward von dem Benehmen meiner Mutter jetzt so gerührt, daß ihm Thränen in die Augen traten. Unser Abschied war innig, aber fest und kurz, denn ich hatte ja die sichere Hoffnung,

bald mit den Meinigen in einem anderen, besseren Leben wieder vereint zu werden. Furchtbar litt meine arme Schwester, die am Leben bleiben sollte, und jetzt mit lautem Geschrei verlangte, man möge ihr gestatten, ihre Eltern sogleich zu begleiten und mit ihnen zu sterben. Mit wahrhaft convulsivischer Gewalt umklammerte sie den Hals meiner Mutter und wir Brüder konnten kaum ihre Arme davon lösen. Ihre Kräfte brachen alsdann zusammen, sie fiel in Ohnmacht und die Schrecken der nächsten Stunden wurden ihr somit erspart. — Nun noch die letzte Umarmung meiner Theueren, dann schritten sie, von Gensd'armen begleitet, aus dem Gefängnisse, in dem ich allein zurückblieb. Die Guillotine war unmittelbar davor aufgeschlagen, so daß ich sie von dem Fenster des kleinen Gemaches, in welches man mich nunmehr führte, übersehen konnte. Ein Gefühl, über welches ich mir noch jetzt keine Rechenschaft zu geben vermag, trieb mich dazu, an das Fenster zu treten und alle Einzelheiten der Hinrichtung mit anzusehen. Eine dichte Menschenmenge bedeckte den Platz und ich sah, wie manche anständig gekleidete Personen die Taschentücher vor die Augen brachten, um ihre Rührung zu verbergen.

Meine Mutter bestieg zuerst die Guillotine, dabei gestützt von meinen beiden Brüdern. Ihr bleiches,

aber ruhiges Antlitz zeigte auch jetzt noch das unerschütterliche Gottvertrauen, was bei allen Prüfungen des Lebens sie niemals verlassen hatte. Wenige Augenblicke vergingen, dann glitt das glänzende Fallbeil mit der Geschwindigkeit des Blitzes herab und ihr Haupt fiel in den von Blut gerötheten Korb der Guillotine. Über den noch zuckenden Körper warfen die Henker eine Decke und schoben ihn dann schnell bei Seite, um meinen zweiten Bruder auf das Brett zu schnallen. Wie von einer wahrhaft dämonischen Macht festgebannt, stand ich noch immer an meinem Platze vor dem Fenster, um das Gräßlichste zu schauen, was das grausamste Schicksal nur über einen Menschen verhängen kann. Keine Thräne netzte dabei mein Auge, und so regungslos und bleich wie ein Steinbild soll ich ausgesehen haben.

Mein zweiter Bruder fiel und dann folgte ihm der älteste unmittelbar darnach und röther und röther von dem Blute der Geköpften ward schon das Schaffot, und ein purpurner Strom rieselte in den Sandhaufen vor demselben. Jetzt kam die Reihe an meinen Vater, der zuletzt hingerichtet werden sollte. — Mit den festen Schritten, die ich an ihm kannte, bestieg er die Stufen, und so stolz und sicher, als stände er auf dem Hinterdeck einer von ihm befehligten Fre-

gatte, war seine Haltung auch jetzt noch in den letzten Augenblicken seines Lebens. Sein scharfes Seemannsauge erkannte mich an den Fenstern des Gefängnisses, er nahm sein Taschentuch und winkte mir freundlich, dann ließ er sich ruhig auf das Brett schnallen und unter das Fallbeil schieben. Wieder sauste dasselbe herab und zu den Köpfen von Gattin und Kindern rollte das Haupt meines Vaters in den blutigen Korb.

Bis zu diesem Augenblicke hatte ich unerschütterlich an dem Fenster gestanden und Alles, was vorging, bis auf die geringsten Kleinigkeiten gesehen. Als der Henker den Leichnam meines Vaters fortschob, schwand plötzlich meine Kraft, ich stieß einen lauten Schrei aus, der weit durch das ganze Gefängniß gehört sein soll und stürzte bewußtlos zusammen. In wilder, besinnungsloser Raserei soll ich an 14 Tage gelegen haben, und der Gefangenwärter sagte mir, er habe täglich geglaubt, daß ich sterben werde. Man hatte mich jedoch im Gefängniß gepflegt und gewartet — um mich, so bald ich völlig genesen sein würde, ebenfalls auf die Guillotine schicken zu können. Mein durch und durch kräftiger Körper überwand die Krankheit und ich genas allmählich immer mehr und mehr. Als ich das erste Mal das Lager verließ und mein

Blick zufällig in den kleinen Spiegel, der an der Wand des Gefängnisses hing, fiel, fuhr ich erstaunt zurück und hätte mich selbst kaum wieder erkannt. — Mein Haar war plötzlich vor Kummer ganz grau geworden und ich, der dreiundzwanzigjährige Jüngling, hatte jetzt das Haupt eines sechszigjährigen Greises. Dies eisgraue Haar habe ich mein ganzes ferneres Leben hindurch behalten, und es hat mir viele mich stets peinlich berührende Fragen nach der Ursache dieser seltsamen Erscheinung, zugezogen. Was lag mir übrigens jetzt im Gefängnisse hieran! Mit Sicherheit konnte ich erwarten, oder wie meine damalige Stimmung war, richtiger hoffen, nach meiner gänzlichen Wiederherstellung sogleich vor das Revolutionstribunal gestellt und dann auch bald zum Tode verurtheilt zu werden.

Die Pflege, die ich im Gefängniß erhielt, war übrigens gut, und besonders widmete mir der Gefängnißarzt, trotz seiner damals sehr demokratischen Grundsätze, große Sorgfalt und es schien ihn zu interessiren, mich recht gesund und kräftig wiederherzustellen, damit ich mit stattlichem Aussehen die Guillotine besteigen könne. Das Schicksal meiner armen Schwester Gabriele, die ich noch im Gefängnisse glaubte, bekümmerte mich sehr und ich erkundigte mich lebhaft

nach ihrem Befinden. Sowohl Arzt wie Gefangenwärter wollten anfänglich nicht recht mit der Sprache heraus und machten allerlei Umschweife; endlich sagte mir Letzterer aber, daß meine Schwester vor 14 Tagen in Rouen, wohin man sie in ein Gefängniß gebracht hatte, ebenfalls guillotinirt worden sei. Ein dortiger höherer Gefängnißbeamter soll ihre jungfräuliche Ehre gewaltsam bedroht, meine Schwester aber in ihrer Verzweiflung nach einem Tischmesser gegriffen und ihrem Angreifer damit einen Stich in die Brust versetzt haben. Der Elende, ein eifriger Jakobiner, ist zwei Tage darauf an seiner Wunde gestorben; der öffentliche Ankläger aber hat meine Schwester vor das Revolutionstribunal gestellt und dieses sie als Mörderin eines verdienten Beamten der Republik zur Guillotine verurtheilt.

Ruhig und sogar darüber erfreut, daß sie jetzt wieder mit ihren Eltern und Geschwistern vereint werde, ist das holde Mädchen, diese wahre Zierde ihres Geschlechts, auf das Schaffot gestiegen. Selbst mein alter rauher Gefangenwärter, obgleich er ein eifriger Jakobiner war, äußerte sehr kräftig seinen Zorn über diese Hinrichtung und schalt den öffentlichen Ankläger und die Richter des Revolutionstribunals in Rouen „infame Schurken.“

Ich empfand keine Trauer bei der Nachricht dieser Hinrichtung, sondern im Gegentheil sogar eher eine innere Freude darüber. Was hätte meine arme Schwester auch wohl jetzt allein in diesem aufgewühlten Frankreich beginnen sollen, welchen bitteren Leiden und Bedrängnissen aller Art wäre ihr junges Leben fortwährend ausgesetzt gewesen. Jetzt hatte sie ausgelitten, war im Himmel mit Allen den Ihrigen vereint und auch ich durfte hoffen, sie dort baldigst wiederzufinden. Ahnte ich damals doch nicht, daß ich nach Gottes unerforschlichem Willen noch lange, lange Jahre einsam und verlassen auf dieser Erde zubringen sollte. Welch' bitteren Schmerz habe ich später, wenn ich so ganz allein in der Welt stand, nicht oft darüber empfunden, daß mir eine treue Schwester, der ich mein Herz ausschütten konnte, fehlte.

Was mich während meiner Krankheit und Gefangenschaft oft sehr beunruhigte, war der Gedanke an das Schicksal meines Pierre. Seit ich in der Sitzung des Revolutionstribunals ergriffen und in das Gefängniß geschleppt war, hatte ich jede Spur von dem treuen Burschen gänzlich verloren. An seiner unbedingten Ergebenheit für mich konnte und wollte ich nicht zweifeln, denn ich hatte schon zu viele Beweise davon gehabt, und so mußte ich mit Recht fürchten,

daß meinem Pierre irgend ein Unheil zugestoßen sein könne. Wie leicht konnte er entdeckt und dann ebenfalls in ein Gefängniß geworfen, ja selbst schon hingerichtet worden sein. Man machte damals in Frankreich um das Leben eines Menschen und gar, wenn dasselbe einem zurückgekehrten Emigranten zugehörte, sehr geringe Umstände.

Die Vorsicht verbot aber, mich beim Arzt oder dem Gefangenwärter nach dem Schicksal des Pierre zu erkundigen, denn er wäre dann leicht als mein Diener erkannt und sehr gefährdet worden. Besonders mein Gefangenwärter hegte einen großen Haß gegen alle Leute der unteren Stände, die der royalistischen Partei anhingen. „Wenn man einmal das Unglück hat, zum Adel zu gehören, nun so kann man auch immer ein Royalist sein, denn das paßt zu einander, und adeliges Blut wird niemals ganz seine alte Gesinnung verläugnen können; aber für einen Sohn des Volkes ist dies eine wahre Schande, und so ein Verräther der Freiheit muß ohne Weiteres guillotinirt werden", sprach der alte Gefangenwärter in seiner wilden Jakobiner-Gesinnung zu mir, behandelte mich jedoch stets als Edelmann mit einer gewissen höflichen Rücksicht. Ich konnte also den Gefangenwärter nicht bitten, Nachforschungen über das

Schicksal meines P i e r r e anstellen zu lassen, denn hätte er diesen entdeckt, so hätte er ihn auch ohne Weiteres in das Gefängniß gebracht.

Der Gedanke, wahrscheinlich nun aus dem Leben scheiden zu müssen, ohne die rauhe Hand meines erprobten Dieners und Gefährten noch einmal so recht herzlich gedrückt zu haben, verbitterte mir auf meinem einsamen Krankenlager manche Stunden.

Ich weiß nicht, wer es befohlen, das ich als Officier der Emigranten-Armee, der mit den Waffen gegen die Heere der Französischen Republik gefochten hatte, nicht in Caen, sondern in Paris vor das Revolutionstribunal gestellt werden solle. Mir war diese Verzögerung sehr unangenehm, denn ich fürchtete sowohl auf dem Transport, wie auch in der Hauptstadt selbst nur rohen Beleidigungen ausgesetzt zu sein. Am Liebsten wäre es mir gewesen, gleich ohne weitere Zögerungen von meinem Gefängnisse aus dasselbe Schaffot, auf dem meine Eltern und Geschwister schon geblutet hatten, besteigen zu dürfen. Doch was sollte ich machen, ich mußte mich wohl der Gewalt fügen.

In den letzten Tagen des Märzmonates erklärte der gewissenhafte Gefängnißarzt meine Krankheit wieder so weit gehoben, daß ich den Transport nach Paris ohne eine Gefährdung meiner Gesundheit würde

aushalten können. Es war dies eigentlich eine etwas komische Fürsorge, denn es konnte mir und allen Anderen ziemlich gleichgültig sein, ob ich mit einem Schnupfen oder Husten das Schaffot bestiege. Diese seltsame Mischung von weichherziger Gutmüthigkeit und blutdürstiger Grausamkeit wird man aber sehr häufig im Französischen Nationalcharakter finden. Sowohl die Geschichte der Französischen Revolution und mehr noch jede Kriegsgeschichte Französischer Truppen, sind sehr reich an recht auffallenden Beispielen hiervon.

Ein kleiner Bauerkarren sollte mich nach Paris bringen und zwei berittene Gensd'armen und zwei Polizeidiener, die neben mir, dem man Handfesseln angelegt hatte, auf den Strohbündeln des Wagens saßen, meine Bedeckung bilden. Mein Abschied von dem zwar rauhen, aber ehrlichen Gefangenwärter und dem so sehr pflichteifrigen Arzt war nicht ohne Herzlichkeit, denn wir hatten gegenseitig manche gute Eigenschaften an einander achten und ehren gelernt. Der Arzt gab mir noch so viele Vorsichtsmaßregeln für die Reise mit, daß ich trotz meines traurigen Seelenzustandes ein leises Lächeln darüber nicht unterdrücken konnte. „Bester Doctor, meine Reise endigt aber mit der Guillotine; da ist es doch so ziemlich gleich, ob meine Gesundheit etwas besser oder schlechter sein wird“,

rief ich ihm endlich noch vom Wagen zu. — „Das ist wahr, mein Herr Marquis — Bürger wollte ich sagen", verbesserte er sich schnell, „das hatte ich ganz vergessen", antwortete er und lief dann eiligst in das Gefängniß zurück. Ich glaube, der ehrliche Doctor wurde plötzlich über meinen Abschied auf Nimmerwiedersehen ganz gerührt und lief davon, da er sich dieser Rührung schämte. Ich habe ihn 1815 in Rouen wiedergesehen und trotz der vielen traurigen Erinnerungen, die sich an seine Person für mich knüpften, doch eine wahre Freude über dies Wiedersehen empfunden. Mehrere Umstände erlaubten es mir, dem Arzt bei diesem Wiedersehen einige nicht ganz unbedeutende Gefälligkeiten zu erweisen und ihm so etwas den Dank, den ich ihm für seine sorgsame Behandlung schuldete, zu vergelten.

Ein sehr schmerzliches Gefühl war es für mich, als mein Wagen jetzt über das Pflaster rollte, auf dem das Schaffot gestanden hatte und welches von dem Blute meiner Eltern benetzt war. Die Stadt Caen selbst habe ich niemals wieder gesehen und ich vermied es auf das Sorgfältigste, sie jemals zu betreten.

Die beiden Gensd'armen, welche zu Pferde meinen Karren, der mit zwei Bauerpferden bespannt war, begleiteten, zeigten sich als anständige Menschen, die

mich nicht im Mindesten beleidigten; desto roher waren aber die beiden Polizeidiener, die neben mir auf den Strohsäcken saßen. Die Kerle sangen unaufhörlich gemeine revolutionäre Lieder, erzählten höhnend, daß sie schon manche dieser Hunde von Aristokraten zur Guillotine geführt hätten und hofften, dies noch mit viel Mehreren zu thun. Dabei tranken sie mir gleich anfänglich einige Flaschen Wein aus, welche mir der mitleidige Arzt zur Stärkung meiner Gesundheit mit auf die Reise gegeben hatte. Die Kerle ekelten mich sehr an und ich begnügte mich, ihrem rohen, mich absichtlich beleidigenden Wesen ein verächtliches Schweigen entgegenzusetzen. Wie bald und mir ganz unerwartet sollten sie dies Benehmen gar hart büßen müssen. Vor einem kleinen Wirthshause, ungefähr 2 Meilen von Caen entfernt, machten wir Halt, um die Pferde zu füttern. Ich wollte nicht in die Wirthsstube gehen und blieb daher unter der Bewachung des einen Polizeidieners auf dem Wagen sitzen, während der andere in das Haus getreten war und die Gensd'armen ihre Pferde besorgten. Ein Bauer, ganz in der Tracht der Bretagnischen Landleute gekleidet, schlenderte um den Wagen herum, ohne daß ich weiter seiner sonderlich achtete, bis er plötzlich die Melodie eines alten Volksliedes, was von den Bewohnern unserer

Herrschaft häufig gesungen wurde, zu pfeifen begann. Diese bekannten Klänge meiner Jugend weckten mich sogleich aus dem dumpfen Hinbrüten, in das ich bisher versunken gewesen, und ich blickte aufmerksam den Bauer an. Wie ward mir aber, als ich sogleich meinen treuen Pierre erkannte. Schon wollte ich vor Freude laut aufschreien, da machte Pierre mit der Hand ein fast unmerkliches Zeichen, was mir Schweigen und Vorsicht andeutete. Ich merkte nun sogleich, er wolle aus irgend welchen Gründen nicht von mir erkannt sein und bezwang mich daher so weit, ihn starr und gleichgültig anzusehen, ohne jedoch sein ganzes ferneres Treiben dabei aus den Augen zu verlieren. Pierre ließ sich nun mit dem einen Gensd'armen, dem er einige Dienste bei der Fütterung seines Pferdes leistete, in ein kurzes Gespräch ein, ging dann aber bald von dem Wirthshause fort, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen. Ich sah ihn querfeldein gehen und es schien mir, als wenn noch einige andere Bauerburschen seiner Spur nachfolgten, ohne jedoch sich zu einem Haufen mit einander zu vereinigen. Daß Pierre jetzt irgend einen Plan vorhabe, war mir klar, denn sonst hätte er mich nicht so ohne Weiteres wieder verlassen, und mit vieler Spannung erwartete ich die Dinge, die da kommen würden.

Nach einer Rast von ungefähr zwei Stunden verließen wir das Wirthsgehöft wieder und setzten ziemlich langsam unsere weitere Reise fort. Wir mochten wohl eine halbe Meile gefahren sein, als der Weg in einen großen und dicht bewachsenen Wald führte, der sich, wie der eine Gensd'arm mir sagte, eine ganze Strecke weit fortzog. Kaum waren wir einige tausend Schritte in diesen Wald eingedrungen, als plötzlich das Geschrei einer Eule sich hören ließ. Mir war dieser Ruf, den die Schleichhändler in der Bretagne sehr häufig als Warnungs- und Erkennungszeichen bei ihren nächtlichen Wanderungen gebrauchten, wohlbekannt, denn als Knabe hatte ich ihn häufig gehört. In demselben Augenblick aber, da dieser Eulenruf erscholl, knallten mehrere Schüsse auf beiden Seiten des Weges aus dem Walde; der eine Gensd'arm stürzte mit seinem schwer verwundeten Rosse zu Boden und der Polizeidiener, der neben dem Kutscher unseres Wagens auf dem Strohsack saß, erhielt eine Kugel durch den Kopf, die ihn auf der Stelle tödtete. Sechs bis acht Bauern, unter denen ich sogleich meinen Pierre erkannte, ihre abgeschossenen Flinten in der Hand haltend, sprangen nun mit lautem Gejauchze aus dem Walde und auf den Wagen zu. Mit einem wilden Fluche zog jetzt der Polizeidiener neben mir

eine große Pistole aus dem Gürtel, setzte sie mir an die Seite und drückte ab. Der Trieb zur Lebensrettung brachte mich aber fast unwillkürlich dazu, mit meiner Handkette auf den Lauf der Pistole einen Schlag zu führen, so daß der Schuß dadurch gerade im Augenblick des Abfeuerns eine andere Richtung erhielt und die Kugel statt in meine Brust, unmittelbar daran vorbei fuhr. Diese Absicht, mich zu tödten, war aber das Unglück des Polizeidieners. Mein Pierre, der dies gesehen hatte, sprang in wüthendem Satze auf ihn zu, schrie mit aller Kraft seiner Lunge: „Du Hund wolltest sogar meinen Herrn Marquis erschießen? Dafür mußt Du sterben!“ und schmetterte nun den Kolben seiner hochgeschwungenen Flinte mit beiden Händen so kräftig auf den Kopf des Polizeidieners, dem sein Hut abgefallen war, herab, daß dieser mit eingeschlagenem Schädel mir auf den Schooß fiel. Mein Gesicht wurde bei dieser Gelegenheit ganz von dem Blute und Gehirn des Erschlagenen bespritzt und da die Kette zwischen meinen beiden Händen sich verwickelt hatte, so konnte ich mich nicht von dieser ekelhaften Beschmutzung sogleich reinigen.

Die übrigen Bauern hatten sich unterdeß auf den zweiten Gensd'arm — der erste lag von dem Sturze betäubt unter seinem verwundeten Pferde — gewor-

sen und wollten ihn sogleich tödten. Ich rief ihnen eiligst zu, sie sollten sein Leben schonen, denn er sei ein braver Soldat, der mich stets mit Anstand behandelt habe. Mein Zuruf rettete dem Gensd'arm das Leben, doch mußte er vom Pferde absteigen, die Arme wurden ihm gebunden und seine Waffen abgenommen. Rührend war mir jetzt die Freude meines treuen Pierre darüber, daß ihm meine Befreiung gelungen sei. Er küßte meine gefesselten Hände und dankte in seinem lauten Enthusiasmus allen Heiligen der Bretagne dafür, daß ihm sein Plan so vortrefflich geglückt sei. Ein etwas älterer Bauer hatte unterdeß die Taschen der beiden getödteten Polizeidiener durchsucht und darin den Schlüssel gefunden, der meine Handschellen aufschloß, so daß ich mich meiner Fesseln entledigen und mein Gesicht wenigstens einigermaßen mit dem Taschentuche von dem Blute und Gehirn reinigen konnte.

Das ganze Gefecht war so schnell vor sich gegangen, daß ich während desselben völlig seinen Zweck vergessen hatte. Jetzt, wo ich — wenigstens für den Augenblick — wieder frei war, belastete der Gedanke an diese Freiheit mich plötzlich mit seiner ganzen Macht. Ich hatte mich schon so mit meinem baldigen Tode vertraut gemacht, daß ich gar nicht länger leben mochte

und einen heftigen Unwillen über diese That meines Pierre, mich gewaltsam von der Guillotine befreit zu haben, empfand. Was sollte ich auch noch auf dieser für mich so öden Welt beginnen, da meine theuren Eltern, meine Brüder, meine holde Schwester, ja selbst mein König schon das Schaffot bestiegen hatten! Was half mir diese augenblickliche Freiheit, die den Tod zweier Menschen gekostet hatte, jetzt in dem demokratischen Frankreich, wo ich voraussichtlich gleich einem wildem Thiere gehetzt wurde, um dann doch endlich eingefangen und auf die Guillotine geschleppt zu werden! Dabei war aber jetzt die Freude meines Pierre über meine Befreiung so rührend und auch die anderen Bauerburschen äußerten ihren Jubel über den erfochtenen Sieg so unzweideutig, daß ich mich nicht entschließen konnte, ihnen harte Worte über diese That, die ich gar nicht gewünscht hatte, zu sagen. Ich erkannte übrigens jetzt in allen diesen Gestalten Burschen aus unserer Herrschaft und die unzweideutigen Beweise der Anhänglichkeit, die sie mir so eben durch ihre aufopfernde Handlung bewiesen hatten, gab mir ein wohlthuendes Gefühl. Ich konnte demungeachtet doch nicht unterlassen, zu Pierre zu sagen: „Zwar bin ich Dir und den Anderen für Eure Treue zu dem größten Danke verpflichtet, und doch hättet

Ihr mich nur ruhig meinen Weg zur Guillotine fortsetzen lassen sollen. Was soll ich jetzt noch in Frankreich machen?"

„Für den König fechten und uns ein Führer in dem Kriege gegen die verfluchten Königsmörder sein, wie es Ihre heilige Pflicht ist, Herr Marquis! Was soll aus uns armen Bauern wohl werden, wenn die Edelleute sich von dem Kampfe zurückziehen und lieber ohne Weiteres sich den Kopf herunterschlagen lassen, als bis zum letzten Blutstropfen zu fechten!" antwortete jetzt ein junger Bauerbursche mit einem so festen und dabei so aufrichtigen Tone, daß mir wirklich die Schamröthe über meine so eben geäußerte Kleinmüthigkeit in's Gesicht stieg.

„Wo kann ich Euch, meine Freunde, aber in den Kampf führen? Wir hier sind zu Wenige und würden bald gleich Räubern verfolgt und getödtet werden — und die Grenze Frankreichs zu erreichen und uns den fremden Heeren anzuschließen, dürfte uns kaum gelingen", entgegnete ich.

„Nicht doch, mein Herr Marquis, so weit brauchen wir jetzt nicht mehr zu gehen", sagte wieder derselbe Bursche, der, wie ich jetzt erst näher bemerkte, ein eben so intelligentes wie energisches Gesicht hatte. „Drüben über der Loire in der Vendée sind alle

Bauern schon in vollem Aufstand, die meisten Edelleute haben sich an ihre Spitze gestellt und die Republikaner schon wiederholt tüchtig geschlagen. Dahin wollen wir jetzt auch und für Seine Majestät den König Ludwig XVII. kämpfen, wie es unsere Schuldigkeit ist, und da Sie, Herr Marquis, ja ein erfahrener Officier sind, so wollten wir sie bitten, die Anführerstelle über unseren Trupp zu übernehmen. Es folgen uns noch mehr Burschen nach."

Worte von goldenem Klange, die eine neue Kraft in meiner Brust erweckten, waren dies für mein Ohr. Ich hatte bisher noch nichts von dem vor Kurzem erst begonnenen Aufstand in der Vendée gewußt und mit freudiger Überraschung erfüllte mich daher diese Nachricht. Jetzt hatte ich wieder einen Zweck für mein ferneres Leben, jetzt wußte ich, weshalb ich das einsame, traurige Dasein hier auf Erden noch ertragen müsse. Den heiligen Kampf für das legitime Königthum in Frankreich galt es jetzt und eine verächtliche Schwäche wäre es von mir gewesen, hätte ich gesucht, mich demselben auf irgend eine Weise zu entziehen. Auch das Gefühl der Rache gegen die Mörder meiner Eltern und Geschwister erfüllte jetzt plötzlich mit nie geahnter Kraft mein Herz. Ich strebte zwar danach, dies Gefühl als ein unchristliches wieder zu

unterdrücken, allein immer und immer tauchte es von Neuem mit wilder Leidenschaftlichkeit in mir auf, denn zu tief war ich verletzt worden, um dies jemals wieder vergessen zu können. Ich fühle zwar, daß eine solche Rachgier sündhaft ist, allein ich kann mir nicht helfen, noch jetzt als vierundsiebzigjähriger Greis erfüllt mich oft eine Freude darüber, daß ich, so viel an mir lag, Rache gegen diese ganze demokratische Partei genommen habe. — „Ja, wenn ein Aufstand in der Vendée ist, dann will ich auch ferner leben, um dort zu kämpfen! Bei dem schuldlos vergossenen Blute meiner ermordeten Angehörigen und Geschwister schwöre ich es, für Euch ein treuer Führer zu sein und Euch nie zu verlassen, so lange der Kampf dauert und noch eine Muskel in mir zuckt!" rief ich jetzt mit wilder Freude, und „ja, ja, das wußten wir schon, daß der Herr Marquis uns nicht verlassen und uns tüchtig gegen die verfluchten Königsmörder anführen würde", antworteten in lautem Chor die Bauern.

Ich ließ mir nun in aller Kürze von Pierre erzählen, wie er es angefangen habe, Hülfe zu holen und mich noch zu rechter Zeit zu retten. Der treue Bursche hatte seine Aufopferung und zugleich ruhige Umsicht bei dieser Gelegenheit wieder so recht gezeigt. Als er meine Verhaftung und Abführung in das Ge-

fängniß erfahren, war er zuerst in Verzweiflung gerathen und nahe daran gewesen, sich zu verrathen. Er hatte sich aber bald gefaßt und auf Pläne gesonnen, wenn irgend möglich mich zu retten, und sollte er auch selbst sein Leben bei solchen Versuchen einbüßen. In Caen selbst hatte er nicht Menschen genug finden können, die geneigt gewesen, ein kühnes Wagstück zu meiner Rettung zu unternehmen. In voller Eile war er daher nach unserer Herrschaft, die einige 30 Meilen von Caen lag, gelaufen, weil er wußte, daß unter den jungen Bauerburschen daselbst manche mir auf das Äußerste ergeben waren. Gerade als er dort ankam, herrschte große Aufregung unter den jungen Burschen, denn es sollten mehrere von ihnen als Rekruten ausgehoben werden, um die neue Armee von 300,000 Mann, welche die Jakobiner in Paris decretirt hatten, bilden zu helfen. Pierre überredete diese gezwungenen Rekruten nun gar leicht, mit ihm in die Vendée, wo inzwischen der Aufstand ausgebrochen war, zu gehen, vorher aber jeden Versuch zu meiner Rettung zu wagen. Durch Spioniren hatte Pierre, der inzwischen wieder in Caen gewesen war, erfahren, daß ich nach Paris gebracht werden sollte und nun den Plan gefaßt, auf diesem Transport meine Escorte zu überfallen und mich gewaltsam zu befreien, und dies

war nun auf die so eben geschilderte Weise mit glücklichem Erfolg geschehen. Da man nicht ganz genau gewußt, welche Straße meine Escorte einschlagen würde, so lagerte sich ein anderer Trupp von zwölf Burschen auf einem zweiten Wege, um dort aufzupassen. Ein Bauer lief jetzt eiligst zu diesen hin, um dieselben von dem Gelingen des Überfalles in Kenntniß zu setzen und ihre Vereinigung mit uns zu bewirken.

Viel Zeit war jetzt nicht von uns zu verlieren, wenn wir die Vendée glücklich erreichen wollten und so beeilten wir denn unseren Aufbruch. Auf mein ausdrückliches Verlangen ward den beiden Gensd'armen — der eine war inzwischen unter seinem erschossenen Pferde ebenfalls wieder hervorgekrochen — weiter kein Leid zugefügt und ihnen nur die Waffen abgenommen. Die Bauern banden sie dann mit den Händen an einen Baum, damit sie nicht sogleich nach der nächsten Stadt zurückeilen und dort Lärm machen könnten und so überließen wir sie ihrem weiteren Schicksal. Das nicht verwundete Pferd des einen Gensd'armen, ein recht brauchbares Thier, bestieg ich, da ich von meiner Krankheit noch zu geschwächt war, um sogleich zu Fuß gehen zu können, zog auch seine hohen Reiterstiefeln an und bewaffnete mich mit den Säbeln und Pistolen. Alle Bauerburschen waren

übrigens mit Flinten, theilweise freilich von sehr schlechter Beschaffenheit, und Pulver und Blei, was sie in großen ausgehölten Ochsenhörnern bei sich führten, hinreichend versehen.

Wir zogen uns nun rasch in das Innere der Waldung, wo auch die übrigen Burschen zu uns stießen, so daß meine kleine Schaar 21 Bewaffnete zählte, zurück. So einfach und ehrlich waren übrigens meine Bauern, daß sie nicht einmal das Geld der gefangenen Gensd'armen und erschossenen Polizeidiener mit sich nahmen. Nicht ohne Gefahren erreichten wir die Loire, denn die Gensd'armen waren bald befreit worden und hatten in Caen Allarm gemacht, so daß wir von republikanischen Nationalgarden hitzig verfolgt wurden. Gerade in dem Augenblicke, als an 30 bis 40 berittene Nationalgardisten und Gensd'armen schon glaubten, uns eingeschlossen zu haben, bemächtigten wir uns eines Bootes auf der Loire, machten zum Hohne unserer Verfolger aus einem Taschentuche eine weiße Flagge und fuhren schnell ab. Einige Carabinerkugeln unserer Feinde schlugen zwar noch neben uns auf das Wasser, schadeten aber weiter nicht und so erreichten wir am 4. April 1793 glücklich das Ufer der schon in vollem Aufstand begriffenen Vendée.

Achtes Capitel.

Der Krieg in der Vendée. Begeisterung der Edelleute und Bauern für das legitime Königthum. Einfachheit der Sitten. Große Religiosität. Organisation des Heeres. Die Heerführer Bonchamp, de la Rochejacquelin, Cathelineau, Stofflet. Anwesenheit vornehmer Damen bei den Truppen. Einnahme von Thouars. Errichtung eines Reitercorps.

Ein ungemein wohlthuendes Gefühl, wie ich es in der Art lange nicht mehr empfunden hatte, ergriff mich, als ich zuerst jetzt in der Mitte der so heldenmüthig für das legitime Königthum kämpfenden Edelleute und Bauern der Vendée verweilen konnte. Hier war ein Ort für mich, wo ich bis zum letzten Blutstropfen zu fechten wünschte, hier wurde mein Gefühl durch nichts gekränkt, wie dies in der Emigranten-Armee und bei den Preußischen Truppen im vorigen Jahre nur zu häufig der Fall gewesen. Alles, was ich so

glühend verehrte, wahre Aufopferung für das legitimistische Princip, Einfachheit der Sitten und tiefe Religiosität, das fand ich unter diesen wackern Landedelleuten und Bauern der Vendée noch in ungeschwächter Kraft. Schon am ersten Tage, als ich in Clisson, wo sich damals das Hauptcorps der Vendéer versammelt hatte, ankam, fühlte ich mich unter solchen Kameraden gleich heimisch, und dies Gefühl hat mich trotz aller Drangsale und Gefahren niemals wieder verlassen, so lange ich in der Vendée, dieser schönen Provinz, auf welche mein Vaterland mit Recht stolz sein kann, verweilte. Ich traf übrigens unter den versammelten Edelleuten mehrere Verwandte und frühere Bekannte und wurde von ihnen mit wahrer Theilnahme über das schreckliche Schicksal meiner Familie empfangen. Manche von ihnen hatten schon gleichen Schmerz erfahren oder mußten befürchten, daß ihre theueren Angehörigen ebenfalls in kürzester Frist unter dem Beil der Guillotine fallen würden. Keine unmännlichen Klagen wurden aber hierüber laut, keine leeren Worte gemacht, sondern kräftige Thaten geschahen, um so der staunenden Welt zu zeigen, was wahre Aufopferung für eine gerechte Sache zu erreichen vermag, wenn sie auch nur über sehr geringe äußere Mittel zu gebieten hat. Die kleine Vendée,

mit ihrer schwachen und armen Bevölkerung, hat Jahrelang heldenmüthig den Kampf gegen das ganze republikanische Frankreich bestanden und unsere undisciplinirten und dabei nur schlecht bewaffneten Bauerschaaren schlugen wiederholt die von Siegen aufgeblähten republikanischen Bataillone, deren bloßes Erscheinen fast schon hingereicht hatte, das starke Mainz mit seinen Hunderten von Kanonen zur Übergabe zu bringen, in die wildeste Flucht. Erst dem wunderbaren militairischen Genie von Napoleon Bonaparte und den unermeßlichen Hülfsmitteln, welche sein Riesengeist zu schaffen verstand, gelang endlich die völlige Unterjochung der hart geprüften Vendée.

Recht bald ward mir der große Unterschied bemerkbar, der zwischen den Edelleuten hier in der Vendée und vielen der vornehmen Emigranten, die ich in Coblenz und in dem Französischen Emigranten-Corps getroffen hatte, bestand. Es waren unter Letzteren zwar auch viele Edelleute sonder Furcht und Tadel, die in jeder Hinsicht zu den Zierden ihres Standes gehörten, aber auch eine große Menge von den verderbten Höflingen, die stets viel Unheil über Frankreich gebracht haben und deren Benehmen der Ausbruch der Revolution besonders mit zuzuschreiben ist. Auch im Auslande zeigten diese Wüstlinge ihr frivoles Benehmen,

durch welches sie die Sitten in Paris so verdorben hatten und trugen wahrlich dadurch nicht zur Vermehrung des Ansehens des Französischen Adels mit bei. Es gab selbst Grafen und Marquis dort, die auf der einen Seite von dem unangemessensten aristokratischen Hochmuth erfüllt waren und sich geschämt hätten, einem ehrlichen Bauer seine von Arbeit geschwielte Hand zu drücken, dabei aber mit Schauspielern und Tänzern in unangemessener Vertraulichkeit verkehrten und über die Kluft spotteten, die sie von dergleichen Menschen billiger Weise hätte stets trennen sollen. Statt die Messe regelmäßig zu besuchen, lasen diese vornehmen Herren den Voltaire und die lästerlichen Werke ähnlicher frecher Schriftsteller und vergeudeten Zeit, Geld und Körperkraft im vertraulichen Verkehr mit koketten Schauspielerinnen und dergleichen prostituirten Damen. Mit ihrer royalistischen Gesinnung prahlten zwar solche Modeherren auch, und suchten sich oft in pöbelhaften Schimpfereien gegen die Revolution zu überbieten, doch waren sie nur royalistisch, so lange ihr eigener Vortheil sich trefflich dabei stand, Gut und Blut aber für die Durchführung des legitimistischen Princips zu wagen — daran dachten sie freilich nicht. Napoleon Bonaparte fand nach seiner Usurpation der Krone Frankreichs nur zu

viele Überläufer aus den Reihen dieser vornehmen Emigranten, die sich gleich gemeinen Lakaien um seine einträglichen Hofstellen drängten.

Wie ganz anders war es dagegen hier in der Vendée, welch' ungleich bessere Luft, als in Coblenz, athmete man hier ein. Hier herrschte noch wahrer Rittersinn, hier übte die Religion noch ihre heilige Macht auf alle Gemüther und wer irgend nur konnte, besuchte täglich die Messe. Von Stolz gegen die braven Bauern war hier keine Spur zu finden, und ein Larochejacquelin, Lescure und wie die anderen vornehmen Anführer hier alle hießen, hätten sich nicht geschämt, mit ihren Bauern aus einem Topfe zu essen, oder die Frauen derselben bei ländlichen Festen im Tanze herumzuschwenken, wenn sie es freilich auch unter ihrer Würde hielten, in den Boudoirs von Schauspielerinnen umherzusitzen oder Arm in Arm mit irgend einem beliebigen Schöngeist auf der Straße zu gehen. Wahrhaft vornehme Männer waren es und nicht blos solche, welche ihre äußere Vornehmheit in nichtigem Glanz und bunten Modethorheiten zu zeigen wünschten.

Welche sittige und edle Frauen befanden sich auch auf den Schlössern des Adels der Vendée und häufig sogar, wenn die Umstände dies so mit sich brachten,

in unseren Feldlagern. Sogenannte emancipirte Weiber, welche Beschäftigungen aufsuchen, die nur für den Mann, nicht aber für die Frau geschaffen wurden, sind mir von jeher ein Gräuel gewesen und ich habe ihren Umgang stets ebenso geflohen, als den der frivol-koketten oder ästethisch verbildeten Modedamen, wie solche in den Salons von Paris und der anderen großen Städte in nur zu großer Zahl gefunden werden. Die Frau soll in der Kirche, der Küche, Kinderstube und dem Familienzimmer des Hauses, nicht aber im wilden Feldlager unter rohen Männern sich heimisch fühlen, und ich habe stets Frauen, die ich wahrhaft verehrte, lieber am Spinnrocken als mit der Pistole in der Hand gesehen. Hier in der Vendée aber waren jetzt andere Verhältnisse, hier zwang die bitterste Nothwendigkeit manche vornehme Edelfrauen, sich in unseren Feldlagern aufzuhalten und an allen Bedrängnissen unseres Kampfes mit unerschrockenem Muthe theilzunehmen. Ihre heimischen Schlösser wären ja von den republikanischen Horden verbrannt, auch ihr Leben häufig geächtet, und die Guillotine war ihr unausbleibliches Loos, sobald sie in die Gewalt ihrer blutdürstigen Feinde fielen. Einen wahrhaft wohlthätigen Einfluß übte aber die Anwesenheit dieser edelen Frauen in unseren Feldlagern auf uns

alle. Sie verbannten die Roheit der Sitten, wie solche in einem blutigen Kriege fast unausbleiblich einreißen wird, begeisterten manche noch mehr zu heroischen Thaten und zähmten den wilden Rachedurst, der in der Brust manches Vendéekriegers gar häufig emporloderte. Nicht gering ist die Zahl der gefangenen Republikaner, welche lediglich und allein den Bitten dieser Frauen ihr Leben verdankten, wenn unsere Bauern erbittert über die Grausamkeiten, die gegen sie von den Republikanern verübt wurden, solche ohne Weiteres zusammenhauen wollten. Und mit welcher sorgenden Pflege nahmen die meisten dieser Frauen sich stets unserer Verwundeten und Kranken an. Wie oft habe ich gesehen, daß junge Damen aus den vornehmsten Geschlechtern des Adels an den Lagern der verwundeten Bauern saßen und mit unermüdeter Sorgfalt ihre Wunden reinigten und verbanden und jeglichen Dienst der Krankenpflege verrichteten. Großen Ekel mußten sie dabei oft überwinden und ihre zarten Hände zu gar vielen sehr ungewohnten Arbeiten zwingen; aber sie thaten dies nicht allein ohne Murren und Klagen, sondern mit freudiger Hingabe für ihren edlen Beruf. Was ist aber die bezahlte Krankenpflege selbst der geschicktesten Wärter, gegen die liebende Fürsorge solcher Frauen, die durch wahres Chri-

stenthum zu dieser Aufopferung getrieben wurden. Wer wie ich 22 Jahre fast ununterbrochen im Kriege lebte, wird die unbezahlbaren Dienste der „Barmherzigen Schwestern“ und ähnlicher frommer Ordensfrauen ganz nach Gebühr zu würdigen wissen. Solcher Frauen hatten wir aber manche bei uns, wenn sie auch kein Ordenskleid trugen und das Gelübde nicht für immer abgelegt hatten.

Welchen reizenden Zauber der feinsten Geselligkeit wußten diese Damen oft in unsere Feldlager zu verpflanzen. Mein Herz war noch zu sehr von der tiefen Trauer über die unersetzlichen Verluste, die ich jüngst erlitten hatte, ergriffen, als daß ich selbst mich einer harmlosen Fröhlichkeit hätte hingeben können; aber gar manche gesellige Abendstunden, die wir mit diesen Damen verlebten, sind mir noch jetzt erinnerlich. Es herrschte ein Zauber der Anmuth, eine Feinheit der äußeren Formen bei diesen geselligen Vereinen, wie ich solche in den vornehmsten Schlössern Europa's nicht besser gefunden habe. Dabei war unser Salon oft eine verräucherte Bauernhütte, eine halb verbrannte Ruine, ja oft nur eine Schaafhürde, wie man solche in der Vendée häufig findet; statt der Wachskerzen erleuchtete ein Heerdfeuer, an dem zugleich unsere Feldkessel brodelten, den Raum, Reisigbündel bildeten un-

sere Sitze, und bis zu den Zähnen bewaffnete Bauerburschen waren unsere Diener. Wir selbst waren vollständig zum Kampfe gerüstet und mußten jeden Augenblick erwarten, von diesen Plaudereien fort in das Gefecht, in dem wir mit blutdürstigen Feinden auf Leben und Tod kämpften, zu eilen. Und doch herrschte die größte Heiterkeit oft bei diesen Versammlungen. Da waren besonders die schöne und geistvolle junge Frau v. Lescure, geborene Marquise Donnissan, eine der vornehmsten Frauen, welche je am Hofe von Versailles gelebt hatten, Fräulein Dessessants, dann das nicht mehr junge, aber kluge, energische und aufopfernde Fräulein Larochejacquelin, die Tante von Heinrich de la Rochejacquelin, und noch mehrere andere vornehme Damen.

Aber nicht allein die Edelleute bildeten unser Heer, sondern die große Masse desselben bestand aus diesen braven, todesmuthigen Bauern der Vendée, untermischt mit einigen Tausenden Bretagnern, welche für alle Zeiten ein so schönes Beispiel der wahren Treue und uneigennützigen Aufopferung gegeben haben. Es waren keine geistreiche, mit Kenntnissen ausgerüstete, gewandt sprechende, körperlich hübsche Männer, aber was ungleich höher als alle solche Eigenschaften steht, sie besaßen ein treues Herz, einen gottesfürchtigen

Sinn, eine wahre Anhänglichkeit an ihren legitimen König, einen ruhigen Muth und einen abgehärteten, an Strapazen gewöhnten Körper. Sie befolgten gern die Pflichten der Religion und thaten willig die Dienste, welche ihre Führer und dann ihre Priester von ihnen verlangten. Es fehlte diesen Schaaren der Bauern aus der Vendée gar Manches, was man von gut exercirten und streng disciplinirten Truppen mit Recht erwarten kann, und um große tactische Bewegungen in offenen Feldschlachten auszuführen, paßten sie nicht im Mindesten. Für den kleinen Krieg in der Vendée aber, und um Haus und Hof zu vertheidigen, waren sie vortrefflich, und wenn die Republikaner uns schlugen, dann hatten sie gewöhnlich die große Überzahl auf ihrer Seite. Besonders an zahlreicher und dabei gut eingeübter Artillerie ist das republikanische Heer uns stets weit überlegen gewesen und lediglich allein seinen, unsere Haufen daniederschmetternden Kanonen, verdankt solches wiederholt die erfochtenen Siege. Überhaupt war es mit Flinten und mehr noch mit Pulver und Blei sehr schlecht bei uns bestellt, und es ist nur zu häufig vorgekommen, daß wir erfochtene Siege nicht mit dem gehörigen Nachdruck verfolgen konnten, da unsere Bauern sich während des Gefechtes selbst gänzlich verschossen hatten, und eine Ergän-

zung des Schießvorrathes in der Eile nicht bewirkt zu werden vermochte.

Ein Hauptfehler, der unseren Bauern anklebte, und dem es wesentlich mit zuzuschreiben ist, daß der Kampf größtentheils auf die Vendée selbst beschränkt blieb, und wir nicht größere Unternehmungen in andere Provinzen ausführen konnten, entsprang aus ihrer Liebe für die Familie und für die Heimathsstätte. Diese einfachen Bauern, denen ein größereres Verständniß der Kriegskunst natürlich gänzlich abging, waren durch kein Mittel dazu zu bewegen, beständig unter den Waffen zu bleiben und sich in feste Bataillone, die dahin gingen, wohin man sie schickte, zu vereinigen. So lange sie eine Schaar bildeten, zeigten sie den größten Gehorsam und erfüllten willig auch den gefährlichsten Dienst, war dann aber ein Sieg von ihnen erfochten worden, so erwachte plötzlich das Heimathsgefühl mit unwiderstehlicher Macht in ihrer Brust. Dieselben Bauern, die im Gefecht mit der größten Todesverachtung gekämpft hatten, liefen in der Nacht nach einem solchen Siege zu Hunderten in ihre Heimathsdörfer zurück, dort sich den Familienfreuden hinzugeben und mit musterhaftem Fleiß ihre kleinen dürftigen Äcker zu bestellen. Daher kam es, daß am Abend vor dem Gefecht eine Schaar vielleicht

5= bis 6000 Köpfe zählen mochte, am Tage nach demselben aber nicht viel mehr wie 1000 Mann, denn die Anderen waren wieder, nachdem sie brav gefochten hatten, nach Hause gelaufen, um ihren Frauen und Kindern von dem erfochtenen Siege erzählen zu können. Sollte dann auf's Neue ein anderer Zug unternommen werden, so mußte man Sendboten in die verschiedenen Kirchspiele herumschicken, um die Bauern abermals zusammenzubringen. Solchem Rufe folgten diese dann immer wieder mit der größten Bereitwilligkeit. Einen Quersack mit grobem Brod und magerem Ziegenkäse, wovon sie allein 8 bis 14 Tage lebten, über dem Rücken, Pulver, so viel sie hatten auftreiben können, in einem ausgehöhlten Ochsenhorn, die oft sehr roh gearbeitete Flinte, mit der sie aber häufig ungemein geschickt schossen, in der Hand, kamen diese Bauern dann wieder in ganzen Trupps zu den bestimmten Sammelorten herbeigelaufen. Wenn sie auch schon 4 bis 6 Meilen an jedem Tage marschiren mußten, müde wurden sie deshalb doch nicht und Hunger und Durst, oder gar Kälte, Hitze und schlechtes Wetter, verringerten ihren Eifer nicht im Mindesten.

Von der körperlichen Abhärtung dieser Bauern möge als Beispiel ein alter Mann aus dem Dorfe le Pin, ein Bruder des bekannten Führers Cathe=

lineau, dienen, der einige Jahre, zwar mit Unterbrechungen, bei meiner Schaar sich aufhielt. Während dieser ganzen Zeit, und zwar Winter und Sommer, bei Regen und Sonnenschein, trug der Alte niemals eine Kopfbedeckung, sondern hatte nur den Schutz seines Haares. Freilich war dasselbe auch so dick, lang und stark verfilzt — denn Kamm und Scheere hatten es wohl seit Jahren nicht mehr berührt, — daß es immerhin als Kopfbedeckung dienen konnte. Ebenso trug der Alte niemals Strümpfe, sondern lief stets mit bloßen Füßen in den Holzschuhen umher. Ähnliche Beispiele sind mir zu vielen Hunderten bekannt. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, daß diese unbezwingliche Neigung der meisten Bauern, nach jedem glücklichen Erfolg wieder auf einige Tage nach Hause zu laufen, alle größeren strategischen Operationen gänzlich unmöglich machte. Heute hatte das Heer noch mehrere tausend Mann, am morgenden Tage aber nur so viele Hunderte; da konnte freilich kein eigentlicher Feldzugsplan ausgearbeitet und innegehalten werden. Was beständig unter den Waffen blieb, waren die meisten Edelleute mit ihren Jägern und Dienern (manche Landedelleute kamen und gingen nach Art ihrer Bauern ab und zu und besorgten inzwischen ihre Geschäfte), dann einige hundert junge Burschen

und die Flüchtlinge aus der Bretagne und einigen anderen angrenzenden Provinzen. Es hat Tage mitten im heftigsten Aufstand gegeben, an denen in der ganzen Vendée nicht viel mehr als 4= bis 5000 Mann unter den Waffen gestanden haben, in der nächsten Woche vielleicht aber wieder 25= bis 30,000 Mann. Ordentliche Listen über Stärke, Ab= und Zugang wurden niemals geführt und kein Befehlshaber wußte genau, wie stark die Schaar sei, die er unter seinem augenblicklichen Befehl hatte. Erhielten und verlangten die Bauern doch weder Sold noch Verpflegung, sondern lebten größtentheils ganz aus eigenen Mitteln, oder wenn diese nicht mehr ausreichten, aus den Taschen der Landedelleute.

Eine fernere Unmöglichkeit, ausgedehnte Operationen zu unternehmen, lag in der unbezwinglichen Abneigung der meisten Bauern, den Boden der Vendée auch nur auf Stunden zu verlassen. Nur auf der heimischen Erde fühlten sie sich stark, nur auf dieser hatten sie Kraft und Muth. Ich befehligte einmal eine Schaar von 180 Mann, die sich wiederholt mit der größten Todesverachtung und der unbedingtesten Hingebung an meine Befehle, gegen weit überlegene republikanische Schaaren geschlagen hatten. Durch Flüchtlinge erfuhr ich, daß jenseits der Loire, nur

zwei Stunden vom Flusse entfernt, eine glänzende Unternehmung zu machen und ein großer feindlicher Transport mit verhältnißmäßig sehr geringer Gefahr aufzuheben sein würde. Mit so rührender Anhänglichkeit meine Leute auch sonst an mich hingen, so sehr ich bat, drohte und zuletzt tobte, Alles war vergeblich; kaum 60 Mann, und von diesen waren über die Hälfte geborene Bretagner, konnte ich dazu bewegen, mir über die Loire zu folgen. Es glückte mir trotz dieser geringen Kräfte, den feindlichen Transport aufzuheben und reiche Beute zu machen, mit der ich zwei Tage darauf wieder in die Vendée zurückkehrte. Auch jetzt bereuten die Bauern nicht, daß sie uns nicht gefolgt waren. Ein alter Bauer sagte bei dieser Gelegenheit zu mir: „Herr Marquis, wir sind wie die Eichbäume auf unseren Feldern. Will man die auf anderen Boden bringen, so taugen sie auch nichts und gehen zu Grunde, sonst können sie aber schon einen gehörigen Sturmwind vertragen und brechen doch nicht."

Der Schauplatz des eigentlichen Krieges war nicht sehr groß, und beschränkte sich wesentlich auf die sogenannte Bocage, die einen Theil von Poitou, Anjou und der Grafschaft Nantes bildet. Die Loire und das Meer, was hier flache, morastige Ufer hat,

begrenzen diese Bocage von zwei Seiten, die sich sonst bis gegen la Roche sur Yon, Thouars, Vihiers und Brissac erstreckt. Nach der jetzigen Eintheilung Frankreichs in Departements, in der ich mich aber niemals habe ganz zurecht finden können, gehört dieser Landstrich größtentheils zu den Departements der unteren Loire und der Maine und Loire.

Wie schon der Name Bocage sagt, ist die ganze Gegend hier sehr bewaldet, wenn auch große Forste nur selten sind. Alle Felder und Wege sind mit Hecken bewachsen und einzelne Bäume und Büsche stehen überall umher und erleichtern den Landesbewohnern ungemein den kleinen Krieg. Die Gegend ist durchweg fast — außer an der Meeresküste — hügelig und die Wege sind größtentheils enge Hohlwege, die nur mit schmalen Bauerkarren befahren werden können. Nur zwei große Straßen, die eine von Nantes nach Rochelle, die andere von Tours nach Bordeaux, durchschnitten damals das Land und auf ihnen allein konnten Truppencolonnen mit Geschütz und Munitionskarren sich bewegen. Große Städte oder stark bewohnte Dörfer giebt es hier nicht. Die meisten Bewohner leben in einsamen Gehöften zwischen den Hecken und Büschen auf den Feldern. Die Viehzucht bildete nebst Ackerbau ihre Hauptbeschäftigung. Auch

der Landadel, obgleich alt und sehr zahlreich, war damals im Allgemeinen nicht reich, ja kaum wohlhabend, hatte stets die Einfachheit der Sitten bewahrt und Luxus und Schwelgerei von seinen Wohnungen — Schlösser gab es nicht viele — ferngehalten. Einen Theil des Grund und Bodens bewirthschaftete der Adel selbst, einen anderen Theil hatte er aber an die Bauern wieder vererbpachtet. Das Pachtverhältniß war in der Regel der Art, daß der Pächter dem Verpächter die Hälfte des Reinertrages als Pachtzins abgeben mußte. Es lag in dieser ganzen Einrichtung etwas ungemein Patriarchalisches; der Adel hatte großen Einfluß auf die ganze Landbevölkerung, und Streitigkeiten kamen fast niemals vor. Es beruhte fast Alles hier auf Herkommen und Treu und Glauben, und schriftliche Pachtcontracte wurden fast niemals ausgefertigt. Der Meier kam alljährlich zu dem Grundherrn und sagte: „Mein Herr, ich habe so und so viel Kälber, Schafe, Schweine, Gänse u. s. w. gezogen, so viel Getreide ist mir aus der Wirthschaft übrig geblieben, die Hälfte davon gehört Ihnen, hier bringe ich sie.“ Es fiel dem Bauer weder ein, den Grundherrn betrügen zu wollen, denn er wäre von allen Nachbaren dann tief verachtet worden, noch dem Edelmann, Zweifel in die Wahrheit dieser Angabe zu

setzen. Baares Geld kam bei solchem Verkehr selten vor, und obgleich dieser ganze Landstrich gar keine armen Menschen hatte, fand man doch äußerst wenig baares Geld in allen Häusern. Die gewonnenen Produkte wurden von reisenden Händlern, die auf kleinen Karren das Land durchzogen, den Bauern gegen solche Waaren, die sie für ihren einfachen Haushalt bedurften, im Tausch abgenommen. Es haben mir selbst ganz wohlhabende Bauern gesagt, es seien mitunter 2 bis 3 Jahre vergangen, ohne daß sie auch nur ein einziges Geldstück im Hause gehabt hätten, da der ganze Handel tauschweise gemacht würde. Selbst der Landadel vertauschte häufig den Überschuß seines Viehes, Holzes, Getreides u. s. w. an die Händler in Nantes oder Rochelle gegen Wein, Gewürz, Kleidungsstücke und derartige Luxussachen. Die meisten Lebensmittel, die man in den adeligen Häusern, die ungemein gastfrei waren, verzehrte, als Fleisch, Wild, Geflügel, Getreide, Milch, Butter, Fische u. s. w., wurden dem eigenen Grund und Boden abgewonnen. Die Nachbaren halfen sich dabei tauschweise aus. So entsinne ich mich, daß ein Herr v. Richeteau, der große Jagden besaß, contractlich mit seinem Nachbaren, dem Baron Bejarry ausgemacht hatte, ihm alljährlich 8 Wildschweine, 6 Rehe und 40 Hasen zu

liefern; er erhielt dafür von den Sümpfen des Letzteren 80 wilde Enten, 200 Pfund Fische und so und so viel Krebse. Dieser Contract hat mehrere Jahre zur beiderseitigen Zufriedenheit bestanden.

Da die Bocage sehr reich an Wild war, so gingen sowohl die Edelleute, wie auch die meisten Bauern häufig auf die Jagd, und so befanden sich stets eine Menge tüchtiger Schützen in unseren Schaaren. Gerade dieser Umstand brachte uns in allen Gefechten stets den größten Vortheil und ihm ist es wesentlich zuzuschreiben, daß wir so weit geringere Verluste als unsere Feinde hatten. Unsere Leute waren geborene Tirailleure, und wir pirschten den republikanischen Schaaren gar viele Officiere fort, ohne daß sie uns mit ihrem schlechten Schießen namhafte Verluste zufügen konnten. Wurden wir von der allzu großen Übermacht geschlagen, so sprangen wir über Hecken und Büsche, und da wir alle Schleich- und Hohlwege der Landschaft genau kannten, so waren wir im Augenblick verschwunden, bevor unsere Sieger recht an eine ernsthafte Verfolgung denken konnten. Es war nur Schade, daß unsere Bauern aus einer gewissen abergläubischen Furcht vor den bösen Geistern sehr schwer zu nächtlichen Expeditionen bewegt werden konnten; wir hätten sonst den Feinden häufig noch

ungleich größeren Schaden zuzufügen vermocht. Wenn ich zu einer Expedition bei Tage Freiwillige aufforderte, fanden sich stets genug derselben; sollte es aber bei Nacht sein, so war die Theilnahme dazu ungleich geringer.

Eine wahre Religiosität herrschte durchweg bei allen Bewohnern der Vendée, gleichviel welchem Stande oder Geschlechte sie angehörten, und die Geistlichen genossen überall das größte Ansehen. Unter diesen Geistlichen befanden sich übrigens manche jüngere Söhne des Landadels, die dann eine vermehrte Autorität hatten. — Fast alle unsere Bauern trugen „geweihte Herzen" auf ihren Röcken und einen Rosenkranz hatte auch Jeder von uns Führern bei sich. Vor jedem Gefecht fielen wir Alle auf die Knie und erflehten den Segen des Herrn aller Heerschaaren für unsere That, wie wir denn auch gewiß keine Gelegenheit versäumten, die Messe zu hören und zu beichten. Letzteres geschah von Schwerverwundeten häufig mitten im heftigsten feindlichen Kugelregen, und es fanden sich stets edelmüthige Geistliche bei uns, welche freudigen Sinnes der augenblicklichen Todesgefahr Trotz boten, um so dem Sterbenden den letzten Trost zu bringen. Mir ist ein Fall bekannt, daß ein alter ehrwürdiger Pater von einer republikanischen Kugel mitten durch das

Herz geschossen wurde, in demselben Augenblicke, als er einem Schwerverwundeten den Segen der Kirche ertheilte. Wunderbarer Weise genas dieser Verwundete von seinen schweren Verletzungen gänzlich und konnte schon nach wenigen Wochen wieder als rüstiger Streiter in unsere Schaaren eintreten, obgleich Alle anfänglich geglaubt hatten, daß er die nächste Stunde nicht mehr erleben werde.

Da ich fast den ganzen Vendéekrieg mitfocht, und bei sehr vielen Treffen thätig gewesen bin, so glaube ich, daß diese meine allgemeinen Bemerkungen hier wohl begründet sind. Glichen alle Franzosen diesen so eben geschilderten braven, ehrlichen und gottesfürchtigen Vendéern, dann hätten sie wahrlich gerechte Ursache, sich für das erste Volk Europa's zu halten. — Doch es muß Gottes Wille sein, daß in Frankreich die Licht= wie Schattenseiten besonders scharf hervortreten sollen, und so gab er dem Lande neben einer Vendée und Bretagne, auch ein Paris, diese Pestbeule Europa's, aus der allein fast alles Unheil, was unseren Welttheil in den letzten 80 Jahren bedrohte, hervorgegangen ist.

Als ich mit meinen Bretagnern im April 1793 in die Vendée kam, schloß ich mich sogleich freiwillig der Schaar an, welche Herr v. Bonchamp befehligte.

Dieselbe umfaßte größtentheils Bauern aus den Kirchspielen in der Nähe von Anjou, wie sich denn die einzelnen Schaaren meistens aus bestimmten Kirchspielen, die überhaupt in der ganzen Vendée von großer Bedeutung sind, zusammenfanden. Bonchamp, ein Mann im kräftigsten Alter, hatte in seiner Jugend als Officier auf der Flotte des berühmten Admirals Suffren in Ostindien Kriegsdienste gethan, sich dann aber gleich meinem Vater auf das Land zurückgezogen und den friedlichen Beschäftigungen der Landwirthschaft mit großem Eifer obgelegen. Er war früher wiederholt mehrere Tage auf unserem Schlosse zum Besuch gewesen, kannte mich daher sehr gut persönlich und nahm mich jetzt mit besonderer Freundlichkeit auf. Durch wahre Herzlichkeit suchte er die furchtbaren Verluste, die ich in letzter Zeit erlitten hatte, wieder etwas zu lindern und ich betrachtete ihn zuletzt fast als meinen Vater und gewöhnte mich, nichts Wichtiges zu beginnen, ohne vorher wenn irgend möglich, seinen wohlmeinenden Rath darüber eingeholt zu haben. Leider warfen die vielen Wunden, die er erhielt, ihn sehr häufig auf das Schmerzenslager; Bonchamp ward, da er sich stets den feindlichen Kugeln sehr aussetzte, ganz auffallend häufig von denselben getroffen und erhielt während dieses Kampfes in der Vendée

gewiß 5 bis 6 mehr oder minder bedeutende Wunden. Er hatte aber eine wunderbar kräftige Gesundheit, obgleich er äußerlich gar nicht so besonders stark aussah und seine durch keinerlei Ausschweifungen geschwächte Natur riß ihn immer wieder vom Krankenlager in die Höhe.

Unter den Männern meines Alters, die ich jetzt kennen lernte, schloß ich mich bald besonders an Heinrich de la Rochejacquelin an, der sich später einen so bekannten Ruf erwarb. In meinen Augen und gewiß bei den meisten, die ihn kannten, ist er stets das Ideal eines jungen Edelmannes gewesen und ich bedauere von ganzem Herzen, daß die Zahl der Söhne unserer alten Französischen Adelsgeschlechter, die solchem Vorbilde nachzuahmen streben, leider von Jahr zu Jahr immer geringer zu werden scheint. Heinrich de la Rochejacquelin war in allen ritterlichen Leibesübungen ein wahrer Meister und dabei von einem glänzenden Muthe, der mitunter sogar in eine nicht immer zu rechtfertigende Tollkühnheit ausartete, beseelt. Wenn die feindlichen Schüsse knatterten, das „vive la republique!" unserer Gegner ertönte und er Aussicht hatte, für seinen König und seine gefährdete Religion das Schwert im Kampfe schwingen zu können, dann blitzte sein Auge förmlich, seine Wangen erglüh-

ten vor Lust und sein freudiges „**en avant mes amis! — Vive le roi!**“, womit er die Bauern gegen die Feinde führte, hatte einen wahrhaft begeisternden Klang. Er, der gutmüthigste aller Menschen, der ohne Weiteres mitten in der glänzendsten Cavalcade vom Pferde sprang, um ein zufällig in der Nähe auf die Nase gefallenes Bettlerkind wieder aufzuheben, konnte im Gefecht mit der grimmigen Wuth eines bedrängten Löwen um sich schlagen. War der Streit beendet, so trat seine Gutmüthigkeit aber sogleich wieder in ihr volles Recht. So bitter er auch unsere republikanischen Feinde haßte, und täglich Gott um den Untergang der Republik bat, so litt er doch niemals, daß gefangene Republikaner gemißhandelt oder sogar ohne Weiteres zusammengehauen wurden, wie dies leider mitunter von den arg erbitterten Bauern geschah. Wiederholt habe ich gesehen, daß Heinrich de la Rochejacquelin verwundete Republikaner mit dem letzten Tropfen aus seiner Feldflasche erquickte, oder sich rücksichtslos unter die aufgeregten Bauern fremder Kirchspiele, die ihn persönlich gar nicht kannten, warf und solche mit der flachen Klinge zurückscheuchte, wenn sie Gefangene niedermetzeln wollten.

Gerade seiner Milde gegen die Gefangenen wegen kam mein edler Freund häufig in Streit mit dem zwar

kriegstüchtigen und zuverlässigen, aber dabei rohen und brutalen Stofflet, einem geborenen Elsasser, und dem heftigen und fanatischen Baron Marigny, der gern alle Gefangene ohne Weiteres aufknüpfen lassen wollte. Sonst war er der versöhnlichste, und soweit dies nicht gegen seine Principien verstieß, nachgebendste Mensch, fern von jeder persönlichen Eitelkeit oder gar Anmaßung. Seine Bescheidenheit war sogar häufig zu groß und verhinderte ihn oft, seinen hohen persönlichen Werth zu der verdienten Anerkennung zu bringen. Für sich selbst verlangte er nichts, er wollte nur, in so weit dies in seinen Kräften stand, dazu beitragen, um Frankreich wieder frei, glücklich und seinem legitimen Fürsten von Gottes Gnaden zurückgegeben, zu machen. Das Leben eines einfachen Landedelmannes, der seine Felder sorgsam bebaut und seinen Gutsinsassen überall mit Rath und That zu helfen bereit ist, war nach wiederhergestelltem Frieden das Ziel seiner Wünsche. Das glänzende Leben eines Hofmannes liebte er nicht im Mindesten, und rauschende und prunkende Feste waren ihm im höchsten Grade unangenehm, obgleich er, wenn es so sein mußte, auch in der äußeren Repräsentation ein Musterbild war. Gegen Damen zeigte er damals stets eine gewisse jungfräuliche Schüchternheit, verehrte aber

die Edleren ihres Geschlechts mit wahrhaftem Rittersinn, obgleich er sich im Allgemeinen mehr von den Damengesellschaften fernhielt, als sie gerade aufsuchte. Allen seinen Freunden war er ein wahrer, der höchsten Aufopferung fähiger Freund und stets bereit, sie mit Rath und That, so viel in seinen Kräften stand, zu unterstützen. Unbekannten gegenüber zeigte er eine gewisse Abgeschlossenheit und liebte es nicht, wenn sie sich gleich mit großer Vertraulichkeit ihm nähern wollten, wie ihn denn auch jede Roheit sowohl im Äußeren wie Inneren eines Menschen ungemein abstieß. Er stand sich deshalb niemals gut mit dem bekannten Stofflet, obgleich er die vielfachen Verdienste dieses Mannes für unsere Sache stets bereitwillig anerkannte, hegte aber für Cathelineau, wenn dies auch nur ein gewöhnlicher Frachtfuhrmann gewesen war, die größte Verehrung. Eine tiefe Religiosität bildete zugleich einen Grundzug des Charakters meines Freundes und verläugnete sich in keiner Handlung seines Lebens. Ein großer Feldherr war er eigentlich meiner Ansicht nach nicht, und bedeutende strategische Fähigkeiten mangelten ihm. Er ließ sich hierzu schon zu sehr von der Gewalt des Augenblickes hinreißen und folgte im Gefechte seiner eigenen feurigen Kampfeslust mehr, als sich dies für einen commandirenden Ge-

neral immer paßte. Recht durchdachte, für längere Zeit berechnete Pläne hat er niemals ausgearbeitet, und um eine für unsere Operationen so wünschenswerthe größere Einheit herzustellen, eignete sich seine Persönlichkeit nicht sonderlich. Er war zu milde, zu bescheiden dazu und verstand es nicht, den anderen Heerführern, besonders Stofflet und dem zwar braven und anständigen, aber etwas beschränkten und eitlen Herrn v. Elbée, der eine Hauptschaar befehligte, den nöthigen Respekt einzuflößen. Dem ganzen Kriege in der Vendée hat Heinrich de la Rochejacquelin jedoch unermeßlichen Nutzen gebracht, und mit vollem Recht den ehrenvollen Ruf, der ihm bei allen wahren Legitimisten bis auf die fernsten Zeiten bleiben wird, sich verdient. Die Bauern aus den großen Kirchspielen um Chatillon herum, die er stets befehligte, liebten ihn wirklich mit einer Art abgöttischen Verehrung und folgten ihrem Führer blindlings in jede Gefahr. Es ist wiederholt vorgekommen, daß schlichte Bauern ohne Weiteres ihr Leben aufopferten, wenn sie ihren „Marquis", wie sie ihn kurzweg nannten, dadurch aus einer drohenden Gefahr befreien konnten.

Mir war der Genannte immer ein wahrer Freund, in dessen trauter Gesellschaft ich viele, mir stets unvergeßlich gebliebene Stunden verlebt habe.

Am 5. Mai hatte ich bei Thouars zuerst die so lang gewünschte Aussicht, mit den Schaaren der Königsmörder in blutigem Kampfe zusammen zu kommen. Mir pochte das Herz förmlich vor freudiger Erwartung und die ganze Nacht vorher konnte ich kaum schlafen, aus Sorge, daß die Republikaner Thouars verlassen und uns so die Gelegenheit zum Kampfe abschneiden würden. Dank sei es aber der Energie des republikanischen Generals Quetineau, der das gegenüberstehende feindliche Corps befehligte, es kam zu einem mehrstündigen recht blutigen Kampfe.

Wir wollten in der grauenden Morgendämmerung Thouars von vier verschiedenen Seiten zugleich angreifen, denn es hatten sich jetzt alle einzelnen Schaaren der Vendéer zu diesem wichtigen Unternehmen vereint. Die kleine Stadt selbst, die auf einer Anhöhe liegt, wird von einem Fluße fast ringsumher umschlossen und gewährt somit für eine kräftige Vertheidigung viele natürliche Hülfsmittel. Daß eine solche aber statt finden würde, war nicht zu bezweifeln, denn der hier commandirende republikanische General Quetineau war wegen seines Muthes bekannt und befehligte 5000 Mann Truppen, größtentheils aus Bataillonen der Nationalgarde der benachbarten Provinzen bestehend. Wie wir erfahren hatten, waren die Thore der Stadt

alle verrammelt und in dem Innern der Straßen Barrikaden aufgeworfen und so konnten wir uns denn schon auf einen blutigen Kampf gefaßt machen.

Ich gehörte zu der Schaar, die Bonchamp befehligte und wir sollten der allgemeinen Bestimmung nach eine Brücke, die unterhalb Thouars über den Fluß Thué führt, erstürmen. Unter meinem speciellen Befehl standen an 40 kräftige und muthige, leider aber theilweise nur ziemlich mangelhaft bewaffnete Bauerburschen, die größtentheils aus der Bretagne wegen der Conscription zum Militairdienst geflohen waren. Die Vendéer selbst gehorchten nicht gerne fremden Führern, die nicht aus ihrer Provinz gebürtig waren, sobald sie solche nicht schon länger gekannt und geprüft hatten. War dies erst geschehen und hatten sie einmal unbedingtes Vertrauen zu einem Fremden gefaßt, dann folgten sie einem solchen mit ehrlicher Treue, wie den Befehlen ihrer einheimischen Edelleute. Mein treuer Pierre focht auch an diesem Tage wieder mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit an meiner Seite.

Bevor wir mit frischem Muthe in den Kampf zogen, lasen einige fromme Priester die Messe und wir warfen uns auf die Knie, um ein inbrünstiges Gebet zu verrichten.

Wie es in der Vendée bei größeren Kämpfen, an denen mehrere Heerführer mit ihren Schaaren gemeinsam wirkten, leider nur zu oft zu gehen pflegte, so war es auch am heutigen Morgen vor Thouars wieder der Fall; es fehlte die Einheit der Operation, das gemeinsame Zusammenwirken auf die Minute. Zwar war am Abend vorher ein bestimmter Operationsplan von allen Führern verabredet worden, jetzt aber bei der Ausführung haperte es hie und da, und nichts griff recht in einander. Bedenke man nur, daß wir keinen unbedingt anerkannten Oberanführer, keinen Generalstab, keine Adjutanten, sondern nur undisciplinirte Bauerschaaren hatten, die vielfach von des Krieges ebenfalls noch unkundigen Edelleuten oder Förstern befehligt wurden. Der gute Wille allein konnte hier nicht immer das viele Mangelhafte ersetzen. Glücklicher Weise herrschte bei den uns gegenüberstehenden republikanischen Schaaren auch ungemein viel Unordnung und Jeder wollte lieber befehlen, als gehorchen; sonst wäre es uns sowohl jetzt bei Thouars, als auch bei manchen anderen Gelegenheiten, nur äußerst schlecht ergangen, und aller Muth hätte uns nicht viel geholfen.

Die ersten drei Stunden, als wir am Morgen des 5. Mai angriffen, ging es gar nicht von der Stelle.

Auch unsere Bauern, die noch nie im feindlichen Kanonenfeuer gewesen waren, wollten anfänglich nicht recht auf das freie Feld heraus und die republikanischen Batterien erstürmen. Sie begnügten sich, hinter den Büschen liegen zu bleiben und aus viel zu großer Entfernung ein fast gänzlich unschädliches Flintenfeuer gegen die Feinde zu unterhalten und dadurch ihre ohnehin nur sehr knappe Munition nutzlos zu verpuffen. Auch die Feinde schossen mit ihren Kanonen sehr schlecht und obgleich es daher von allen Seiten knallte und knallte, als ob die größte Schlacht geschlagen würde, gab es doch nur geringe Verluste. Dabei herrschte bei uns eine große Unordnung und Niemand wußte recht, wer zu befehlen oder zu gehorchen habe.

Ich kann nicht läugnen, dieser unkräftige Anfang des Gefechts, der so schlecht zu meiner feurigen Kampfeslust paßte, schmerzte mich tief und meine Hoffnungen wurden ungemein herabgestimmt. Auch Bonchamp war wüthend, daß es nicht besser vorwärts ginge und setzte sich absichtlich dem stärksten feindlichen Feuer aus, um unseren Bauern zu zeigen, daß die Kanonen größeren Lärm, als gerade Schaden anrichteten. Mit ihrer bedächtigen Vendéernatur fingen unsere Leute allmählich an, dies nach und nach immer mehr einzusehen, und somit größeres Vertrauen zu sich zu ge-

winnen. So rückten wir denn endlich zum Sturm vor, nachdem an 4 Stunden ziemlich nutzlos gutes Pulver verschossen war. Wir Edelleute waren die ersten und baten, ermahnten und drohten unseren Bauern so sehr, daß sie uns ziemlich entschlossen nachfolgten, und es nun auch nicht weiter achteten, wenn bald viele von ihnen zusammenstürzten. Je mehr wir nun so recht in den Kampf kamen, desto besser fochten unsere Bauern, deren anfänglich ruhiges Blut jetzt immer wärmer und wärmer ward. Ich stürzte mit meinen Bretagnern in den Fluß und griff die von den Feinden aufgeworfenen und kräftig vertheidigten Verschanzungen von der Seite an, während Bonchamp von vorne vordrang. Bald kam es zum Handgemenge, Mann gegen Mann, und dies war unseren Bauern ungleich lieber, als das ungewohnte betäubende Kanonengedonner. Zwei Bataillone Nationalgarde vertheidigten die Verschanzungen mit ungleich größerem Muthe, als Geschicklichkeit. Munition war auf beiden Seiten nicht viel mehr vorhanden und so wurde größtentheils nur mit den blanken Waffen gegen einander gekämpft. Mir war jetzt so recht im Kampfesgewühl wieder unendlich wohl, ein früher nie gefühlter Durst nach Rache beseelte mich, und ich vergaß ganz den tiefen Kummer, der mein Herz belastete.

Ein riesiger Nationalgarden-Officier, ein Kerl mit einem so recht gemeinen Gesicht, eine rothe Jakobinermütze mit mächtiger dreifarbiger Kokarde auf dem struppigen Haar, sprang mit einem wilden Fluch auf mich los. Die schlechte Klinge meines Degens zersplitterte an seinem breiten Säbel und als er zu einem zweiten Hiebe ausholen wollte, war ich ihm wehrlos gegenüber. Mit schnellem Entschluß sprang ich wie eine Katze auf ihn zu und bevor sein Hieb mich getroffen hatte, stieß ich den Stumpf meiner Degenklinge mit voller Kraft ihm in den weit geöffneten Mund. Er taumelte sogleich zurück, ein Strom dicken Blutes stürzte nach, und sein Hieb traf mich so machtlos, daß der dicke Bretagnische Fischerrock, den ich trug, nicht davon durchhauen wurde.

Das Handgemenge währte übrigens noch eine geraume Zeit fort, die republikanischen Nationalgardisten vertheidigten sich mit der äußersten Entschlossenheit und die Leichen der meisten von ihnen bedeckten den Boden, bis wir zum sicheren Besitz der Brücke und der Verschanzungen davor gelangten. Auch wir hatten bedeutende Verluste, jedoch, wie dies bei einem Handgemenge mit blanken Waffen fast immer der Fall sein wird, mehr an Verwundeten wie an Todten. So ein derbknöchiger Vendéer und Bretagner Bauer kann

aber schon einen guten Puff vertragen, bevor er ganz von den Füßen kommt.

Während wir auf dieser einen Seite nun siegreich vordrangen, hatten sich Larochejacquelin und Lescure mit ihren Schaaren ebenfalls der anderen Zugänge zur Stadt bemächtigt, obgleich auch bei ihnen die Bauern anfänglich sehr lau im Vordringen gewesen waren. Die glänzende Tapferkeit des Erstgenannten, der sich stundenlang ganz schutzlos dem feindlichen Feuer preisgab, ermunterte endlich die zaudernden Bauern zum Nachfolgen.

Vor der Stadt standen wir nun wohl, aber noch nicht in ihr und eine hohe Steinmauer, die noch aus alten Zeiten herrührte, und wohlverrammelte Thore, hemmten unser weiteres Vordringen. Dazu hatten wir weder Sturmleitern, Äxte oder sonstige Geräthschaften, die Mauern zu zertrümmern oder die Thore zu erbrechen. Der tollkühne Muth Larochejacquelin's wußte auch hier wieder Rath zu schaffen. Er kletterte auf die Schultern eines großen und stämmigen Bauerburschen, so daß er auf diese Weise die Höhe der Mauer erreichen konnte. Zuerst that er mit hinaufgereichten Flinten einige wohlgezielte Schüsse, um die nächsten Feinde einzuschüchtern, dann sprang er ohne Weiteres von der Höhe der Mauer in die feind-

liche Stadt hinein. Ihren geliebten Führer wollten seine Bauern nicht in Stich lassen, und **10** bis **12** kühne Burschen aus dem Kirchspiel Courlay, die besonders an ihm hingen, kletterten ebenfalls auf die Schultern der Anderen und sprangen nun, die Flinten in der Hand, nach. Dieser kleinen Schaar gelang es, sich des einen Thores zu bemächtigen und solches von Innen zu öffnen, so daß auf dieser Seite der Eingang zur Stadt frei wurde.

Wir Übrigen kämpften inzwischen auf der anderen Seite und umzingelten immer enger den ganzen Ort. Dem republikanischen General Quetineau blieb nun nichts Anderes übrig, als um eine Capitulation zu bitten, die ihm gegen Übergabe der Stadt und freien Abzug seiner Truppen, insoweit solche bisher noch nicht in unsere Gefangenschaft gerathen waren, auch bewilligt wurde. Elbée, der eigentlich dem Namen nach den Oberbefehl über unser gesammtes Heer führte, schloß diese im Ganzen für die Republikaner noch sehr günstige Capitulation ab. Er wollte es nicht zu einem erbitterten Straßen- und Häuserkampf kommen lassen, der nicht allein uns selbst noch große Verluste zugefügt, sondern auch die Sicherheit von ganz Thouars arg gefährdet hätte; daher gewährte er den eingeschlossenen Republikanern, die wohl noch an **4000** Mann

stark sein mochten, diesen freien Abzug. — Sowohl der rohe Stofflet, wie auch Baron Marigny, die Beide stets viel Blut vergießen wollten, murrten über diese Milde des Obergenerals und es kam am Abend noch zu einem heftigen Streit zwischen ihnen. Da aber Larochejacquelin, Lescure, Bonchamp und mehrere andere Anführer sich auf Seite Elbée's stellten, so mußten Erstere schon nachgeben. Die eingeschlossene Besatzung marschirte am anderen Morgen mit Wehr und Waffen frei aus und war auch nicht der mindesten Beleidigung ausgesetzt.

Das Erste was wir thaten, als wir in das eroberte Thouars einrückten, war, in die geöffneten Kirchen zu eilen und Gott dem Herrn für den Sieg, den seine Gnade so eben unseren Waffen wieder verliehen hatte, inbrünstig zu danken. Es war die Einnahme dieser befestigten Stadt für uns von sehr großer Bedeutung, denn es fielen nicht allein namhafte Vorräthe an Waffen aller Art in die Gewalt unserer Soldaten, welche solche vortrefflich gebrauchen konnten, sondern das Selbstvertrauen der Bauern ward dadurch ungemein erhöht. Dies war aber für uns von der allergrößten Wichtigkeit und verschaffte unserer gerechten Sache viele neue Anhänger. Leider wurde der Sieg nur nicht mit der gehörigen Energie

verfolgt und anstatt die erste Verwirrung der Republikaner kräftig zu benutzen und mit der größten Entschiedenheit sogleich vorzurücken, blieben wir einige Tage nutzlos in dem eroberten Thouars stehen. Unsere verschiedenen Anführer waren, wie häufig der Fall, auf's Neue uneinig über das, was geschehen sollte und unsere Bauern liefen größtentheils wieder davon, um ihren Frauen und Kindern in den heimathlichen Dörfern von dem erfochtenen Siege zu erzählen. Es fehlte uns ein kräftiger Obergeneral, dessen Ansehen hingereicht hätte, die verschiedenen Unteranführer zu gemeinsamen Maßregeln zu bewegen. Wenn nur einer der Prinzen des Königlichen Hauses, wo möglich Seine Königliche Hoheit der Graf von Provence, sich in unserer Mitte befunden hätte, oder sonst doch der Prinz von Condé, das Ganze wäre dann gleich viel besser geworden.

Hier in dem eroberten Thouars machte ich auch zuerst die Bekanntschaft von Cathelineau, der einer der Hauptanführer der Vendéer Bauern war und sich mit Recht einen so gefeierten Namen in diesem Kriege erwarb. Er war früher nur ein einfacher Frachtfuhrmann in dem Dorfe Pin-en-Mauge gewesen; aber ich habe wenige Männer in meinem vielbewegten Leben kennen gelernt, für die ich gleich vom ersten Au-

genblick an eine so große Zuneigung empfand. Dieser Bauer von einfachen Sitten, unkundig der Gebräuche der vornehmen Welt, unwissend in allen Kenntnissen, denn er konnte nur mit Mühe schreiben, und nicht hübsch von Aussehen, hatte große Herzensgüte, sehr vielen natürlichen Verstand, eine wahre, ungeheuchelte Frömmigkeit und eine ungemein anspruchslose Bescheidenheit. Nur seine unbegrenzte Anhänglichkeit an seine Religion und seinen legitimen König zog ihn in diesen Kampf und bewog ihn, Gut und Blut immer von Neuem wieder zu opfern und niemals zu verzweifeln. Cathelineau wäre nach Beendigung des Krieges ohne Murren wieder ein gewöhnlicher Fuhrmann geworden und hätte keine weitere Belohnung verlangt, als daß sein König ihm für das, was er gethan, seine Zufriedenheit ausgesprochen hätte. Obgleich nur ein Fuhrmann, war er in seinen Sitten so bescheiden und in seinem Betragen so anständig, daß man ihn ohne Bedenken in die vornehmste Damengesellschaft einführen und völlig sicher dabei sein konnte, daß er kein rohes Wort sprach oder nur eine plumpe Bewegung machte. Wo er auch war, seine natürliche Anständigkeit zeigte sich stets auf das Vortheilhafteste und seine Bescheidenheit verläugnete sich nie. Unsere vornehmen Damen mochten ihn da-

her auch ungemein gern und besonders die junge und schöne Frau v. Lescure, so verwöhnt sie auch sonst war und so großen Werth sie auf aristokratische Formen legte, ließ die elegantesten jungen Edelleute, die sie umschwärmten, unbeachtet, wenn sie mit „ihrem lieben Fuhrmann“, wie sie ihn stets nannte, plaudern konnte. Oft Stunden lang plauderten beide ganz vertraulich mit einander. Diesen plumpen, breitschulterigen Vendéer Bauer, mit seinem offenen, ehrlichen, von Wind und Wetter gerötheten Gesicht und den derben, von Arbeit gehärteten Fäusten, und dann wieder die zierliche, durch und durch elegante Hofdame, die bis dahin fast nur im Schlosse von Versailles gelebt hatte, am Heerdfeuer einer Bauernhütte sitzend und vertraulich plaudernd zu sehen, bildete dann einen Contrast, wie er nicht größer gefunden werden konnte. Mit wahrer ritterlicher Aufmerksamkeit für ihre kleinen Wünsche, soweit er solche irgendwie nur erfüllen konnte, lohnte Cathelineau stets die vielen Beweise dieses aufrichtigen Wohlwollens, welches unsere vornehmen Damen ihm bei jeder Gelegenheit zeigten.

Wenn auch ohne die mindesten Kenntnisse, denn vom vierzehnten Jahre an war er mit seinem Karren kreuz und quer in der ganzen Bocage umhergefahren, besaß Cathelineau doch ungemein große natürliche

Anlagen für die Strategie. Seine Pläne für die vorzunehmenden Operationen waren entschieden oft die besten, welche bei den Berathungen unserer Hauptführer gehört wurden und man konnte nur beklagen, daß seine allzu große Bescheidenheit ihn häufig verhinderte, solche kräftig zu vertreten. Hätten die Ansichten dieses seltenen Mannes sich immer der Annahme zu erfreuen gehabt, es wäre dies bei wiederholten Gelegenheiten ungleich besser für unsere Sache gewesen. Besonders zeichneten sich alle seine Pläne durch große Klarheit und richtigen Zusammenhang aus, und alle Operationen, die er vorschlug, griffen trefflich ineinander. Leider mangelte ihm nur die nöthige Rednergabe, um das, was er wollte, stets im Kriegsrathe gehörig zu entwickeln und so trug Elbée, obgleich er sonst lange nicht gleiche Fähigkeiten besaß, nur zu oft den Sieg davon und wir mußten uns seinen Anordnungen fügen. Manche frühere Officiere unter uns, die eine streng militairische Erziehung genossen hatten, fühlten sich beleidigt, von einem einfachen Frachtfuhrmann Operationen vorgeschrieben zu erhalten, oder gar seinen Anordnungen zu folgen und stimmten deshalb principienmäßig stets gegen ihn. — Einzelne Edelleute wollten die Vorrechte ihrer Geburt auch hier am unrechten Platze geltend machen, und

suchten häufig alle möglichen Ausflüchte hervor, um nicht unter Cathelineau's directem Befehl stehen zu müssen. Diese kleinliche Auffassung hat mich stets empört und ich habe bei verschiedenen Gelegenheiten solchen albernen Herren sehr bestimmt meine Meinung gesagt. Zu den Anhängern des Fuhrmanns gehörten vor Allen Larochejacquelin, der mit seinen lebhaften Gefühlen förmlich eine Begeisterung für ihn gefaßt hatte, dann auch Lescure, Bonchamp, Villeneuve und mehrere Andere; zu seinen Widersachern Elbée, Duhaux d'Hautrive, Marigny und vor allem auch Stofflet.

Einen besonderen Nutzen leistete uns Cathelineau auch dadurch, daß er die ganze Vendée und alle ihre Hülfsmittel, Wege, Sümpfe und Brücken am Genausten kannte. Einzelne Edelleute und Förster kannten wohl die Gegend der umliegenden Kirchspiele ihrer Heimath noch besser, aber einer solchen umfassenden Kenntniß des ganzen Landstriches, in dem wir kämpften, konnte sich Keiner rühmen. In dem Kopfe dieses Fuhrmanns war eine vollständige Landkarte der ganzen Vendée enthalten und seine einfachen Zeichnungen, die er bei verschiedenen Gelegenheiten mit der Kohle auf den Tisch hinwarf, zeigten sich immer als unbedingt richtig und zuverlässig. Schade,

daß dieser seltene Mann in seiner Jugend keinen Schulunterricht genossen hatte, er wäre sonst leicht einer der größten Feldherrn unserer Zeit geworden und hätte dem legitimen Königthum noch ungleich wichtigere Dienste zu leisten vermocht.

Die Bauern aus den Kirchspielen um du Pin-en-Mauges herum, die Cathelineau genau kannten, hatten eine ungemein große Verehrung für ihn, wollten unter keinen anderen Führern fechten und folgten unbedingt seinen Befehlen. Fremde Bauern dienten nicht gern unter ihm, denn sein Äußeres imponirte ihnen nicht genug. Es war überhaupt eigenthümlich, daß wir Edelleute stets ungleich leichteren Gehorsam bei den Bauern fanden, als die Anführer, die aus ihrer eigenen Mitte hervorgegangen waren. Diese standen ihnen in Sitten, Gewohnheiten und Kleidung zu nahe, und imponirten nicht genug, um stets Autorität zu haben. Es war oft, als schmeichle es der Eitelkeit der Bauern mehr, wenn sie sagen konnten, wir gehören zu dem Haufen des Herrn Marquis oder Barons so und so, als zu dem eines Fuhrmanns oder Försters. Freilich fanden auch Ausnahmen hiervon statt und wir haben stets Bauerführer gehabt, die sich durch ihre Eigenschaften schon das nöthige Ansehen zu erzwingen verstanden. Zu diesen gehörte besonders

auch Stofflet, dessen nähere Bekanntschaft ich jetzt ebenfalls in Thouars machte. Er war aus dem Elsaß gebürtig, früher Soldat, dann Leibjäger und zuletzt Förster bei dem Herrn v. Mauleonier gewesen. Kühnheit, Energie und geschickte Führung seiner Schaaren, die ihn mehr fürchteten als gerade liebten, lassen sich diesem Manne nicht absprechen und um die Sache des Königthums hat er sich in den Vendéekriegen unläugbar große Verdienste erworben. Mir selbst war der Verkehr mit ihm stets im höchsten Grade zuwider und ich habe jede Gelegenheit der näheren Berührung so viel als möglich vermieden. Er war roh in seinem Benehmen, plump in seiner Sprache, brutal in Allem und Jedem, was er that und ganz hierin das Gegentheil von Cathelineau. Gegen die Gefangenen war er grausam und viele der Niedermetzelungen, die besonders in der letzten Zeit des Kampfes von den erbitterten Bauern gegen die gefangenen Republikaner geschahen, sind Stofflet mit zuzuschreiben, der niemals den Rücksichten der Milde das mindeste Gehör zu schenken liebte. Ich habe mich über seine nutzlose Roheit oft wüthend geärgert, und mußte mich bezwingen, um aus Rücksicht auf die gemeinsame gute Sache, der wir Beide dienten, meinen gerechten Zorn zu verbergen.

Ob es lediglich nur lautere Begeisterung für das legitime Königthum war, was Stofflet so rücksichtslos in den Kampf trieb, oder ob nicht große persönliche Eitelkeit ihr gutes Theil daran hatte, will ich dahin gestellt sein lassen. Wie dem nun aber auch sein mochte, zur Ausführung rücksichtsloser Unternehmungen war er der geeignetste Mann und die verdiente Züchtigung einer republikanisch gesinnten Stadt zu leiten, verstand Niemand besser als er.

Nach unserer Einnahme von Thouars blieben wir einige Tage müssig, die wir zur schnelleren Verfolgung unseres Sieges hätten ungleich besser benutzen können. Obgleich in der Stadt sehr viele bekannte Republikaner wohnten, so geschahen von Seiten unserer Bauern doch nicht die mindesten Plünderungen oder sonstige Gewaltthätigkeiten. Nur Waffen, Munition, die nothwendigsten Lebensmittel, dann auch einige Pferde, die wir zu unseren Kriegszwecken bedurften, wurden genommen; sonst blieben alle Bewohner im ruhigen Besitz ihres Eigenthums. Die frommen Sitten der Vendéer Bauern zeigten sich bei dieser Gelegenheit wieder so recht im besten Lichte und die Kirchen wurden stets ungleich mehr besucht, als die Trinkstuben der Wirthshäuser. Betrunkene Vendéer habe ich fast in diesem ganzen Kriege niemals gesehen; wurden Unordnungen

begangen, so waren die Fremden, die bei uns dienten, gewöhnlich die Thäter derselben.

Nach der Einnahme von Thouars fielen nun noch mehrere, theils glückliche, theils für uns nicht sonderlich vortheilhafte Gefechte vor, denen ich aber persönlich nicht beiwohnte. Da ich früher in der Garde du Corps und später, im vorigen Jahre, in dem Emigranten-Corps auch zu Pferde gedient hatte, so glaubte Bonchamp, ich müsse nothwendiger Weise auch cavalleristische Kenntnisse besitzen, was aber der Wahrheit gemäß nur in sehr bescheidener Weise der Fall war. So erhielt ich den zwar ehrenvollen, aber mir eigentlich sehr zuwideren Auftrag, einen kleinen Reitertrupp zu bilden, an dem es bei unserer Schaar bisher gänzlich gefehlt hatte. Für den allgemeinen Gebrauch großer Cavalleriemassen eignet sich zwar das sehr durchschnittene Terrain der Vendée nicht im Mindesten und eigene Reitergefechte von irgend welcher Bedeutung sind während des ganzen Krieges niemals vorgekommen. Der gänzliche Mangel von Reitern zum Patrouillendienst, Verfolgung von Gefangenen und ähnlichen Zwecken, hatte der Schaar Bonchamp's aber bisher mannigfachen Nachtheil gebracht und es war zweckmäßig, daß man diesem Übelstand so gut es gehen wollte, abzuhelfen sich bestrebte. Ich konnte

daher hoffen, durch die Erfüllung meines Auftrags einigen Nutzen zu stiften, und unterzog mich daher demselben, trotz aller Unlust, mit dem größten Eifer. Auf dem Schlosse La Fonet schlug ich nun mein Hauptquartier auf und es glückte mir, innerhalb einiger Wochen einen Trupp von 80 bis 85 Reitern zusammenzubringen und so weit auszubilden, daß er wenigstens einigermaßen zu dem beabsichtigten Zweck gebraucht werden konnte. Freilich, an das Aussehen meiner Reiterei mußte man sich nicht kehren, denn für ein einigermaßen verwöhntes militairisches Auge war dasselbe gräßlich. Ich habe oft gedacht, was wohl der frühere Oberst unserer glänzenden Garde du Corps in Versailles bei unserem Anblick gesagt, und wie er den Ausspruch, daß wir jetzt in ganz Frankreich die wahrhaft königlichst gesinnteste Reiterei wären, aufgenommen haben würde. Auch so ein tüchtiges Preußisches oder Österreichisches Cavallerie-Regiment gewährte einen ganz anderen Anblick, als unser bunt zusammengesetzter Haufe.

Die vornehmsten, aber gerade nicht in jeder Hinsicht brauchbarsten Reiter meines kleinen Trupps waren 10 bis 11 junge Edelleute aus der Vendée selbst, zum Theil noch kaum 17 oder 18 Jahre alt. Sie ritten ihre sehr schnellen und tüchtigen Jagdpferde,

trugen gewöhnliche Jagdkleidung und waren mit leichten Jagdflinten und Schleppsäbeln, hie und da auch mit Pistolen bewaffnet. Wo es auf Schnelligkeit und Kühnheit ankam, waren diese jungen Männer stets ungemein brauchbar und wetteiferten förmlich unter einander in muthvollen Wagnissen, sonst waren sie oft etwas nachlässig im Dienst und hatten von streng militairischer Disciplin keinen rechten Begriff. Namentlich haßten sie Alles, was langweilig war, und auf Wache ziehen, oder 3 bis 4 Stunden lang ruhig auf einem Platze als Vedette halten, war ihnen ein Gräuel. Sie suchten sich solchen Dienstespflichten oft auf eine etwas leichtfertige Weise zu entziehen und da ich dies nicht duldete, so galt ich in ihren Augen oft als entsetzlicher Pedant, was mich natürlich nicht abhielt, Alles zu thun, was ich für meine Pflicht hielt. Alle diese jungen Männer, von denen übrigens fast zwei Dritttheile in dem Vendéekriege fielen, wären vortreffliche Soldaten geworden, wenn sie nur ein halbes Jahr in einem tüchtigen, regulären Regiment den Dienst von der Pike an hätten lernen können, denn der Kern in ihnen war sehr gut.

Den zweiten und eigentlich besten Theil meiner Leute bildeten 12 bis 15 ehemalige gediente Cavalleristen, unter denen sich auch mehrere frühere Gens-

d'armen befanden, die ihrer royalistischen Gesinnung wegen zu uns übergetreten waren. Sie ritten größtentheils erbeutete Gensd'armerie= und Dragonerpferde und waren mit Säbeln, Pistolen und Karabinern bewaffnet. Ihre Kleidung war ein buntes Allerlei aus früheren Uniformstücken, von denen man die Abzeichen abgetrennt hatte, und Bauertracht, welche ihnen theilweise ein sehr abenteuerliches Aussehen gab. Der Eine z. B. trug noch hohe Reiterstiefeln, dazu eine Bauerjacke und einen alten Dreimaster ohne Borde; der Andere einen Helm bei einer Jagdpikesche, der Dritte eine Husarenjacke, an der die Schnüre größtentheils fehlten, und lange Matrosenpantalons.

Den Rest meines Reitercorps bildeten freiwillige Bauerburschen, die man auf Pferde von der kleinen zottigen und häßlichen, aber dabei doch ausdauernden und schnellen Landesrace gesetzt hatte. Manche dieser Pferde hatten nur einfache Trensen mit Stricken statt der Zügel im Maul und Sättel ohne Bügel, oder auch nur aufgebundene Decken. So entsinne ich mich eines großen vierschrötigen Bauerkerls, der ein starkes, aber ganz kleines Pferdchen ritt, so daß seine langen Beine wirklich nur einige Zoll weit vom Boden entfernt waren. Consequent hatte er während des ganzen Krieges nur einen Steigbügel am Sattel

und ebenso nur einen alten verrosteten Rittersporn von riesiger Länge, an den Absatz seines einen Holzschuhes gebunden. Dazu trug er einen langen Speer und eine alte Pistole, die noch durch ein Radschloß abgefeuert wurde; war aber trotz dieses abenteuerlichen Aussehens ein braver Reiter, der immer, wenn es galt, mit der Erste im Gefecht sich zeigte. Die meisten dieser berittenen Bauerburschen führten anfänglich nur einfache Piken als Waffen, allmählich aber trugen sie auch erbeutete Säbel und Pistolen. Ihre Kleidung war die gewöhnliche der Vendéer Bauern und hatten einige keine andere Kopfbedeckungen, als ihre langen, starken Haare.

Eine ungemein komische Erscheinung, an die ich noch jetzt nicht ohne inneres Ergötzen zurückdenken kann, war Pierre Tromplong, der Trompeter meiner kleinen Schaar. Ein geborener Gascogner, hatte er anfänglich das mehr lärmende als gerade sehr anständige Gewerbe eines Trompeters und Bajazzo's bei einer wandernden Gauklertruppe getrieben, und war so auch in die Vendée verschlagen worden. Weil er nichts zu beißen und zu brechen hatte, nahm er jetzt Dienste als Trompeter in dieser Reiterschaar und ich glaube fast, daß die wohlgefüllten Speisekammern der Gutsbesitzerwohnungen, aus denen gar viele fette

Bissen seinem stets unersättlichen Magen zufielen, eben so vielen Einfluß, wie seine streng royalistische Gesinnung bei dieser Wahl ausübten. Sei dem nun, wie ihm wolle, als Trompeter war er sehr tüchtig und focht treu während des ganzen Krieges, wobei er mit der Zungengeläufigkeit eines echten Sohnes der Gascogne gewiß zehnmal an einem Tage seine streng legitimistische Gesinnung und seinen wüthenden Haß gegen die Republik betheuerte. Mehr aus Liebhaberei, als gerade aus Nothwendigkeit legte Pierre Tromplong während der ganzen Feldzüge sein buntes Harlequinskleid nicht ab, ritt auch stets eine dürre, langbeinige Schecke, der er Füße, Schweif und Mähne zinnoberroth gefärbt hatte, so daß er bei allen verschiedenen Schaaren der Bauern eine sehr bekannte und seiner steten guten Laune und vieler possenhaften Streiche wegen, auch beliebte Persönlichkeit war. Wo er sich nur sehen ließ, erregte er Lachen und seine Witze haben unseren Bauern manche vergnügten Stunden bereitet. Da gerade kein sehr feuriges Heldenblut in seinen Adern rollte, so suchte er sich durch die mannigfachsten und wirklich oft sehr komischen Pfiffe und Kniffe jeder Gelegenheit, in das feindliche Feuer zu kommen und sein theures Leben zu gefährden, möglichst zu entziehen, was ihm denn auch sehr häufig

glückte. War dies nicht der Fall und mußte er mit in das Gefecht — nun, so machte er gute Miene zum bösen Spiel und trieb dann auch im feindlichen Kugelregen seine Possenspiele fort.

Ich hatte nach Beendigung des Vendéekrieges Pierre Tromplong fast ganz aus dem Gedächtniß verloren, als ich ihn plötzlich bei der Belagerung von Tarragona als Trompeter eines Polnischen Lanciers-Regiments im Dienst von Napoleon Bonaparte in Begleitung eines Französischen Parlementairs, der in die Festung geschickt war, wiedersah. Mein alter Freund, der früher so sehr mit seiner legitimistischen Gesinnung geprahlt hatte, machte ein ganz verlegenes Gesicht, als er mir jetzt in der Uniform eines Soldaten Napoleon's vor die Augen trat und meinte, der Hunger habe ihn zu dem Eintritt in diese Dienste gezwungen. Ich glaubte dies gern und zürnte dem komischen Kauz wegen seines Fahnenwechsels auch nicht weiter. Hatten doch wahrlich ganz andere Männer, die keine äußere Noth des Lebens dazu zwang, als dieser halbverhungerte Trompeter, das geheiligte Banner der Bourbons jetzt verlassen und Napoleon ihre Dienste gewidmet.

Im Spätherbst 1815 traf ich meinen alten Bekannten in sehr trübseligen Verhältnissen auf dem Boule-

vard in Paris wieder, wo er als Ausrufer einer elenden Thierbude kümmerlich sein Leben fristete. Ich sah nur den früheren Vendéesoldaten, nicht den Trompeter des Corsen in ihm, verwandte mich für seine fernere Versorgung und es glückte mir, ihm die bequeme Anstellung als Paukenschläger bei einem Regimente der Königlichen Haustruppen zu verschaffen. Als solchen habe ich ihn noch mehrere Jahre gesehen und er wurde alljährlich fetter und behäbiger.

Pierre Tromplong war eine der sehr wenigen komischen Persönlichkeiten in unserer sonst so ernsten und den Ernst der Zeit richtig erfassenden Vendéerarmee, daher mir die Erinnerung an ihn so lebendig geblieben ist.

Wenn nun das Aussehen meines Reitertrupps, wie nicht zu läugnen war, einen etwas wilden und abenteuerlichen Anblick darbot, so sah ich als Führer auch gerade nicht sehr glänzend aus. Ein kurzer Jagdrock von leichtem hellgrauen Wollenzeug, ein schwarzer Lederhut, wie ihn die Matrosen tragen, mit der weißen Kokarde daran, weite Pantalons von grauer Leinewand und hohe Jagdkamaschen von Leder, bildeten meinen mehr bequemen, wie gerade hübschen oder gar militairischen Anzug. In meiner früheren glänzenden Garde du Corps-Uniform sah ich freilich anders aus!

Um den Leib trug ich ein breites rothes Tuch als Schärpe, in dem meine guten Pistolen steckten, dann einen großen geraden Ritterpallasch mit trefflicher Klinge, die gewiß schon über 300 Jahre in dem Besitz der Larochejacquelin'schen Familie gewesen war; endlich eine sehr sichere Jagdbüchse am Riemen über der Schulter. Mein Pferd war nicht schön, aber schnell und ausdauernd und paßte vollkommen für den Dienst, den ich von ihm verlangte. So war ich denn ganz genügend ausgerüstet! Da die arme Vendée keinen Überfluß an Tüchern und Waffen hatte, so war das Aussehen fast aller Bauernschaaren, wie auch der sie führenden Edelleute, mehr oder weniger dem so eben geschilderten gleich. Rothe Tücher trugen fast Alle um den Leib gewunden, da diese von alten Zeiten her stets viel in der Vendée von den Bauern getragen wurden und daher auch jetzt leicht zu bekommen waren. Unsere republikanischen Feinde nannten uns aus Haß nur immer kurzweg „les Brigands", um damit unser etwas abenteuerliches Aussehen höhnend zu verspotten. Wollte Gott nur, jedes Land hätte in den Zeiten der Gefahr und Revolution immer viele solche Räuberschaaren, wie unsere gottesfürchtigen und treuen Vendéerbauern sie jetzt bildeten. Wir nannten die Republikaner, der blauen Uniform ihrer

Truppen wegen, nur immer kurzweg „les Bleus." Im Juni traf ich mit meinem Reitertrupp wieder bei unserem Heere ein, was unterdeß die für uns sehr wichtige Stadt Saumur mit Sturm eingenommen, dabei aber beträchtliche Verluste erlitten hatte.

Wir rüsteten uns jetzt, die bedeutende Stadt Nantes auf dem rechten Ufer der Loire anzugreifen und war der mir noch unbekannte Charette mit seinen Schaaren aus Nieder-Poitou deshalb zu uns gestoßen. Der brave Cathelineau erhielt jetzt den Oberbefehl, da Elbée, eben so wie Bonchamp verwundet worden war; leider sollte er aber nur zu bald den Heldentod finden.

Neuntes Capitel.

Größere Ausdehnung des Krieges, immer zunehmender grausamerer Charakter desselben. Sieg bei Chatillon über Westermann. Fliegendes Corps. Kämpfende Frauen in den Reihen der Vendéer. Die republikanischen Generale Westermann und Kleber. Sehr häufige Gefechte mit abwechselndem Erfolg. Streifzug in die Bretagne. Treue der Bauern. Ruine unseres Stammschlosses. Tod der Generale Bonchamp und Elbée. Niederlagen der Vendéer. Übergang über die Loire. Sieg bei Chateaux-Gontier. Tod meines Dieners Pierre.

Wie der Mangel eines fest organisirten Generalstabs und die wenige militairische Ordnung, die in unseren undisciplinirten Schaaren herrschten, uns bei größeren Unternehmungen nur zu häufig den empfindlichsten Nachtheil brachten, so geschah dies auch jetzt wieder bei dem Angriff auf Nantes. Es fielen auf

unserer Seite nur zu grobe Fehler an diesem Tage vor, und Gott hätte wirklich Wunder thun müssen, wenn unsere Absicht hätte gelingen sollen. Nichts ging in Ordnung vor sich, der eine Haufe griff zu dieser, der zweite wieder zu einer anderen Zeit an und so mußte der Sturm auf die von den Republikanern stark besetzte Stadt freilich mißlingen. Besonders der junge Prinz Talmont aus dem sehr vornehmen Herzoglichen Hause der La Tremouille glaubte nicht nöthig zu haben, dem einfachen Fuhrmann Cathelineau pünktlich zu gehorchen, und griff die Feinde zwar mit glänzendem Muthe, aber auch sehr großer Voreiligkeit an.

Wir stürmten den ganzen langen Tag, bald hier bald dort, mitunter wohl mit augenblicklichem Erfolg, im Ganzen aber ohne das gewünschte Resultat zu erlangen, bis endlich die sinkende Nacht dem Kampfe ein Ende machte und wir uns in Kähnen wieder über die Loire zurückziehen mußten. Ich war einer der letzten am Ufer und schwamm mit meinem Pferde durch die Loire, was ganz gut anging. Ein Schuß von einem feindlichen Tirailleur streifte mich bei dieser Schwimmpartie in der linken Seite, glücklicher Weise aber so unbedeutend, daß die leichte Wunde mich auch keine Stunde an der Fortsetzung des Dienstes verhin-

derte. Leider kam der brave Cathelineau ungleich schlechter fort. Eine feindliche Kugel verwundete ihn so schwer in der Brust, daß er besinnungslos fortgetragen werden mußte und wenige Tage später seine edle Seele aushauchte. Sein Tod war ein unersetzlicher Verlust für unsere gerechte Sache und die tiefe Trauer, die die Nachricht davon in der ganzen Vendée erregte, sehr gerechtfertigt.

Während ich an dieser unglücklichen Expedition gegen Nantes theilnahm, fanden an verschiedenen Punkten in der Bocage ebenfalls mehr oder minder bedeutende Gefechte statt, in denen unsere Schaaren häufig den Sieg davon trugen. Der Convent in Paris schäumte vor Wuth, daß die arme Vendée es wagte, mit unerschütterlicher Treue an dem legitimen Herrscherstamme der Bourbons festzuhalten und sich seinen Befehlen zu widersetzen. Von allen Seiten wurden republikanische Bataillone, Schwadronen und Batterien jetzt gegen unsere einfachen, schlecht bewaffneten Bauerschaaren in Bewegung gesetzt, um uns durch ihre Übermacht zu zermalmen. Besonders vom Rhein her waren unter des zwar milden, aber dabei doch sehr tüchtigen Generals Westermann Befehle über 20,000 Mann der besten Truppen, welche die Republik nur hatte, gegen uns im Anzug. Gegen die

Österreicher und Preußen hatten dieselben in zwei Feldzügen schon häufig mit Glück gefochten und sollten sich jetzt neue Lorbeeren gegen uns Brigands in der Vendée verdienen und so die Scharte der Übergabe von Mainz an die alliirten Heere wieder auswetzen. Unter dem Namen „Die Mainzer“ spielten diese Truppen in dem Vendéekriege eine bedeutende Rolle und gehörten entschieden zu den gefährlichsten Feinden, welche uns gegenüber standen. Aus Paris war der verruchte Königsmörder Santerre, der bei dem Morde Sr. Majestät des Königs Ludwig XVI. den Oberbefehl geführt hatte, ebenfalls mit seinen Bataillonen, die größtentheils ihre Rekruten aus den Pariser Vorstädten empfingen, gegen uns abgesandt worden. Ebenfalls hatten Marseille und andere große Städte des Südens ihre mordlustigen Banden geschickt. So groß war die Ungeduld des Convents in Paris, den einzigen Fleck Frankreichs, wo noch das Lilienbanner in völliger Reinheit wehte, sich zu unterjochen, daß viele Truppen mit requirirten Postpferden in die Vendée gesandt wurden, um nur ja recht schnell an dem Kampfe theilnehmen zu können.

Diese große Übermacht des Feindes, der mit allen Hülfsmitteln, welche die reich ausgestatteten Arsenale von ganz Frankreich nur gewähren konnten, in immer

neuen Colonnen gegen uns anrückte, entmuthigte unsere wackeren Streiter aber nicht im Mindesten. Wir vertrauten auf die Gerechtigkeit unserer Sache und auf den Beistand Gottes, denn wir kämpften ja für die Heiligkeit der Religion, für die Wahrung des Christenthums, was freche gotteslästerliche Hunde von seinen erhabenen Altären herabstürzen und in den Koth treten wollten. Sollte aber der Sieg nicht uns zu Theil werden, so wollten wir wenigstens mit Ehren untergehen. Ganz Europa sollte dann sehen, daß in Frankreich sich doch eine Provinz von dem Pestgift der Revolution gänzlich frei gehalten hatte. So gingen wir denn immer mit frischem Muthe in den Kampf gegen die Übermacht und keine Niederlage vermochte uns in unseren Entschlüssen zu erschüttern.

Von jetzt an nahm auch dieser ganze Krieg immer mehr den grausamen, wilden Charakter an, der ihm anfänglich, so lange der ehrenwerthe republikanische General Quetineau gegen uns commandirte, fast gänzlich fehlte. Der Convent, in seinem blutdürstigen Zorn, hatte beschlossen, die ganze Vendée mit Feuer und Schwert zu verheeren und als Warnung für das übrige Frankreich zur Einöde zu machen. Solche Befehle so recht auszuführen, waren Westermann und Santerre aber die rechten Heerführer und mord=

lustige Gesellen, die nach Herzenslust plünderten, sengten und mordeten, fanden sich zu Tausenden in ihren Schaaren. Es wurden in Nantes sogleich einige Hundert von unseren Bauern, die man gefangen genommen hatte, ohne Weiteres als Räuber erschossen oder guillotinirt. Wir Edelleute und die übrigen Anführer wurden als vogelfrei erklärt und förmlich Prämien auf unsere Köpfe gesetzt. Fielen wir den Feinden in die Hände, so war schneller Tod unser sicheres Loos und es durften sich diejenigen glücklich preisen, die man nur ohne Weiteres hinrichtete, ohne sie vorher noch durch grausame Martern zu quälen. — Die Verheerung der Vendée wurde mitunter förmlich planmäßig betrieben. So ließ der General Westermann sogleich bei seinem Einmarsch das Dorf Amaillau, obgleich er gar keinen Widerstand dort gefunden hatte, gänzlich niederbrennen; dann das Städtchen Vihiers, das Schloß Clisson des Herrn v. Lescure, La Durbeillère und noch sehr viele andere Meierhöfe und Wohnungen der Landedelleute.

Solche Grausamkeiten erbitterten unsere Bauern sehr und sie fingen nun leider immer häufiger an, die Rache der Wiedervergeltung auszuüben. Es wurden jetzt selten noch republikanische Gefangene, die ohnehin schwer zu bewachen waren, verschont, sondern

solche sehr häufig ohne Weiteres zusammengehauen. Wir Officiere verhinderten, so viel wir konnten, diese Grausamkeit. Besonders Larochejacquelin mit seinem hohen Rittersinn nahm sich der Gefangenen bei jeder Gelegenheit an, allein immer gelang dies nicht und es sind auch bei uns manche Thaten begangen worden, die ich zwar entschuldigen, aber nicht gänzlich rechtfertigen kann. Es war jetzt eben ein Kampf auf Leben und Tod geworden und sanftere Gefühle fanden nur noch selten ihre Geltung. Ich selbst habe mich in die traurige Nothwendigkeit versetzt gesehen, wiederholt gefangene Republikaner ohne Weiteres zusammenhauen zu lassen, da es mir eine reine Unmöglichkeit war, sie sicher fort zu transportiren. Hätte ich die Kerle laufen lassen, so wären sie in den nächsten Tagen sogleich gegen uns mit den Waffen in der Hand wieder losmarschirt, und da die feindliche Übermacht mindestens das fünffache betrug, mußte ich solche Verstärkung selbst um jeden Preis verhindern. Der Convent in Paris hatte uns ja alle als Räuber geächtet und allen seinen Generalen und Soldaten streng befohlen, ein uns gegebenes Versprechen niemals zu halten. Hatte der republikanische General Quetineau doch seine gegen uns bewiesene Rechtlichkeit mit der Guillotine büßen müssen.

Fluch, ewiger Fluch über diese Jakobiner, welche so grausame Gesinnungen in die Herzen der früher so frommen und guten Vendéer Bauern brachten!

Die „Mainzer" unter Westermann drangen jetzt weiter in die eigentliche Bocage vor und einzelne unserer Schaaren wurden bei wiederholten Gelegenheiten von ihnen zurückgeworfen. Auch ich selbst war häufig im Gefecht und beständig im Sattel und nur mein äußerst abgehärteter Körper ließ mich alle diese Strapazen mit großer Leichtigkeit ertragen. Leider war nach Cathelineau's Tode der von seiner Wunde wieder hergestellte Elbée wieder zum gemeinsamen Oberanführer erwählt worden, obgleich sich Bonchamp oder Lescure entschieden besser dazu geeignet hätten. Unweit Chatillon kam ich persönlich zuerst mit den „Mainzern" in ein Gefecht, dessen Ausgang für uns sehr glücklich war. Unsere Bauern, die jetzt einen Verzweiflungskampf fochten, griffen mit einem Muthe an, wie ich ihn bisher noch nie gesehen hatte, und erstürmten selbst eine feindliche Batterie von 8 Kanonen. Auch meine Reiter hielten sich, mit glücklicher Weise nur geringen Ausnahmen, ganz wacker. Trotz unseres abenteuerlichen Aussehens versuchte ich eine geschlossene Attake machen zu lassen, und es ging besser, als ich selbst erwartet hatte. —

Einem recht kritischen General hätte zwar unser Vorrücken nicht gefallen, denn die Jagdpferde meiner berittenen jungen Edelleute prellten gewaltig vor die kleinen Klepper der Bauern vor und wir machten so eine sehr krumme Linie. Unser Angriff glückte aber dennoch und ich hatte die große Freude, einige 60 bis 80 republikanische Husaren zu werfen und 3 Kanonen, deren Bedeckung sie bildeten, zu erobern. Das war denn ein guter Fang für uns, denn Kanonen, Munition und Pulver konnten wir vor Allem gebrauchen.

Wir verfolgten die geschlagenen Schaaren Westermann's noch eine ganze Strecke und hieben viele zusammen. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der republikanische General selbst von uns gefangen genommen worden und nur die Trefflichkeit seines edlen Pferdes entriß ihn unserer Verfolgung. Die Husaren, die wir zusammenhieben, gehörten demselben Regiment an, von dem eine Patrouille mich im vorigen Jahre bei Mainz beinahe gefangen genommen und zum Sprung in den Rhein veranlaßt hatte. Ich erinnere mich noch, daß mir dies jetzige Zusammentreffen mit meinen alten Feinden großes Vergnügen gewährte.

Der großprahlerische General Westermann, der sich vorher vermessen hatte, zu erklären, sein und sei-

ner Truppen bloßes Erscheinen würde schon hinreichen, die Vendée erzittern zu machen und in wenigen Wochen das ganze Land zu unterwerfen, hatte jetzt die verdiente harte Lehre erhalten. Er ward von jetzt an ungleich vorsichtiger und ging mit einer großen Behutsamkeit bei seinen ferneren Operationsplänen zu Werke. Der Unstern der Vendéer, einen gewonnenen Sieg niemals kräftig zu verfolgen und statt energisch vorzudringen, stets einige Tage dann zu rasten, zeigte sich auch leider jetzt wieder so recht. Die Bauern glaubten, der Feind würde sie nunmehr wohl für die nächsten Tage in Ruhe lassen, und da gerade Ernte war, so liefen sie ohne Weiteres zu Tausenden nach Hause. Keine Ermahnungen halfen dagegen und selbst von meinen Reitern ritten in den nächsten Tagen einige 20 Burschen wieder fort. Ganz naiv meinten sie, sie müßten jetzt daheim das Getreide von den Feldern in die Scheune bringen, in den nächsten 2 bis 3 Wochen würden die Blauen wohl nichts unternehmen; bis dahin wären sie mit ihrer Arbeit fertig und kehrten dann, wenn dies nöthig sein sollte, gern zurück. Man konnte hiergegen nichts unternehmen und es war wirklich zum Verzweifeln. Mich ärgerte dies so, daß ich Bonchamp ersuchte, mir den Befehl über meine Reiter wieder abzunehmen und mich

meine Bretagner, die fest zusammenblieben, wieder anführen zu lassen. Es waren überdieß in der letzten Zeit mehrere frühere Cavallerie-Officiere der Königlichen Armee zu uns gekommen, so daß an tüchtigen Anführern für die wenige Cavallerie, die unser Heer besaß, kein Mangel war. Bonchamp bewilligte meine Bitte, und ich erhielt jetzt wieder einen festen Trupp von einigen 50 Jägern, größtentheils geborene Bretagner unter meinen speciellen Befehl. Mit der Reiterei blieb ich übrigens dennoch in näherer Verbindung und habe wiederholt kleinere oder größere Abtheilungen derselben unter meinem Befehl gehabt.

Die Republikaner erholten sich bald wieder von ihrer Niederlage bei Chatillon und Martigne, benutzten unsere augenblickliche Unthätigkeit und drangen auf's Neue vor. Bei Luçon erhielten unsere Schaaren eine sehr empfindliche Schlappe, bei welcher Gelegenheit ein näherer Freund von mir, Sapineau de la Verrie, der ebenfalls früher bei den Emigranten gedient hatte, den Blauen verwundet in die Hände fiel. Sie hingen ihn sogleich an einem Baume auf und verstümmelten seinen Körper auf schändliche Weise, befestigten auch auf seiner Brust ein Papier, auf dem stand, daß ein gleiches Schicksal jeden gefangenen Vendéer treffen sollte. So fand ich die Leiche meines

Freundes, als ich einige Stunden später mit ungefähr 20 Reitern eine Recognoscirpatrouille unternahm, bei der ich eine feindliche Feldwache von 8 Mann aufgehoben und gefangen genommen hatte. Meine Leute waren über diesen Anblick, der sich ihnen darbot, so empört, daß sie alle diese Gefangenen ohne Weiteres zusammenhieben und deren Leichen im Kreise um die des Sapineau de la Verrie herum an die nächsten Bäume hingen. Auf solche grausame Weise wurde der Krieg jetzt schon von beiden Seiten geführt. — Nach der Niederlage, die wir bei Luçon erlitten hatten, kam es einige Zeit nur zu kleineren Vorpostengefechten, die freilich alltäglich oder richtiger wohl, allnächtlich auf verschiedenen Seiten vorfielen. Ich bildete mit meinen Bretagnern ein sogenanntes „fliegendes Corps" und war bald hier, bald dort, wobei mir ein älterer Bruder des todten Cathelineau, ein sehr braver, rechtschaffener, aber geistig lange nicht so hoch, wie sein Bruder stehender Bauer, die allerwichtigsten Dienste leistete.

Von allen Seiten wurde die Vendée jetzt von den republikanischen Schaaren bedroht und an 200,000 Mann, wovon freilich über die Hälfte nicht sonderlich brauchbare Nationalgarden aus den nächsten Provinzen waren, standen bald gegen uns unter den Waf-

sen. Unsere Anführer sammelten ebenfalls so viele Leute, als ihnen nur irgend möglich war zu bekommen, und in allen Kirchspielen der Vendée läuteten die Sturmglocken. Die Erntearbeiten waren größtentheils jetzt beendet und so kamen die Bauern denn wieder in großen Haufen zu den Anführern, denen sie das meiste Vertrauen schenkten. In manchen Kirchspielen blieben nur die Weiber und Greise zurück. Jeder, der nur die Waffen irgendwie tragen konnte, vom fünfzehnjährigen Buben bis zum sechszigjährigen Großvater, kam zum Heere. Ungefähr zwei Drittel der Mannschaft waren jetzt mit Flinten, freilich vom verschiedensten Caliber, zum Theil treffliche Jagdbüchsen, zum Theil aber alte verrostete Musketen, bewaffnet; die Anderen trugen Picken, Äxte, Sensen und was ihnen noch sonst in der Art in die Hände fiel. Aus dem einzigen Kirchspiel Echaubroigne, welches sich überhaupt stets durch großen Patriotismus auszeichnete, waren allein nahe an 1800 Mann zu der Schaar Lescure's gestoßen. Das Kirchspiel Courlay lieferte auch an 1500 Mann, ebenso die Kirchspiele Treize-Vents und Mallievre zusammen an Dreitausend. Auch Charette, der gewöhnlich für sich allein in den Gegenden an der Meeresküste befehligte, hatte sich jetzt mit seinen Schaaren bei der Haupt-

armee eingefunden, um diese mit verstärken zu helfen. Bei Luçon geschah jetzt wieder der Hauptangriff der vereinigten Schaaren und da wieder mancherlei Unordnungen in der Leitung des Obercommandos dabei vorgekommen sein sollen, so war der Ausgang sehr unglücklich für uns. Besonders die gut bedienten Batterien der Republikaner haben Hunderte von unseren armen Bauern, die in der Ebene nicht zu manövriren verstanden, zu Boden geschmettert.

Ich selbst nahm an diesem Kampfe keinen Antheil, sondern befand mich mit meiner kleinen Schaar gerade im oberen Anjou, um dort den Republikanern mehrere Zufuhren abzuschneiden, was uns auch glückte.

Diese abermalige Niederlage bei Luçon entmuthigte die hartnäckigen Vendéer aber durchaus nicht und kurze Zeit darauf kam es bei Chantonnay wieder zu einem heftigen und diesmal auch für uns glücklichen Kampfe. An der Seite Bonchamp's, der mich an diesem Tage als ersten Adjutanten gebrauchte, nahm ich so recht an diesem Kampfe mit Theil. Wir erstürmten die von den Blauen energisch vertheidigten Verschanzungen an einer Brücke und umzingelten ein Bataillon der Pariser Nationalgarde, was sich bisher in diesem Kriege durch seine wilde Grausamkeit ausgezeichnet hatte. Daß sie doch keinen Pardon von uns erhalten würden, wuß-

ten diese Leute und vertheidigten sich daher bis zum letzten Mann mit dem Muthe der äußersten Verzweiflung. Es war ein furchtbares Kämpfen und in den vielen Kriegen, die mein Schicksal mich zwang, mitzumachen, habe ich nur sehr selten blutigere Schlachtscenen erlebt. Mein langer Ritterpallasch triefte zuletzt förmlich von Blut und mir war der Arm so müde geworden, daß ich ihn kaum noch rühren konnte, so viele scharfe Hiebe hatte ich mit der schweren Klinge geführt. Das war doch wieder ein recht schöner Tag, denn in offenem ehrlichen Kampfe mit den Waffen in der Hand konnte ich das Andenken meines ermordeten Königs und meiner Eltern und Geschwister in dem Blute ihrer Feinde so recht rächen.

Mir selbst ward in diesem, für uns siegreichen Gefechte mein tüchtiges Pferd durch einen Bajonnetstich in die Brust getödtet, so daß es augenblicklich mitten zwischen den Feinden zusammenbrach und mich zu Boden schleuderte. Ich schlug mit dem Kopfe so heftig an einen Feldstein, daß mein ganzes Gesicht sogleich von Blut überströmt wurde. Sicherlich wäre ich verloren gewesen, denn ein Republikaner wollte mir schon sein Bajonnet durch die Brust stoßen, als plötzlich ein Vendéer Bauer auf ihn einstürzte und einen so gewaltigen Hieb nach seinem Kopfe führte,

daß er zurücktaumelte. Ich sprang inzwischen auch wieder auf die Füße nnd suchte mich mit meinem Pallasch, den ich nicht aus der Hand gelassen hatte, zu vertheidigen und da nun mehrere Vendéer sich um mich sammelten, so war ich wieder gerettet. Am Abend kaufte ich ein schönes Beutepferd, was ein Vendéer Bauer einem republikanischen Obersten, den er getödtet, abgenommen hatte, für einen mäßigen Preis, und war so wieder gut beritten. Dies Pferd war Polnischer Zucht und hatte in dem Feldzug in der Champagne dem Herzog von Braunschweig gehört, den ich oft darauf habe reiten sehen, war dann von den Republikanern erbeutet und nun wieder in unsere Hände gekommen. Es hatte also schon sehr wechselvolle Schicksale gehabt, bis es dann mir, bei einem späteren Gefecht, wieder unter dem Leibe erschossen wurde.

Mein Lebensretter in diesem Gefecht bei Chantonnay war aber, wie ich später erfuhr, kein Bauerbursche, sondern ein einfaches Bauermädchen von einem Meierhofe bei Echaubroignes; zwei Schwestern dienten nebst dem Vater und einem Bruder aus diesem einzigen Hofe in unserem Heere und alle viere wurden während dieses Krieges getödtet. Die Mädchen, die als Burschen verkleidet waren, haben bei jeder Gelegenheit sehr muthig gefochten und ihr weib-

liches Geschlecht so verborgen, daß nur wenige um dies Geheimniß wußten. Es wurde mir gesagt, der älteste Sohn dieser Familie, der als Kutscher in Paris lebte, habe sich sehr der revolutionären Partei angeschlossen gehabt und sei jetzt Officier in einem Cavallerie-Regiment am Rhein. Als der alte Vater dies erfahren, sei er wüthend geworden, daß dieser Sohn seiner Familie den Schimpf anthue, in den Schaaren der Königsmörder zu dienen, und habe ihn öffentlich im Kreise der ganzen Verwandtschaft verflucht. Um der Vendée den verloren gegangenen Sohn zu ersetzen, habe der Alte den Bitten seiner beiden erwachsenen, muthigen und kräftigen Töchter nachgegeben und ihnen erlaubt, in seiner Begleitung in das Heer zu treten. Besonders in der letzten Zeit des Kampfes kam es übrigens häufig vor, daß Bauermädchen in Männerkleidung im Heere dienten und ich habe selbst fünf bis sechs solcher Heldinnen gekannt. Auch ein junges, schönes Edelfräulein, Elise de la V.., aus einem alten Adelsgeschlecht der Bretagne, kämpfte an der Seite ihres Vaters als gemeiner Reiter in unserem Heere. Dies Geheimniß wurde so gut bewahrt, daß Niemand, außer vier bis fünf von uns Bretagnern, die wir dem Vater unser Ehrenwort gaben, es niemals zu verrathen, darum wußte. Der kleine, überaus

muthige, gewandte und schnelle Reiter, der als Adjutant häufig die wichtigsten Dienste leistete, galt allgemein für einen Neffen des Alten. In dem Gefecht bei Torfou wurde dies junge Mädchen von einer feindlichen Kugel getödtet. Wir begruben die jungfräuliche Leiche im Stillen, so daß selbst nach dem Tode dies Geheimniß nicht verrathen wurde. In der Schaar Charette's, mit der ich übrigens während des ganzen Kampfes nur äußerst selten in persönliche Berührung gekommen bin, soll auch noch eine vornehme Dame, als Soldat verkleidet, ihrem Gatten in den Kampf gefolgt sein.

Der Sieg bei Chantonnay, obgleich er nach gewohnter Weise ebenfalls nicht kräftig genug benutzt wurde, hatte uns für den Augenblick wenigstens wieder etwas Luft verschafft. Diese Zeit wurde verwandt, um unseren Schaaren eine festere Eintheilung zu geben, was dringend nöthig war, da von Woche zu Woche immer neue feindliche Colonnen gegen uns marschirten und wir immer blutigeren Kämpfen mit Sicherheit entgegen sehen konnten.

Das Land wurde nun in fünf verschiedene Districte getheilt, deren jeder seinen eigenen Befehlshaber erhielt. Charette, der es besonders liebte, für sich allein zu kämpfen, erhielt den District um Nantes

herum, Bonchamp in der Gegend der Loire, Larochejacquelin in Anjou, Lescure und Royrand aber bei Poitou. Den gemeinsamen Oberbefehl führte wenigstens dem Namen nach Elbée, zu seinem Vertreter aber war Stofflet ernannt. Auch wurde ein eigener Generalstab errichtet, der alle unsere größeren gemeinsamen Operationen leiten sollte. Derselbe erhielt in Montagne seinen Sitz, machte sich aber leider während des ganzen Krieges nicht recht bemerklich.

Auch in die einzelnen Divisionen wurde oder sollte vielmehr jetzt eine etwas größere Ordnung gebracht werden, doch konnte aus Mangel an den hierzu nöthigen Mitteln kaum der zehnte Theil von dem, was hierin beschlossen wurde, auch zur wirklichen Ausführung kommen. Die Officiere sollten z. B. graue Uniformen mit farbigen Kragen erhalten. Da es aber an Tuch und Schneidern fehlte, so unterblieb auch dies, jeder trug was er wollte, oder richtiger, sich anschaffen konnte und auf einen uniformirten Officier kamen mindestens ein Dutzend, die alle möglichen Costüme trugen. Eben so mußte die Bildung regelmäßiger Bataillone, deren Soldaten disciplinirt, exerciert und bezahlt wurden, unterbleiben, weil das Geld hierzu mangelte. Unsere meisten Bauern kamen größ-

tentheils nach wie vor, wenn die Sturmglocken in den Kirchspielen die höchste Gefahr verkündeten, und liefen wieder nach Hause, wenn ihr Quersack mit Lebensmitteln, den sie mitgebracht hatten, geleert war. Einige Tausend Mann Leute, die immer unter den Waffen blieben, und hie und da auch etwas Löhnung erhielten, wenn nämlich Geld dazu vorhanden war, ein Fall, der äußerst selten eintrat, zählte übrigens jetzt jede Division.

Ich habe die Namen der vielen größeren, wie kleineren Treffen, an denen ich im Monat September theilnahm, größtentheils wieder vergessen und sie sind auch weiter nicht von Bedeutung. Wir schlugen uns allwöchentlich mindestens einige Mal, oft glücklich, mitunter aber auch unglücklich, wie es nun gerade kam. Den Muth verloren wir niemals und trotz der ungeheuren Übermacht, die allwöchentlich immer mehr zunahm, machten wir diesen Republikanern jeden Schritt des Bodens streitig.

Wurden wir geschlagen, so zerstreuten wir uns in die Hecken, Büsche und Hohlwege, in denen eine Verfolgung unmöglich war und griffen, ohne im Mindesten entmuthigt zu werden, am nächsten Tage wieder von Neuem an. Besonders die jetzt immer länger werdenden Nächte kamen uns Streifcorps bei unseren

kleinen Angriffen trefflich zu statten. Meine Schaar hatte sich schon so daran gewöhnt, fast jede Nacht auf den Beinen zu sein und wenigstens unsere Feinde zu beunruhigen, wenn wir auch weiter nichts vermochten, daß manche Kerle Augen wie die Eulen und Beine wie die Wiesel bekamen. Der Ruf der Eule war uns Bretagnern auch unser Erkennungszeichen bei diesen nächtlichen Angriffen, da es uns natürlich an Signalhörnern und Trommeln fehlte. Ich selbst trug eine kleine Bootsmannspfeife an einer Schnur um den Hals und leitete damit die Bewegungen meiner Bauern.

Leider wurden uns im September fast alle unsere höheren Führer, als Bonchamp, Stofflet, Larochejacquelin und noch einige andere, mehr oder minder bedeutend verwundet, was auf größere Operationen höchst lähmend einwirkte. Dazu commandirte jetzt der republikanische General Kleber, der ebenfalls am Rhein gefochten hatte, gegen uns und dieser verstand als Soldat seine Sache vortrefflich. Er soll auch mildere Gesinnungen gehabt und dem vielen Blutvergießen möglichst haben steuern wollen, allein hierzu war es zu spät, die Erbitterung auf beiden Seiten zu groß und so wurde der Kampf auf Leben und Tod denn fortgeführt. Wenn auch der General

Kleber selbst persönlich allen Hinrichtungen abgeneigt sein mochte, so reichte sein Einfluß nach Oben wie Unten doch lange nicht aus, solche zu verhindern. Die Abgesandten des Convents ließen guillotiniren und erschießen und später in Nantes auch ersäufen, so viel sie nur konnten, und viele Bösewichter, die in den republikanischen Schaaren dienten, ermordeten nicht allein die Männer, die von ihnen mit den Waffen in der Hand gefangen genommen wurden, sondern auch Greise, Frauen und Kinder. Wiederholt habe ich ermordete Frauen, die oft vorher auf die roheste Weise gemißhandelt waren, gefunden und die Flammen der von den Republikanern in Brand gesteckten Häuser rötheten fast allnächtlich den Himmel. Wir selbst machten in den seltensten Ausnahmefällen noch Gefangene, sondern hieben in der Regel Alles, was uns in die Hände fiel, ohne Weiteres zusammen.

Bei Torfou kam es am 19. September zu einem sehr blutigen Treffen, bei dem an 30,000 Mann Vendéer vereint fochten, und den Republikanern eine empfindliche Niederlage beibrachten. Fast alle unsere Hauptführer, manche noch mit dem Arm in der Binde, waren hier versammelt und nur Larochejacquelin war durch seine Wunden verhindert, auf dem Kampfplatz zu erscheinen, wie er dies so gern gethan hätte.

Eine ungemein begeisterte Stimmung, wie ich solche während des ganzen Vendéekrieges niemals herrlicher habe hervortreten sehen, erfüllte uns Führer alle und erstreckte sich selbst bis auf unsere meisten Bauern. Viele beichteten in der letzten Nacht noch, um gereinigter von ihren irdischen Sünden in das ewige Leben eingehen zu können. Ein Kampf auf Leben und Tod sollte es sein und viele Bauern gaben sich feierlichst unter einander das Versprechen, sich weder als Gefangene zu ergeben, noch Gefangene zu machen. Auch meine Bretagner knieten im Kreise nieder und ein alter silberhaariger Greis las in Bretagnischem Dialecte einen Schwur vor, wonach Jeder von ihnen für immer mit Schimpf und Schande bedeckt und aus aller Verwandtschaft ausgestoßen werden solle, der sich als Gefangener ergeben oder auch einen Gefangenen machen würde. Alle sprachen mit lauter Stimme diesen Schwur nach und haben ihn auch erfüllt. An 60 Leute zählte ich noch in der Nacht vor dem Kampfe, — 20 hatte ich aber nur noch am folgenden Abend, die übrigen hatten mit den Waffen in der Hand den Heldentod für ihren legitimen König und ihre heilige Religion gefunden. Diese ganze nächtliche Schwurscene, die in einem finsteren Eichenwald, beim Scheine einiger brennender Bivouakfeuer statt fand, hatte etwas

sehr Schauriges. Später, als der Morgen zu dämmern begann und die einzelnen Haufen zu größeren Schaaren zusammengerückt waren, las der alte ehrwürdige Pfarrer von St. Laud, der unser Heer stets begleitete, die Messe. Wir knieten alle in tiefer Andacht nieder und er flehte den Segen des Himmels über unser heutiges Beginnen, was ja wesentlich zum Schutz der arg gefährdeten Kirche geschah, herab.

Der Kampf begann, wie dies stets in der Vendée der Fall war, zuerst mit einem heftigen Gefecht aus den Büschen heraus. Bald aber drangen wir gegen die feindliche Artillerie, die uns sehr beschoß, vor und nach einigen vergeblichen Stürmen glückte es uns die Kanonen zu nehmen. Die Artilleristen, welche ihre Geschütze mit echt Französischem Muthe vertheidigten, wurden fast sämmtlich von uns nach heftiger Gegenwehr niedergehauen. Bei dem persönlichen Kampfe, der sich hier entspann, erhielt ich einen Degenstich durch das Fleisch des Oberarms, der zwar schmerzte, mich aber sonst nicht weiter kampfesuntüchtig machte.

Der Hauptruhm an diesem Tage gebührte übrigens Lescure, der mit ungefähr 3000 Mann eine sehr wichtige Position mehrere Stunden lang gegen die hitzigsten Angriffe des Feindes vertheidigte. Einige andere Schaaren von uns schlugen sich leider lange

nicht so gut, und wollten besonders nicht recht in das feindliche Kanonenfeuer hinein. Wir drängten jedoch die Feinde allmählich immer weiter zurück und wenn nicht der General Kleber, der sie befehligte, ungemein viel Muth und Geschicklichkeit bei diesem Rückzug bewiesen hätte, so wäre ihre Niederlage noch ungleich größer gewesen.

Ein republikanisches Bataillon von der Mainzer Armee, welches eine wichtige Brücke mit der größten Standhaftigkeit vertheidigte und dadurch den Rückzug der übrigen Truppen deckte, ward von uns angegriffen und nach lebhafter Gegenwehr fast bis auf den letzten Mann zusammengehauen. Gerade bei diesem ungemein erbitterten Kampf, der mit allen möglichen Waffen geführt wurde, verlor auch ich meine meisten Leute. — Am anderen Tage griffen wir einen republikanischen General, dessen Name mir entfallen ist, von Neuem an, schlugen ihn gänzlich in die Flucht und nahmen den Ort Montaigü mit stürmender Hand ein. Das waren dann wieder zwei erfolgreiche Tage für unseren gerechten Kampf und wir hatten diesen verblendeten Republikanern gezeigt, daß die Unterwerfung der Vendée ihnen noch unendlich viel Blut kosten würde. Leider mußte sich jetzt unsere große Armee wieder trennen, da die Vendée von verschiedenen Seiten be-

droht wurde. Unsere Division Bonchamp's, die in den letzten beiden Tagen sehr große Verluste erlitten hatte, war für sich allein aber zu schwach, um den Feinden wieder einen Hauptschlag beibringen zu können. Wir beschränkten uns jetzt besonders darauf, den Blauen die Zufuhren von Lebensmitteln abzuschneiden, und dies gelang uns auch wiederholt vortrefflich und wir machten einige gute Fänge. So zogen sich denn wieder einige Wochen hin, und die Republikaner waren trotz ihrer großen Überzahl so vorsichtig geworden, daß sie die verschanzten Lager und befestigten Städte nicht verließen und in die eigentliche Bocage nicht hineinzudringen wagten.

Um diese Zeit verließ ich mit acht auserwählten Bretagnern, unter denen wie immer, mein treuer Pierre war, der sich in diesem ganzen Kriege stets durch die größte Unerschrockenheit ausgezeichnet und Dutzende von Feinden zusammengehauen hatte, die Vendée und ging über die Loire in die Bretagne. Wir wollten versuchen, ob es uns in der Heimath nicht auch gelingen würde, einen ernsthaften Aufstand aufzurütteln, um so die republikanischen Schaaren etwas mehr von der Vendée abzuhalten. Zündstoff für einen solchen Aufstand war in der Bretagne genug vorhanden, denn die Bauern der meisten Gegen-

den hatten ihre treue Anhänglichkeit für das legitime Königthum noch in ihrem Herzen bewahrt und haßten die Republik als eine Ausgeburt der Hölle.

Das Unternehmen, was wir vorhatten, war ungemein gefährlich und wir setzten unser Leben jeden Tag dabei auf's Spiel; dies wußten wir alle. Wurden wir entdeckt, so stand sicherer Tod uns bevor, denn wir hätten von unseren Feinden weder Gnade genommen noch bekommen. Der ehrwürdige Pfarrer von St. Laud gab uns den Segen der Kirche mit und hierdurch noch mehr gestärkt, traten wir den Weg an und setzten in einer dunklen, stürmischen Nacht in einem kleinen Fischerboot heimlich über die Loire.

Alle Städte der Bretagne waren von dem schlechten republikanischen Geist sehr angesteckt worden und hatten Nationalgarden gebildet, um die legitimistische Gesinnung der Bauern zu bekämpfen. Auch eine zahlreiche Gensd'armerie und außerdem noch nicht unbedeutende Truppen-Detachements standen im ganzen Lande zerstreut umher, um die dem Convent bekannte gute Gesinnung der Bauern mit der Gewalt der Waffen zu unterdrücken. Wir konnten unseren Weg daher nur des Nachts fortsetzen und mußten uns am Tage gleich Dieben in den Wäldern und den einsamen Heuschobern verbergen, denn überall wimmelte

es von heimlichen Spähern und offenen Feinden. Wie ich jetzt erst erfuhr, war auf meinen Kopf ein Preis von **2000** Francs gesetzt; freilich nur in den elenden Papier-Assignaten der Republik, die kein Vendéer Bauer, wenn er nicht mußte, annahm. Auch stand die Todesstrafe auf meine Beherbergung und jedes Haus, was mich aufgenommen hätte, sollte niedergerissen werden. Meine von Pierre im April ausgeführte kühne Befreiung aus den Händen der Gensd'armen hatte mir die Ehre verschafft, von diesen Jakobinern durch solchen Haß ausgezeichnet zu werden.

Während eines Nachtmarsches wurden wir plötzlich von einer 5 Mann starken Gensd'armerie-Patrouille angehalten. Es galt unser oder ihr Leben und so warfen wir uns auf diese Gensd'armen; es glückte uns, sie zu überwältigen und wir stießen sie dann mit den breiten Messern, die wir im Gürtel trugen, ohne Gnade nieder. Es half nichts Anderes, weichherzige Milde wäre hier unser sicheres Verderben gewesen. Wir luden die Körper der Getödteten auf ihre Pferde und führten solche dann in ein Gehölz, in dem ein alter verfallener Steinbruch war, wo wir den letzten Tag gerastet hatten. In diesen Steinbruch schleuderten wir nun zuerst die Leichen und führten dann die Pferde, eins nach dem anderen, an

den äußersten Rand des Abgrundes. Hier erhielt das Thier einen Messerstich in das Herz und in demselben Augenblick auch von zwei Bauern einen kräftigen Stoß, so daß es ebenfalls in den Bruch hineinstürzte. Auch alle Waffen der Gensd'armen wurden fortgeworfen, um so jede Spur davon zu vertilgen. So konnten immerhin einige Tage vergehen, bis die Überreste dieser Gensd'armen-Patrouille entdeckt wurden und in dieser Zeit hatten wir wieder einen größeren Vorsprung gewonnen. Obgleich wir mit Geld nur sehr spärlich versehen waren, so nahm doch keiner der Bauern einen Geldbeutel aus der Tasche der von uns getödteten Gensd'armen.

Unter mancherlei Beschwerden kamen wir endlich nach meinen väterlichen Besitzungen, welche nunmehr zum Nationaleigenthum erklärt waren. Ich kann das schmerzliche Gefühl nicht schildern, was mich ergriff, als ich jetzt unser Stammschloß, in dem alle meine Vorfahren seit einer Reihe von Jahrhunderten ihren Sitz gehabt, in dem ich selbst im Kreise meiner geliebten Familie so viele glückliche Stunden verlebt hatte, als eine öde, von Brand geschwärzte Ruine vor mir liegen sah. Eine republikanische Mordbrennerbande aus der nächsten Stadt, in der viel Pöbel hauste, hatte das Schloß ausgeplündert und dann angezündet.

Meine einsame Stellung auf der Welt, nachdem alle meine Theuren unter dem Mordbeil der Guillotine gefallen waren und jetzt auch meine völlige Heimathslosigkeit, durchzuckten meine Brust mit tiefem Weh. Fast eine ganze Mondscheinnacht, saß ich einsam in diesen Ruinen und starrte und starrte immer wieder auf diese unordentlichen Steinhaufen hin, bis mich endlich mein treuer Pierre fast mit Gewalt von diesem für meine persönliche Sicherheit auch gefährlichen Ort, fortbringen mußte. Was lag mir am Leben, wenn es nicht dem steten Kampfe mit meine Feinden fortan geweiht sein sollte.

Rührend war mir die treue Anhänglichkeit, mit der die meisten Bauern unserer früheren Herrschaft mich, den Sohn ihres alten Gebieters begrüßten. Die Revolution hatte diesen einfachen braven Landleuten, in deren Herzen noch Treue und Dankbarkeit lebten, zwar einige materielle Vortheile und die Aufhebung mancher einzelner Lasten und Abgaben gebracht, aber nichts desto weniger verwünschten Alle den jetzigen Zustand und sehnten sich ungemein nach den früheren Verhältnissen zurück. Ich war ja ein geächteter Flüchtling, auf dessen Kopf, wie auf den eines gefährlichen Räubers, sogar eine hohe Prämie gesetzt war; aber in allen Bauernhütten, die ich besuchte, wurde ich

stets mit der alten ehrerbietigen Herzlichkeit begrüßt. Die Freude leuchtete diesen wackeren Leuten aus den Augen, wenn ich ihre gebräunten Hände drückte und ihre Frauen und Töchter auf die derben Wangen küßte. Wahrlich, diese niederen, von Rauch geschwärzten Bretagnischen Bauernhütten dünkten mir ein köstlicherer Aufenthalt, als die glänzenden Säle in Coblenz und Mainz, in denen ich als Officier des Emigranten-Corps so oft verweilen mußte, und ich achtete meine braven Bauern mit ihren treuen Herzen unter den dicken, groben Röcken ungleich höher, als so Viele dieser eleganten, geschniegelten und glatten Hofleute, oder gar diese lächerlich aufgeblasenen Bankiers und sogenannten Geldaristokraten, mit denen mich mein Schicksal oft in Berührung brachte.

Ein recht rührendes Beispiel der seltensten Treue gab mir auch der alte Waldhüter, der Vater meines Pierre. Als mein Vater in das Gefängniß von Caen abgeführt wurde, hatte er noch Zeit gehabt, diesem treuen Diener unseren Familienschmuck, unser silbernes Tafelgeschirr, eine Summe von 300 Louis-d'ors und mehrere wichtige Papiere heimlich zu übergeben. Er wußte, daß diese Sachen, das einzige Hab und Gut, was mir übrig blieb, in den Händen dieses Mannes am sichersten aufgehoben sein würden.

Seit länger denn 200 Jahren hatten die Vorfahren dieses Waldhüters stets in den Diensten unserer Familie gestanden und niemals war auch nur das mindeste Beispiel von irgend einer Unredlichkeit bei ihnen vorgekommen. Auf den Blättern unserer alten Familienchronik, die seit 1452 meine Vorfahren geführt hatten, standen wiederholt die Thaten des Muthes und der Treue verzeichnet, welche die Mitglieder dieser Waldhüter-Familie für uns verrichtet hatten.

Der Werth der Sachen, welche Pierre's Vater für mich in einer eisernen Kiste, die an einer verborgenen Stelle des Waldes vergraben war, aufbewahrte, betrug an 35 bis 40,000 Francs. Im Jahre 1802 ließ ich die Gefäße und den Schmuck in Paris verkaufen und es wurden 8000 Österreichische Gulden dafür gelöst. Ich gab diese Summe in Wien an einen Österreichischen Gutsbesitzer gegen eine jährliche Leibrente von 500 Gulden, und von diesem Gelde habe ich bis zum Jahre 1814 größtentheils gelebt, denn von 1809—1814 diente ich in Spanien ohne Gage. Bei diesem jetzigen Besuch nahm ich 150 Louisd'ors mit, da ich und meine Gefährten fast gänzlich von Geld entblößt waren.

Meine väterliche Besitzung lag größtentheils öde und unbenutzt da. Ein großer Theil der Felder und

Wälder war zwar an einige Speculanten in Caen verkauft worden, doch hatten diese bis jetzt noch sehr geringen Nutzen von dem Besitzthum. Keine Feldbestellung fand statt, denn die Bauern, welche diese neuen Eigenthümer bitter haßten, hätten heimlich ohne Weiteres alle Ernten vernichtet. Ohne eine Leibwache konnten diese Besitzer es gar nicht wagen, auf ihren Feldern umherzugehen, denn wiederholt hatten einzelne Bauern schon aus ihren Verstecken nach ihnen geschossen. Es herrschte überhaupt auf unserer sonst so friedlichen und glücklichen Herrschaft, auf der unter meines Vaters fester Leitung Alles seinen geordneten Gang gehabt hatte, jetzt eine unglaubliche Unordnung und Verwilderung. Kein Bauer zahlte Abgaben, wenn er nicht durch die republikanischen Gensd'armen dazu gezwungen ward, keiner bestellte mehr Felder, als er zu seinem Lebensunterhalt unumgänglich bedurfte, keiner bekümmerte sich im Mindesten um die von der Republik erlassenen Gesetze, wenn nicht die Gewalt ihn hierzu zwang. Seit Pater Alain auch guillotinirt war und man einen republikanischen Prediger eingesetzt hatte, besuchte Niemand die Kirche mehr und seit einigen Monaten hatte kein Gottesdienst wieder statt gefunden. Die jungen Bauerburschen waren jetzt eifrige Wilddiebe und noch eifrigere Schmuggler ge-

worden, lauter Sachen, die mein Vater früher nie geduldet hatte. Die Englischen leichten Schmugglerschiffe legten am Abend in den kleinen Uferbuchten an und die Bauerburschen, oft **20** bis **30** an der Zahl, mit geschwärzten Gesichtern und mit Beilen und Pistolen bewaffnet, holten diese Waaren ab und brachten sie in das Innere des Landes. Den Gensd'armen, Douaniers und republikanischen Truppen-Patrouillen wurden häufig sehr blutige Gefechte geliefert, bei denen auf beiden Seiten manche Menschenopfer fielen. Das Leben der Menschen galt zu dieser Zeit überhaupt nichts in ganz Frankreich, da die Jakobiner ja täglich Hunderte abschlachten ließen.

Meine Hoffnung, hier in der Bretagne einen eben so großartigen Krieg, wie in Poitou und Anjou gegen die Republikaner zu entzünden, wurde getäuscht. Zwar hätten die meisten Bauern gern auf das Äußerste gegen sie gekämpft, allein die Umstände waren einem allgemeinen Kampfe nicht günstig. Die vielen Städte der Bretagne waren häufig vom republikanischen Schwindelgeist ergriffen und hatten mobile Nationalgarden-Bataillone gebildet, welche das Land durchstreiften. Ferner fehlte hier die an Holzungen, Gräben, Hecken und Hohlwegen so reiche Gegend, wie solche die Bocage bot. Dies war aber gerade für unseren Kampf

von großer Bedeutung und in den mehr offenen Ebenen der Bretagne konnten wir nicht hoffen, mit unseren undisciplinirten Schaaren erfolgreiche Siege zu erfechten. Endlich war hier die in der Vendée so wichtige Kirchspiel-Verbindung nicht fest organisirt und dadurch ging ein bedeutendes Mittel, die Bauern zu einem bestimmten Zweck schnell zusammenzubringen, verloren.

Ich hatte wiederholt längere Berathungen mit angesehenen Bauern, Waldhütern und Anführern von Schmugglerbanden, und leider fiel unser Beschluß stets dahin aus, daß ein großer allgemeiner Aufstand nur unglücklich auslaufen und über die Bauern nutzlos unsägliches Elend bringen würde. Der kleine Krieg oder die sogenannte „Chouanerie", wie solcher später in ganz Frankreich genannt wurde, sollte aber jetzt eifriger wie je betrieben werden. Ein bekannter Schmugglerchef, Gauret, ein toller, verwegener Kerl, der früher als Bootsmann bei meinem Vater diente, bis dieser ihn, ich weiß nicht mehr weshalb, fortjagte, war der eigentliche Urheber dieser „Chouanerie", die selten bei Tag, sondern fast stets bei Nacht geführt wurde. Der republikanischen Sache, wo es nur irgendwie anginge und mit Aufbietung aller möglichen Mittel jeglichen Schaden zuzufügen, war der Zweck

der Chouans (Eulenrufer), die jedoch selten in größeren Banden als 100 bis 150 Mann zusammen waren. Alle republikanischen Gensd'armen, Douaniers und Patrouillen wurden überfallen und zusammengehauen; denn dieser Krieg ging nur auf Leben und Tod, und an Pardon geben und nehmen dachte auf beiden Seiten selten Jemand. Jeder Courier wurde erschossen, jeder Postwagen geplündert, jedes republikanische Magazin, wenn irgend möglich, in Brand gesteckt. Auf beiden Seiten fielen sehr viele Menschen bei dieser Art des Kampfes und der republikanischen Sache ward mannigfacher Schaden zugefügt, ein durchgreifender Erfolg für das Königthum konnte aber natürlicher Weise nicht damit erzielt werden.

Ungefähr acht Tage blieb ich bei verschiedenen Bauern auf unserer früheren Herrschaft verborgen, dann ward meine Anwesenheit bekannt und starke Patrouillen von Gensd'armen und Nationalgardisten zogen aus, um mich und meine Gefährten einzufangen. Ein förmliches Treibjagen begann jetzt auf uns und wiederholt waren wir schon ganz eingeschlossen, so daß wir uns fast verloren geben konnten. Durch die Hülfe der treuen Bauern entkamen wir aber fast immer wieder der drohenden Gefahr. Einmal waren wir in einem Walde schon ganz von Gensd'armen

und Nationalgardisten umzingelt und eine Rettung schien unmöglich. Wir hatten uns auch schon alle mit dem Gedanken, jetzt den Tod zu finden, vertraut gemacht und beschlossen, unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Glücklicher Weise gelang es Einem von uns, einen Gensd'armen, der sich mit einem Briefe verirrt hatte, aufzulauern und zu tödten. Einer meiner Leute, der früher einige Jahre bei der Cavallerie gedient und sich mit militairischen Gebräuchen vertraut gemacht hatte, zog nun die Uniformstücke des Getödteten an, setzte sich auf dessen Pferd und stellte so in der That einen ganz stattlichen Gensd'armen vor. So verkleidet mußte er nach einem Posten von ungefähr 30 Nationalgardisten reiten und diesen die Ordre bringen, sich auf einer anderen Stelle aufzustellen, da es durch Spione verrathen sei, daß wir dort den Durchbruch versuchen wollten. Zwar wagte der verkleidete Gensd'arm hierbei sein Leben, denn hätte man ihn erkannt, so wäre er ohne Weiteres zusammengehauen worden, doch glückte — Dank sei es der militairischen Unerfahrenheit der Nationalgardisten, unsere Kriegslist. Der Posten zog ab, wir benutzten die Lücke, schlüpften glücklich durch und waren für diesmal wenigstens wieder gerettet. Einen armen Teufel von Nationalgardisten, der den Auf-

bruch seiner Kameraden verschlafen hatte, nahmen wir bei dieser Gelegenheit gefangen. Meine Bauern wollten schon kurzen Proceß mit ihm machen und durch einen Messerstoß sein Leben enden; der arme Kerl machte aber ein so klägliches Gesicht und wimmerte in seiner Todesfurcht so sehr, daß er mich jammerte und ich befahl, ihm das Leben zu lassen. Er ward an Händen und Füßen gebunden, ein Knebel ihm in den Mund gesteckt und so ließen wir ihn im Holze liegen und setzten unsere weitere Flucht eiligst fort. Vorher sagten wir diesem Gefangenen aber noch, er möge seinen Kameraden bestellen, daß sie sehr dumme Soldaten wären, die vom Kriegswesen nichts verständen, denn sonst hätten sie sich nicht von uns durch eine so grobe Kriegslist übertölpeln lassen.

Einige Stunden später wurden wir auf's Neue verfolgt und die Kugeln unserer Verfolger pfiffen uns schon um die Ohren. Einer meiner Leute, ein hübscher frischer Bretagner Bursche, der schon während des ganzen Krieges um mich gewesen war und mir stets große Anhänglichkeit erwiesen hatte, erhielt jetzt eine Kugel im Fuße, die ihn am ferneren Laufen verhinderte. Der arme Bursche bat dringend, ihn nicht im Stich zu lassen, sondern mit fortzuschleppen. Mein Pierre und ich versuchten das Äußerste und schlepp-

ten den Verwundeten auf unseren Armen noch eine ganze Strecke weit fort. Es ging nicht länger, unsere Verfolger, gewiß ein Dutzend Kerle, kamen uns jetzt schon so nahe, daß wir unsere Last, die ein schnelles Laufen verhinderte, ablegen mußten, wenn wir nicht in den nächsten Minuten selbst eingeholt und getödtet sein wollten. Wir liefen nun, nachdem dies geschehen war, mit äußerster Schnelligkeit fort, konnten aber im Umdrehen noch sehen, daß die Republikaner unserem armen Kameraden sogleich den Kopf abhieben und solchen triumphirend auf ein Bajonnet steckten. —

In der letzten Hälfte des Octobers kam ich mit meinen Bauern wieder zu unserer großen Armee in der Vendée zurück. Nur zu traurige Nachrichten empfingen mich dort; die Übermacht der Republikaner, die von allen Seiten eindrangen, wurde immer größer, die Schaaren unserer Bauern, von denen Tausende schon im Kampfe gefallen, zu elenden Krüppeln geschossen oder auch als Gefangene von ihren Besiegern getödtet waren, schmolzen dagegen immer mehr zusammen. Bei Tremblaye waren unsere Schaaren von den „Mainzern" geschlagen und der edle Lescure, der sich im Kampfe stets so auszeichnete, dabei auf den Tod verwundet worden, so daß er wenige

Tage später starb. Noch schlimmer aber war das Gefecht bei Chollet für uns abgelaufen. Anfänglich hatten unsere Schaaren schon die Blauen geschlagen und trieben solche in wilder Flucht vor sich her, bis eine starke, gut geführte Reserve von den „Mainzern“ erschien und der Sache sogleich eine andere Wendung gab. Nach gewohnter Art hatten unsere undisciplinirten Schaaren sich bei der Verfolgung der Feinde zu sehr aufgelöst, die festgeschlossenen Colonnen der Mainzer, welche den Österreichern und Preußen gar Manches abgelernt hatten, brachen durch und warfen bald die Reserven zurück. Vergebens war die muthige Aufopferung unserer Führer, es half nichts, unsere Truppen wurden gänzlich geschlagen. An diesem für die Vendée so unheilvollen Tage erhielten auch die Oberanführer Bonchamp und Elbée ihre tödtlichen Wunden, an denen sie bald darauf starben, wie denn überhaupt unverhältnißmäßig viele Edelleute stets blieben. Der wilde Westermann benutzte diesen Sieg, um die Städtchen Chollet und Beaupreau völlig niederzubrennen und 300 Verwundete von uns, die in seine Gewalt fielen, sogleich erschießen zu lassen.

Ich kam gerade zur rechten Zeit an, um Bonchamp die Augen zudrücken zu können. Mit der Ruhe eines frommen Christen, der sich freut, in ein

besseres Jenseits eingehen zu können, starb dieser Ehrenmann, der mir in der ganzen Zeit, die ich unter ihm diente, stets ein zweiter Vater gewesen war. — „Gaston! kämpfe bis zum letzten Hauch des Lebens fort gegen diese Republikaner, und welches Schicksal Dir auch wird, bleibe stets Deinen legitimen Herrschern getreu", dies waren die letzten Worte, welche Bonchamp an mich richtete. Wenige Augenblicke darauf war er eine Leiche.

An demselben Tage empfing ich auch die Nachricht, daß Ihre Majestät die Königin Marie Antoinette ihr Leben auf dem Schaffot geendet hatte. Meine schöne und junge Cousine Gabriele folgte ihrer Königlichen Herrin wenige Tage später auch auf das Blutgerüst nach.

Der unsägliche Schmerz, der mich in den letzten Jahren getroffen, ließ mein Herz schon so erstarren, daß alle diese neuen Trauerkunden nicht mehr so tiefe Wunden schlagen konnten, wie sonst entschieden der Fall gewesen wäre. Nach dem, was ich schon erlitten, konnte nichts mich mehr erschüttern, nichts meinen Augen mehr eine Thräne entlocken. Wahrlich, es hätte der Worte Bonchamp's nicht mehr bedurft, um mich mein ganzes Leben hindurch zu einem unerschütterlich festen Kämpfer gegen die Republik und de-

ren Erben zu stählen. — Prahlend verkündete der Convent in Paris: „Der schändliche Aufstand in der Bocage sei besiegt, die verruchten Räuberbanden, welche es gewagt, sich dem mächtigen Willen der einen und untheilbaren Französischen Republik zu widersetzen, wären vernichtet und ihre Mitglieder der verdienten Strafe nicht entgangen.“ Mobile Colonnen der republikanischen Truppen, die sich selbst den passenden Namen „Höllische Schaaren“ gaben, durchzogen die unterworfenen Landstriche und plünderten, sengten und mordeten so recht nach Herzenslust. In Nantes verurtheilte das Revolutionstribunal so viele zu Tode, daß die Guillotine die Zahl ihrer Opfer nicht mehr überwältigen konnte, und man daher zu einem massenhaften Ersäufen in der Loire schreiten mußte, weil dies schneller ging. An **170** Frauen und Mädchen aus der Vendée, Bäuerinnen und Edelfräulein, alle bunt durch einander, sind in einer einzigen Woche in Nantes gewaltsam in der Loire ersäuft worden. Man rechnet überhaupt, daß in Nantes allein an **7000** Gefangene wegen ihrer legitimistischen Gesinnung hingerichtet wurden; in der ganzen Vendée aber einige **30,000** Menschen, ungerechnet diejenigen, welche mit den Waffen in der Hand den Soldatentod fanden.

Unser Kampfesmuth konnte hierdurch natürlich nicht gebeugt werden und wenn auch die Hoffnungen auf Sieg immer geringer wurden, so beschlossen wir doch, den Krieg, so lange dies nur irgendwie angehen wollte, fortzusetzen.

Da fast alle unsere höheren Anführer gefallen waren, so wurde Larochejacquelin zum Ober-Commandanten gewählt. Obgleich er noch seinen verwundeten Arm in der Binde trug, so nahm er diesen eben so schwierigen wie undankbaren Posten doch an, und behielt ihn bei, bis auch ihn der Heldentod traf.

Wir hatten uns jetzt mit ungefähr 6- bis 8000 Mann auf das rechte Loire-Ufer in die Betragne geworfen, da wir uns augenblicklich am linken Ufer dieses Flusses nicht mehr halten konnten. Bei Chateau-Gontier kam ich zum ersten Mal wieder so recht in das Gefecht. Wenn wir jetzt auch nur sehr wenige Leute mehr hatten, so waren diese dafür desto auserlesener, denn die Schwachen und Weichherzigen, die nur dem großen Haufen nachzulaufen pflegten, waren am linken Loire-Ufer zurückgeblieben. Jeder von unseren Leuten focht jetzt mit dem Strick um den Hals, das wußte er und handelte auch darnach. Der neunmonatliche Krieg, den wir jetzt ununterbrochen geführt, hatte allmählich sowohl uns Officieren, wie auch den

Bauern größere Kriegsgewandtheit und besonders auch eine vermehrte Disciplin beigebracht.

Wir griffen mit großem Eifer an und es glückte uns gleich anfänglich, den Blauen einige Kanonen mit Bespannung und Munitionskasten abzunehmen. Es war dies ein großer Gewinn für uns, da wir seit dem Übergang über die Loire alle unsere Geschütze hatten zurücklassen müssen. Stofflet, der sich nebst Larochejacquelin bei dem Gefechte besonders auszeichnete, gab mir den Befehl, mit diesen Geschützen gegen den Feind zu feuern. Ich weiß nicht wie er dazu kam, mir artilleristische Kenntnisse, die ich nicht im Mindesten besaß, zuzutrauen, doch war in dem Augenblick keine Zeit zu widersprechen, sondern nur schleunigst zu gehorchen und so wurde ich denn gleichzeitig Artillerie-Officier.

Die Bespannung der Geschütze wurde noch von republikanischen Kanonieren geführt und diese erhielten Befehl, auch jetzt mit uns vorzugehen. Einer dieser Leute, ein rechtes Jakobinergesicht, fuhr, wie ich deutlich merkte, absichtlich schlecht und suchte sein Geschütz in einen Graben umzuwerfen, um es so unschädlich zu machen. Schon um den übrigen republikanischen Fahrern ein warnendes Beispiel zu geben, war hier eine augenblickliche Strenge nöthig. Ich zog daher

eine Pistole aus dem Gürtel und schoß den Kerl durch den Kopf, so daß er sogleich todt aus dem Sattel stürzte. „So gebe ich Fahrunterricht, hütet Euch, daß Ihr ihn nicht auch nothwendig habt!“ rief ich den anderen republikanischen Fahrern zu. Von diesem Augenblick an fuhren die Kerle ganz vortrefflich. — Trotz der sehr mangelhaften Bedienung, die wir ungeübten Artilleristen den Kanonen zu geben vermochten, leisteten diese doch gute Dienste und trugen viel zum Gewinn des Gefechts mit bei.

Leider wurde uns Royrand bei dieser Gelegenheit erschossen. Wir schlugen an diesem Tage die Republikaner vollständig und erstürmten sogar das Städtchen Chateau-Gontier, wo wir gute Beute besonders an Waffen und Munition machten, die uns äußerst nothwendig war. Wir konnten überhaupt jetzt nur noch mit erbeutetem republikanischen Pulver schießen, da wir weder Pulvermühlen noch Arsenale besaßen. Mitunter brachten die Schmuggler uns kleine Vorräthe von Englischem Pulver, doch reichten solche nicht lange aus.

Ich selbst hatte an diesem Tage den großen Schmerz, daß der treue Pierre, mein unzertrennlicher Gefährte in so vielen bösen Tagen, der mir wiederholt schon das Leben gerettet hatte, von einer

feindlichen Kanonenkugel, unmittelbar neben mir, in Stücke zerrissen wurde. Es war dies der härteste Verlust, der mich jetzt noch hatte treffen können.

Als ich **1815** wieder in diese Gegend kam, ließ ich dem treuen Diener, der mir oft ein wahrer Freund war, auf dem Kirchhofe von Chateau=Gontier ein Monument setzen und gab, so weit meine Mittel dazu reichten, seiner einzigen noch am Leben gebliebenen Schwester eine jährliche Pension bis an ihr Lebensende.

Zehntes Capitel.

Durchschwimmung der Loire. Zerstreuung der legitimistischen Armee. Verfolgung. Überfall eines republikanischen Wachtpostens. Wiedervereinigung mit Larochejacquelin. Gefährliche Kämpfe während des Winters 1793—94. Tod Larochejacquelin's. Fortsetzung der Kämpfe unter Stofflet. Die Chouanerie in der Bretagne. Verbindung mit Englischen Schmugglern. Fortgesetzte Kämpfe mit den Republikanern. Lebensgefährliche Verwundung und gefährliche Flucht nach England im October 1794.

Hatten wir für den Augenblick auch wieder einen Sieg erkämpft und uns somit etwas Luft gemacht, so war doch sonst unsere Lage eine sehr verzweifelte, ja wurde es von Woche zu Woche immer mehr. Dazu kam eine bedauerliche Uneinigkeit zwischen unseren Anführern, die sich nicht recht über die nächsten Pläne einigen konnten. Einige wollten, daß wir den Krieg

auf dem rechten Loire-Ufer fortsetzen sollten, während Andere hingegen dafür stimmten, wieder auf das linke Ufer in die eigentliche Bocage zurückzugehen. Hätte ich eine entscheidende Stimme im Kriegsrathe gehabt, so wäre unbedingt sogleich letzteres geschehen. Wäre doch nur der Graf von Provence bei uns gewesen, sein persönliches Ansehen hätte der ganzen Sache entschieden eine ungleich günstigere Wendung gegeben. Wir bauten jetzt auch sehr auf Englischen Beistand, der uns zwar wiederholt versprochen, leider aber niemals geleistet wurde. An schönen Worten fehlte es zwar nicht, desto mehr aber an recht wirksamen Thaten. Ich bin noch jetzt überzeugt, hätte eine Englische Flotte die Häfen der Bretagne eingenommen, was ihr leicht gewesen wäre, denn die Marine der Französischen Republik befand sich damals in der traurigsten Verfassung und wäre eine Englische Hülfsschaar von nur 20,000 Mann gelandet, die Wiedereinnahme von Paris wäre uns gelungen und so später zwanzigjähriges Blutvergießen vermieden worden. Freilich hätte dann auch ein Königlicher Prinz, wo möglich der Graf von Provence, sich an die Spitze der Vendéer stellen müssen. Gott in seiner unerforschlichen Weisheit wollte dies aber nicht. — Wir machten jetzt wiederholt größere Expeditionen in die Bretagne und

kamen fast bis nach Caen, den für mich durch traurige Erinnerungen so furchtbaren Ort. Bei einem dieser Streifzüge fiel auch der Gensd'arm, der mich damals auf meinem Transport nach Paris begleitet hatte, in unsere Hände. Meine Bauern wollten ihn schon zusammenhauen, allein ich erinnerte mich, daß dieser Mann mich damals menschlich behandelt hatte und so verhinderte ich solche That. Transportiren konnten wir den Gefangenen nicht und so ließen wir ihn laufen, worüber einige Bauern freilich sehr unwillig waren, sich aber doch meiner Autorität fügten. — Auch Stofflet, dem man es hinterbracht hatte und zwar mit der Vergrößerung, daß ich nicht einen sondern zehn Gensd'armen habe laufen lassen, machte mir in seiner groben, rohen Weise heftige Vorwürfe darüber. Schon wollte der Zorn in mir auflodern, doch bedachte ich die vielen, ungemein wichtigen Dienste, die Stofflet dem Vendéekriege schon geleistet hatte und noch fortwährend leistete, und so beherrschte ich mich und schwieg. Wenn der Dienst es nicht unumgänglich mit sich brachte, vermied ich jede nähere Berührung mit Stofflet, schloß mich aber immer näher an Larochejacquelin an, dessen edlen und wahrhaft ritterlichen Charakter ich immer höher schätzen lernte.

Ein sehr blutiges Handgemenge hatten wir während einer Nacht im Orte Dol. Der Mangel an Einheit und Disciplin in unseren Schaaren zeigte sich bei dieser, wie überhaupt bei jeder Gelegenheit, wieder recht hindernd und es war ein wildes Hin- und Hergewoge ohne den geringsten Plan. Die 60 bis 70 Mann starke Schaar, die ich führte, hatte sich bald ganz verschossen, Munition war nicht zu bekommen und so hieben wir denn mit unseren Handwaffen ein. Mein langes Ritterschwert, welches nebst meinem Pferde während des schon erwähnten Streifzuges nach unserer Stammherrschaft, in Verwahrung von Larochejacquelin gewesen war, fand hier reichliche Arbeit. Wir drangen zuerst vor, wurden wieder zurückgeworfen, stürmten auf's Neue planlos vor, flohen dann abermals und so ging es hin und her. Dabei vermehrten die vielen Bauernweiber, die uns seit dem Übergang über die Loire aus der Vendée gefolgt waren, noch mehr die Verwirrung; kurz es war ein gräulicher Kampf die ganze Nacht hindurch und viele Menschen fanden nutzlos ihren Tod dabei.

Am Morgen brachte Larochejacquelin, der mit dem Arm in der Binde, wieder 18 Stunden ununterbrochen im Sattel gesessen hatte, mehr Ordnung in dies Gewirr. Auch der Prinz Talmont, der jetzt

unsere Reiterei befehligte, focht wie immer mit dem größten Muthe und zeigte sich des hohen Geschlechts der La Trémouille werth. Wir drangen wieder lebhaft vor, wobei einige Priester mit den hochgeschwungenen Crucifixen in den Händen unsere Leute begleiteten und fortwährend zum muthigen Kampfe für die bedrohte Kirche aufmunterten. Einer von diesen braven Priestern, ein alter Carmelitermönch, wurde bei dieser Gelegenheit von einer feindlichen Kugel durch das Herz geschossen. Zufällig fiel er so, daß das Crucifix förmlich auf seinen todten Körper zu liegen kam und so den schönsten Leichenschmuck, der ihm nur zu Theil werden konnte, bildete.

So hatten wir in diesem Gefecht zwar abermals die Republikaner auf einige Meilen zurückgedrängt, weiter war aber dabei für unsere Sache wieder nichts gewonnen worden. Es fing immer mehr an, schlechter um unseren ganzen Kampf zu stehen, dies konnte kein Einsichtiger sich länger verhehlen.

Am anderen Tage drangen die Republikaner, die unsere große Minderzahl und unseren geringen Vorrath an Munition erfahren hatten, abermals vor. Alle unsere Leute kämpften diesmal mit dem Muthe der Verzweiflung und so gelang es uns, den wiederholten Angriff der Feinde gänzlich zurückzuweisen. Mich

traf an diesem Tage eine feindliche Kugel gerade vor die Brust, glücklicher Weise aber auf den großen Ebenholzknopf des Rosenkranzes, den ich unter meinem dicken Wollenmantel, wie solchen die Bretagner Hirten trugen, herabhängen hatte. Die Kugel, so schon matt, verwundete mich auf diese Weise gar nicht.

Wir rückten nun weiter vor, um wo möglich das von den Republikanern stark besetzte und befestigte Angers einzunehmen. Daß uns dies mit unseren ungeordneten Schaaren, die eigentlich nur für den kleinen Krieg in Feld und Wald recht zu gebrauchen waren, nicht gelingen würde, war leicht vorauszusehen. Wir feuerten mit unseren schlechten und dazu auch sehr mangelhaft bedienten Kanonen mehrere Stunden vergeblich gegen die Mauern von Angers, ohne daß es uns gelingen wollte, eine bedeutende Bresche zu machen. Wir Officiere versuchten, die Mauer an einer niedrigen Seite zu erklettern, allein auch dies wollte uns nicht gelingen und acht bis neun verloren bei diesem Versuche ihr Leben.

Als wir unverrichteter Sache von Angers zurückkamen, standen die Sachen schlechter wie je für uns. Wir wußten nicht, wohin wir uns wenden sollten und viele Bauern, denen es ungewohnt war, so lange von ihrer Heimath fortzubleiben, verloren das Ver-

trauen und liefen weg. In Anjou und Poitou, aus welchen Gegenden wir noch immer die meisten Leute hatten, war eine Amnestie für alle insurgirten Bauern, welche die Waffen ablieferten und reumüthig unter den Schutz der Republik zurückkehrten, proclamirt worden. Manche Bauern waren leichtgläubig genug, diesem Versprechen zu trauen und hinzulaufen. Nur zu Viele von ihnen hatten bald Gelegenheit, dies Vertrauen bitter zu bereuen, denn trotz der erlassenen Amnestie wurden Hunderte noch guillotinirt, erschossen oder ersäuft.

So schmolz denn unsere kleine Armee von jetzt an fast alltäglich immer mehr zusammen und auf einen legitimistischen Kämpfer konnte man mindestens zehn republikanische rechnen. Gleich dem Edelwilde wurden wir jetzt von allen Seiten immer enger und enger von der Meute der grimmigen Hunde, die nach unserem Blute dürstete, umstellt. Ich hatte mich jetzt immer näher an Larochejacquelin angeschlossen und faßte den Plan, jegliches Schicksal mit ihm zu theilen. Bei Mans brachen wir durch die uns umzingelnden Haufen der Blauen wieder durch. Es galt hier einen schweren Kampf, denn die feindliche Übermacht war groß. Doch Gott der Herr verlieh uns durch seine Gnade diesmal noch ein glückliches Gelingen.

Wir hieben furchtbar drein, denn die Verzweiflung kämpfte mit uns und es war ein heißes Ringen und Kämpfen. Die Stadt Mans selbst, in deren Straßen ein stundenlanger Kampf statt fand, vermochten wir zwar nicht zu behaupten, doch sicherten wir uns wenigstens einen freien Rückzug. Leider hatten wir einen ganzen Troß von Weibern, Kindern und Verwundeten bei uns, die alle aus der Vendée vor den republikanischen Würgern geflüchtet waren und jetzt unsere Bewegungen nicht wenig erschwerten. Und doch gebot die heilige Pflicht der Menschlichkeit, diese Unglücklichen bis zum letzten Augenblick, so gut wir dies vermochten, zu beschützen.

Auf dem rechten Ufer der Loire konnten wir uns mit unseren schwachen Schaaren nicht mehr halten, dies wurde uns von Stunde zu Stunde immer klarer und so versuchten wir wieder auf das linke Ufer zurückzukommen. Mitte December langten wir wieder bei diesem schönen Fluß, dessen klare Wellen jetzt so oft von dem Blute von Hunderten und abermals Hunderten von Ermordeten, die für ihren legitimen Herrscher starben, geröthet wurden, an.

Da ich wie eine Ente schwimmen konnte, so schwamm ich in nächtlicher Dunkelheit zuerst über den Fluß, um das jenseitige Ufer so weit zu recognosciren, ob wir

einen Übergang wagen könnten. Das Wasser war eisig kalt und nahm mir fast den Athem, doch galt hier keine Verweichlichung und ich schwamm rüstig fort. Meine Kleider hatte ich in einem kleinen Päckchen mir auf den Rücken gebunden.

Auf dem linken Loire-Ufer angelangt, zitterte ich so vor Frost, daß ich nur mit Mühe meine Kleider, die ebenfalls sehr naß geworden waren, anziehen konnte. Ich lief nun eiligst querfeldein, und so kam mein erstarrtes Blut allmählig wieder etwas in Wallung. Ein einsames Häuschen lag vor mir und obgleich ich nicht wußte, ob dasselbe nicht von den Blauen besetzt war, ging ich doch darauf zu. Nach vielem Pochen gelang es mir, eine alte schlafende Frau, die einzige Bewohnerin dieser Hütte, zu erwecken. Sie war gut gesinnt und obgleich Todesstrafe auf die Beherbergung eines legitimistischen Führers gesetzt war, zündete sie doch ein kleines Heerdfeuer an, um mich zu erwärmen. Etwas warme Ziegenmilch und grobes Brod, die einzigen Lebensmittel hier in dieser Hütte, stellten meine Kräfte wieder her und da inzwischen der Morgen angebrochen war, konnte ich meine gefährliche Recognoscirung weiter fortsetzen. Vorher kniete ich mit der alten Frau vor einem kleinen, arg verräucherten Crucifix nieder, um mich durch ein Gebet zu

meinem ferneren Unternehmen zu stärken. — Ich patrouillirte die ganze Gegend ab und erfuhr, daß größere oder kleinere Patrouillen der Blauen häufig umherstreiften, stärkere Corps derselben aber augenblicklich nicht in der Nähe ständen. Der Übergang konnte also gewagt werden, und ich eilte mit dieser frohen Überzeugung an den Fluß zurück, um ihn abermals zu durchschwimmen. Zwar war das Wasser noch sehr kalt, aber doch nicht mehr so erstarrend, als in der Nacht und es ließ sich jetzt leichter schwimmen. Am anderen Ufer fand ich einen Theil unserer Schaaren, die sehnsüchtig meiner Ankunft harrten und mich gleich einem Rettungsengel begrüßten. Obgleich ich nur ein nasses Hemd auf dem Leibe hatte und von Wasser triefte, so umringten mich doch auch mehrere vornehme Damen, die noch bei uns waren, um sogleich Nachricht wegen der Möglichkeit des Überganges über die Loire zu erhalten. Die Zeit, in der wir lebten, war so schrecklich, daß gar manche Rücksichten, die man früher gewiß nicht verletzt hätte, jetzt nothgedrungen wegfallen mußten. Wie oft waren wir gezwungen, mit den vornehmsten Damen auf einem Heuboden, eng zusammengepreßt, auf einige Stunden die so lang entbehrte Ruhe zu suchen. Um irgendwie frivole Gedanken zu bekommen, war unsere Lage zu ernst

und unsere Stimmung zu begeistert. — Wir hatten nur einige kleine Kähne, um den Übergang zu wagen und so zogen wir denn in das Städtchen Arcenis, um dort Flöße zu bauen. Wir waren eben damit fertig und ein großes Floß, auf dem einige hundert Personen über die Loire setzen konnten, lag schon im Wasser, als eine republikanische Schaluppe, die zwei Geschütze am Bord hatte, angefahren kam und Arcenis beschoß. Der Schrecken und die Verwirrung, die jetzt unter unseren Schaaren entstanden, waren unbeschreiblich. Alles löste sich auf und floh in wilder Unordnung auseinander; jeder Zusammenhalt schwand, die Einzelflucht schien Allen das einzige Mittel zu ihrer Rettung zu sein.

Außerdem waren Larochejacquelin und einige andere Führer in einem kleinen Kahn schon auf das linke Ufer gefahren, um dort die Aufstellung der Herübergekommenen zu leiten. Ich hatte mir vorgenommen, mich wenn irgend möglich, nicht von meinem Freunde zu trennen und warf mich nun zum dritten Male in die Loire, um solche unter dem Feuer des feindlichen Kanonenboots zu durchschwimmen. Sechs bis acht Bretagner und Vendéer Bauern folgten hier meinem Beispiele, obgleich an anderen Stellen des Flusses noch Manche das Hinüberschwimmen versuch-

ten und auch theilweise glücklich durchführten. Von meinen Leuten erreichten vier glücklich das jenseitige Ufer, die übrigen ertranken in dem breiten und reißenden Fluß. Die feindlichen Kanonenkugeln schlugen während dieser Schwimmpartie wiederholt dicht neben mir in das Wasser, so daß dies hoch aufspritzte. Auf einer Stelle mußte ich auch eine längere Strecke untertauchen und unter dem Wasser fortschwimmen, um den feindlichen Kugeln weniger ausgesetzt zu sein. — Erfroren und bis auf das Äußerste ermüdet, mußten wir am linken Ufer sogleich die eiligste Flucht ergreifen, da eine republikanische Reiterpatrouille, die durch das Kanonenfeuer herbeigelockt war, Jagd auf uns machte. Wir hatten nicht einmal Gewehre, um uns vertheidigen zu können, sondern nur unsere breiten, scharfen Messer im Gürtel. Glücklicher Weise war ein mit Gebüsch bewachsener Sumpf in der Nähe, in den wir uns flüchten und wohin die Reiter uns nicht nachfolgen konnten. Da an dem kurzen Decembertage die Dunkelheit bald einbrach, so waren wir vor der augenblicklichen Verfolgung gesichert. Die Nacht, die ich in diesem Sumpfe zubrachte, gehört übrigens zu den schrecklichsten meines vielgeprüften Lebens. Drei Mal hatte ich innerhalb 24 Stunden die breite Loire durchschwommen und während dieser ganzen Zeit nichts

genossen, als einen kleinen Topf mit Ziegenmilch und ein Stücklein grobes Brod. Ich war müde bis zum Hinsinken, meine früheren, theilweise schlecht geheilten Wunden schmerzten mich sehr, der Hunger wühlte in meinen Eingeweiden, der schneidende Decemberwind, dem wir schutzlos in unseren ganz durchnäßten Kleidern ausgesetzt waren, machte das Mark fast in meinen Knochen erstarren. Und dabei galt es doch, den Kopf und das Herz nicht zu verlieren, um meinen vier Bauern ein gutes Beispiel zu geben und sie zu ferneren Thaten zu ermuthigen. Auch in dieser Nacht, wie ja so oft noch, habe ich recht wieder an mir selbst erfahren, was ein fester Wille, wenn er unterstützt von einem inbrünstigen Gebet wird, auch dem Körper für eine außerordentliche Kraft zu verleihen vermag. Ich wollte nicht krank und matt werden und wurde es auch nicht, ich wollte, daß meine Füße mich auch fernerhin tragen sollten und sie thaten dies auch. Ohne Feuer, oder irgend welche Nahrung, ohne Flinten und Munition, uns gegen etwaige Angriffe, denen wir stündlich ausgesetzt sein konnten, zu vertheidigen, irrten wir die ganze Nacht und den anderen Vormittag umher. Ein scheußliches Wetter, halb Regen, halb Schneegestöber, war dazu jetzt eingetreten und ein kalter Sturmwind peitschte unsere erstarr-

ten Glieder. Und doch diente das schlechte Wetter, über das wir in unserem menschlichen Unverstand fast gemurrt hätten, nicht wenig dazu, unsere Rettung zu ermöglichen.

Bei unserem Umherirren sahen wir ein Wachthaus, wie es die Republikaner damals fast auf allen Kreuzwegen in Anjou und Poitou errichtet hatten. Einer meiner Leute, ein gewandter und kühner Schleichhändler, kroch auf dem Bauche an dies Haus heran und bemerkte, daß der Posten vor demselben sich wegen des Unwetters in einer Schilderhütte verborgen hatte, die Wachtmannschaft aber theils schliefe, theils Karten spielend, um ein Feuer sitze.

Wir faßten jetzt den Entschluß, diese Wache zu überrumpeln, oder bei dem Versuche das Leben zu lassen. Heimlich kroch der frühere Schleichhändler wieder an den arglosen Posten heran, sprang dann plötzlich auf ihn ein und stieß ihm mit solcher Schnelligkeit und Sicherheit sein langes spitzes Messer durch das Herz, daß er lautlos sogleich todt zu Boden stürzte. In diesem Augenblick sprangen wir Anderen in eiligen Sätzen auf das Wachthaus zu und stürmten ohne Weiteres in die Thüre hinein. Die überraschten Republikaner, 10 Mann stark, konnten sich alle nicht sogleich ihrer Flinten bemächtigen, solche auch

in dem engen Raume nicht gehörig benutzen, da wir Brust an Brust mit ihnen kämpften. Ein wildes Handgemenge, Mann gegen Mann, begann jetzt in dem Innern der Wachthütte. Wir kämpften mit der äußersten Verzweiflung, unsere scharfen Dolchmesser leisteten uns in diesem Gemetzel treffliche Dienste; kurz nach hartnäckigem Ringen, wobei ein Bretagner Bauer so schwer verwundet ward, daß er bald darauf starb, besiegten wir die Republikaner. Vier davon waren unter unseren Messern gefallen, die Übrigen hatten fast Alle Verletzungen davon getragen und baten um Gnade. Meine wüthenden Bauern wollten solche ihnen anfänglich nicht gewähren, allein mich empörte dies beständige Niedermetzeln der wehrlosen Gefangenen und ich schenkte den Kerlen das Leben. Hatte Gott uns doch eben eine so große Gnade erwiesen und so wollte ich als Mensch gegen meine Feinde nicht auch erbarmungslos sein. Die Gefangenen wurden an Händen und Füßen gebunden, bekamen einen Knebel in den Mund und es ward ihnen gesagt, daß sie bei dem geringsten Laut ohne Weiteres zusammengestoßen werden sollten.

Wir fanden in dieser Hütte Brod, Branntwein und Fleisch und genossen diese Speisen mit einem unbeschreiblichen Heißhunger, trockneten auch unsere Klei-

der an dem hellbrennenden Wachtfeuer und erwärmten unsere fast erstarrten Glieder. Obgleich der Aufenthalt in dieser republikanischen Wachthütte für uns im höchsten Grade gefährlich war, da jeden Augenblick eine starke feindliche Colonne hierher kommen konnte, so waren wir doch zu erfroren und ermüdet, um den warmen und behaglichen Platz am Feuer sogleich wieder verlassen zu wollen. Wir hofften, das arge Unwetter würde die feindlichen Patrouillen fern halten und hatten uns hierin auch nicht getäuscht. — Einer von uns wachte stets mit großer Sorgfalt, wir Anderen warfen uns um das Feuer und schliefen den Schlaf der äußersten Ermüdung. Während der Nacht hatte einer der Gefangenen sich zu befreien versucht, war aber von dem Bauer, der gerade Wache hielt, ohne Weiteres niedergestochen worden, ohne daß wir Übrigen davon nur erwachten.

Neu gestärkt, verließen wir am anderen Morgen wieder diese Hütte, um unsere weitere Irrfahrt anzutreten. Wie es nicht anders sein konnte, warteten nur zu viele Bedrängnisse und Beschwerden aller Art auf uns und es gehörte schon ein fester Wille dazu, solche stets zu ertragen. Wiederholt waren wir in der größten Gefahr, von republikanischen Patrouillen gefangen oder was dasselbe war, getödtet zu werden,

doch rettete uns irgend ein glücklicher Umstand immer wieder im letzten Augenblick.

Mein Plan war, mich an Larochejacquelin, der wie ich, ebenfalls in der Bocage umherirren mußte, anzuschließen, denn unter allen Umständen wollte ich mein Schicksal nicht von dem meines Freundes trennen. Nach sechstägiger Irrwanderung traf ich endlich mit Larochejacquelin, der mit acht bis zehn Gefährten in einem ganz einsamen Bauernhofe sich versteckt hielt, zusammen. Er hatte mich schon verloren gegeben, und die freudige Herzlichkeit, mit der er mich empfing, war mir eine schöne Bürgschaft seiner wahren Freundschaft für mich. Wir stürzten einander in die Arme und hielten uns lange umschlungen. Mochte Stofflet, der im selben Zimmer anwesend war, auch bei diesem Freudenausbruch, den er seiner ganzen Natur nach freilich nicht zu würdigen verstand, ein hämisches Gesicht machen, was kümmerte uns dies.

Wir beschlossen, nun den Kampf auf's Neue zu beginnen, und so lange fortzusetzen, bis wir irgend nur Leute, die uns folgen wollten, finden würden. Stofflet, dessen Muth und Thatkraft ich stets die gebührendste Achtung widerfahren lassen muß, schloß sich uns an. In Poitou, und zwar im Kirchspiel Nevy, war nach reiflicher Überlegung für uns der

passendste Ort, wieder eine neue Schaar zu sammeln. Bald hatten wir 60 bis 80 Mann zusammen und konnten hiermit schon eine größere Unternehmung wagen, denn es mußte uns vor Allem daran gelegen sein, Waffen und Munition, woran unsere Bauern großen Mangel litten, zu bekommen. Wir überfielen einige republikanische Posten und Patrouillen, stießen die Soldaten nieder und nahmen ihre Waffen und Patrontaschen fort. Unser Haufe, zu dem bald auch mehrere Versprengte vom rechten Loire=Ufer kamen, vergrößerte sich jetzt alltäglich fast.

Ein großer dichter Buschwald, in dem wir uns geräumige Erdhöhlen gegraben hatten, war unser Hauptquartier und wir führten in der That jetzt ein wahres Räuberleben. Am Tage lagen wir gewöhnlich in unseren Höhlen, Hütten oder einsamen Heuschobern und Meierhöfen versteckt, wobei wir freilich häufig in der allergrößten Gefahr der Entdeckung schwebten. So wie aber die langen Winternächte angebrochen waren, zogen wir mitunter vereint, mitunter aber in verschiedene Haufen getheilt, zu unseren Unternehmungen aus. Kein republikanischer Posten war vor uns sicher, keine noch so starke Patrouille durfte hoffen, ihren Marsch unbelästigt fortzusetzen. Mit lautem Ruf „vive le roi! — hu — hu — hu

— hu!" stürzten wir aus unseren Wäldern auf die Vorübermarschirenden los und schossen oder hieben so viele von ihnen zusammen, als wir nur konnten.

War die Übermacht zu groß, so liefen wir schnell wieder von dannen und zerstreuten uns nach allen Seiten, um unseren Verfolgern das Einholen zu erschweren. Zwar wurden auch uns viele Leute bei diesen nächtlichen Kämpfen getödtet, doch verloren unsere Gegner noch eine ungleich größere Zahl. Ich selbst habe mindestens in dieser ganzen Zeit, die ich jetzt mit Larochejacquelin zubrachte, an 20 Republikaner erschossen, denn auch wir Führer gebrauchten jetzt unsere Büchsen eben so gut, als unsere Soldaten. Konnten wir zwar nicht hoffen, mit diesen nächtlichen Kämpfen große Erfolge zu erzielen, so waren solche für die Partei des legitimen Königthums in Frankreich doch ungleich wichtiger, als es den oberflächlichen Anschein hatte. Die republikanischen Truppen, die in der Vendée standen, wurden durch diesen von uns mit standhafter Beharrlichkeit fortgesetzten Krieg auf das Äußerste ermüdet. Sie waren unaufhörlich zur strengsten Wachsamkeit genöthigt, wie die republikanische Zügellosigkeit solche sonst gar nicht liebte und wurden stets und bei jeder Gelegenheit beunruhigt und überfallen. Glänzende Siege, über welche

sich pomphafte Bulletins für die Zeitungen schreiben ließen, waren über uns nicht mehr zu erfechten, denn dazu zeigten sich unsere Schaaren zu schwach und flüchtig, während wir hingegen durch diese steten Neckereien unseren Gegnern vielfache Verluste zufügten. So war dieser Krieg in der Vendée jetzt für alle republikanischen Truppen, die ihn führen mußten, ein Gegenstand der Verwünschung geworden, und trug nicht wenig dazu bei, diese ganze republikanische Wirthschaft in Frankreich verhaßt zu machen. Von den Nationalgardisten anderer Provinzen, die gegen uns kämpften, waren schon Hunderte desertirt, da sie das Leben hier, wo sie keine Nacht fast Ruhe hatten, auf die Länge nicht ertragen wollten und konnten. Ganze Bataillone der Nationalgarde, die man aus den mittäglichen Provinzen in die Vendée schicken wollte, hatten sich geweigert zu marschiren, und auch ihren Willen so weit durchgesetzt, daß sie statt dessen in die Grenzfestungen verlegt wurden. Die besten und bewährtesten Linientruppen wurden von den am Rhein und in Italien kämpfenden Heeren fortgenommen und mußten in der Vendée jetzt fechten, was sie ebenfalls nur mit dem äußersten Unwillen über diesen, für sie ungemein beschwerlichen und gefährlichen und dabei doch ruhmlosen Krieg thaten. So schwächten wir

durch unseren hartnäckigen Widerstand die Macht der Republik gegen ihre auswärtigen Feinde nicht wenig. Hätte Preußen nur nicht diese berüchtigte Baseler Convention geschlossen und die verbündeten Mächte nur überhaupt den Kampf etwas geschickter und energischer geführt und wäre nicht vor allem später ein so eminentes militairisches Genie, wie Napoleon Bonaparte, an die Spitze des republikanischen Heeres getreten, wir hätten unseren Zweck zuletzt doch noch erreicht.

Daß wir selbst bei diesem unstäten Leben in den Buschwäldern, den ganzen Winter hindurch den allergrößten Gefahren und Beschwerden ausgesetzt waren, konnte nicht anders sein. Zwar versorgten uns die braven Bauern häufig mit Gefahr des eigenen Lebens so viel sie konnten mit Lebensmitteln, aber oft wollte dies nicht gelingen und wir litten den größten Mangel. Haferbrei und grobes Brod, und dies mitunter kaum in hinreichender Menge, hat oft Wochen lang meine einzige Nahrung gebildet. Wir Führer und Edelleute hatten in Allem, was Bequemlichkeiten und bessere Lebensmittel anbelangte, natürlich nicht den mindesten Vorzug vor unseren Bauern und es fiel auch Keinem von uns ein, hierauf nur irgendwie einen Anspruch machen zu wollen. Was wir an Fleisch, Wein und anderen besseren Lebensmitteln hatten, das

gehörte unseren Verwundeten und Kranken, und blieb dann noch etwas übrig, so wurde es in ganz gleiche Theile vertheilt. Alle diese Entbehrungen theilten einige vornehme Frauen mit uns, die sich hierher zu ihren Männern geflüchtet hatten, um der Guillotine zu entgehen. Zwei derselben unterlagen den Leiden und starben während des Winters an Erschöpfung; eine edle Dame, Frau v. Langerie, blieb aber die ganze Zeit bei uns. Obgleich bisher im Überfluß erzogen, — sie war früher Hofdame gewesen, lebte sie jetzt in einer elenden Erdhütte und widmete ihre Zeit mit der edelsten Aufopferung unausgesetzt der Pflege der Kranken und Verwundeten. Sie hat viele bittere Thränen des Schmerzes gelindert, manchem Sterbenden seine letzten Stunden erleichtert. Unsere Bauern verehrten sie gleich einer Heiligen.

Gerade am Neujahrstag **1794**, wo wir eine sehr waghalsige Unternehmung ausführten, die aber miß-lang, hatte ich das Unglück, zu fallen und von re-publikanischen Soldaten gefangen zu werden. Daß mein Tod sicher war, wußte ich und bereitete mich in meinem Inneren auch dazu vor. Ich fühlte keinen Schmerz, denn ich konnte ja hoffen, drüben im ewi-gen Leben mit den vielen Theuren, die mir schon vor-angegangen waren, wieder vereint zu werden. Fünf-

zehn Vendéer Bauern, die bei diesem Gefechte, was unglücklich für uns ablief, ebenfalls gefangen waren, wurden zuerst der Reihe nach erschossen. Alle starben mit muthigen Herzen, wie es guten Christen geziemt. Noch im Niederknien, um die Todessalve zu empfangen, riefen viele ihr „vive le roi!“

Ich hatte mein Gebet beendet und warf schon meinen dicken Rock aus Ziegenhaar fort, um mich zum Erschießen bereit zu halten, als plötzlich der Befehl kam, daß ich als Führer nicht jetzt hier im freien Felde, sondern am anderen Morgen öffentlich auf dem Markte von Chatillon erschossen werden sollte. Mir war dieser Aufschub sehr peinlich und ich bat, mich sogleich erschießen zu lassen, was mir aber mit spöttischen und rohen Worten abgeschlagen ward. Man band mich an Händen und Füßen fest zusammen und warf mich dann auf einen leeren Karren, um mich so nach Chatillon zu führen. Mein Kopf lag bei dieser Fahrt auf einer scharfen Kante und da ich mich gar nicht rühren konnte, so litt ich fast unerträgliche Schmerzen. Ich bat einen Soldaten der Escorte, meine Lage doch etwas zu verändern, was ihm ein Leichtes gewesen wäre, allein er schlug mir dies mit rohen Worten ab und meinte, für einen so verfluchten Legitimisten sei meine Lage gut genug. Auch die

anderen 20 bis 30 Kerle, die mich escortirten und zu einem Bataillon Pariser Nationalgarden gehörten, lachten über meine Bitte und verhöhnten mich auf jede Weise. Der Eine von ihnen entdeckte, daß ich einen großen goldenen Ohrring im rechten Ohr trug, was eine alte Familiensitte in unserer Familie war, und riß ihn mir sogleich aus, wobei mein Ohrläppchen stark verletzt wurde. Auch der Rosenkranz, der vorne über meine Brust hing, wie dies fast bei allen unseren Vendéekämpfern der Fall war, wurde mir abgerissen und der entwürdigendste Spott damit getrieben. Ich schämte mich, über meinen Schmerz geklagt und an diese Menschen nur eine Bitte verschwendet zu haben, schloß meine Augen und suchte im leisen, inbrünstigen Gebet Stärkung und Linderung.

Wohl an zwei Stunden mochte ich so gefahren worden sein, obgleich mir die Zeit unerträglich lang wurde, als wir in einen engen, auf beiden Seiten mit Büschen bewachsenen Hohlweg einlenkten, wie solche in der Bocage so häufig sind. Plötzlich schlug der mir unendlich wohlklingende Ruf „vive le roi! — hu — hu — hu — hu" von beiden Seiten des Weges an meine Ohren und die scharfen Büchsenschüsse knallten dazwischen. Das war denn eine freudige Überraschung und dabei mußte ich selbst festgebunden hier

auf dem Karren liegen und konnte nicht an dem Kampfe, der zu meiner Befreiung geführt wurde, Antheil nehmen. Bald erkannte ich auch die hellklingende, begeisterte Stimme meines Freundes Larochejacquelin, der die Seinen ordnete und leitete. Seiner Tapferkeit gelang es bald, die republikanischen Nationalgardisten, die mich bewachten, zu tödten oder in die Flucht zu schlagen. Jubelnd sprang er an den Karren, sein scharfes Waidmesser, noch roth von dem Blute der so eben damit getödteten Feinde, zerschnitt die Bande, welche mich fesselten, er riß mich empor und drückte mich an sein treues Freundesherz. Das war doch noch wieder ein kurzer lichter Augenblick in unserem sonst so traurigen Leben!

Larochejacquelin war bei dem unglücklichen Gefecht, in dem ich gefangen wurde, nicht anwesend gewesen. So wie er die Nachricht meiner Gefangennahme erfuhr, raffte er die **10** bis **12** rüstigsten und kühnsten Burschen unter seinen Schaaren zusammen, um wenn irgend möglich mich zu befreien, oder sonst doch meinen Tod zu rächen. Er erfuhr meine Forttransportirung, denn Spione unserer Sache waren überall thätig, und eilte nun mit seinen Leuten dem ihm bekannten Hohlweg zu, um mich hier durch einen plötzlichen Überfall zu befreien. Dank sei es seiner

Kühnheit und Geschicklichkeit, es gelang ihm dies auch vollkommen. Drei Vendéer büßten in diesem Gefechte ihr Leben ein, während acht republikanische Nationalgardisten getödtet wurden. Larochejacquelin hatte trotz seiner Wunde, an der er noch immer sehr litt, allein deren drei getödtet, darunter auch den Kerl, der mir den Ohrring ausgerissen hatte. So erhielt ich dies alte Familienstück wieder und trage es noch am heutigen Tage.

Wir setzten nun diesen kleinen Krieg den ganzen Winter hindurch mit unermüdlicher Ausdauer fort und trotz aller Verluste vergrößerte sich unsere Schaar immer mehr. So konnten wir auch schon wieder bedeutendere Unternehmungen am Tage wagen, die theils glücklich, theils aber auch unglücklich ausfielen. Im Anfang März erlitt unsere Sache den härtesten Verlust, der sie nur treffen konnte, denn Heinrich de la Rochejacquelin wurde in einem kleinen Gefecht, bei dem ich nicht anwesend war, durch den Kopf geschossen, so daß er augenblicklich todt zusammenstürzte. Ich war ja des Schmerzes schon so gewohnt, daß ich ihn kaum noch zu empfinden vermochte, aber dieser neue Schlag traf mich doch tief. Ich habe in meinem ganzen Leben nie wieder einen intimeren Freund gehabt, als diesen edlen Menschen, diesen wahren Rit-

ter sonder Furcht und Tadel. Es war mir nicht einmal mehr vergönnt, die Leiche meines Heinrich's zu sehen, denn unsere Soldaten hatten diese sogleich im Walde verscharrt, aus der wohlbegründeten Furcht, daß sie sonst noch in die Hände der Republikaner fallen würde.

Stofflet übernahm nach Larochejacquelin's Tode den Oberbefehl über unsere Schaaren und führte den kleinen Krieg mit Geschicklichkeit und Kühnheit fort. Wir machten unter ihm noch einige glückliche Unternehmungen und fügten unseren Feinden nicht geringe Verluste zu. Mein ganzes inneres Wesen paßte aber sehr wenig zu dem von Stofflet und wir mochten uns gegenseitig nicht. Einige Wochen blieb ich nun noch in Anjou bei Stofflet, ging aber dann nach Poitou, wo Marigny unterdeß ebenfalls neue Schaaren zusammengebracht hatte. Wir griffen die Blauen wiederholt an und schlugen sie Mitte April in der Nähe des Schlosses Clisson, diesem im Vendéekriege so bekannten Ort, bei dem früher wiederholt schon größere Gefechte statt gefunden hatten. Zwar gehörte ich nicht zu den unbedingten Verehrern Marigny's, denn sein wilder Jähzorn, der ihn alles Übrige vergessen ließ und oft zu den größten Härten hinriß, mißfiel mir, aber dennoch mochte ich lieber

unter ihm wie unter Stofflet dienen. — Es fielen jetzt leider wieder größere Uneinigkeiten zwischen unseren verschiedenen Generalen vor und besonders Marigny mit seinem stolzen Charakter wollte nur befehlen, aber nicht im Mindesten gehorchen. Ja es kam so weit, daß er sich offen den gemeinsamen Anordnungen von Charette und Stofflet widersetzte und in Folge dessen von einem sogenannten Kriegsgericht zu Tode verurtheilt und auch erschossen wurde. Es war diese That im höchsten Grade ungerecht und sie zeigte recht wieder den rohen und gemeinen Charakter von Stofflet. Mir war es rein unmöglich, mit diesem Manne ein anderes Wort, als wie der gemeinsame Dienst dies unumgänglich erforderte, zu reden und zu den größten Opfern, die ich unserem Kampfe gebracht habe, gehört unbedingt meine fernere Unterordnung unter ihn. Seine Befehle, die er gab, waren aber gut und durchdacht und er führte noch längere Zeit den Krieg mit rücksichtsloser Energie fort.

Wir kämpften und kämpften nun noch mehrere Monate unausgesetzt fort, ohne zwar große Resultate zu erlangen, aber doch auch nicht ohne einigen Erfolg. Leider litten die armen Distrikte, in denen unser Kampf hauptsächlich geführt wurde, furchtbar, und es gab in der eigentlichen Bocage ganze Kirchspiele, in denen

kaum noch ein einziger Bauernhof, der von den Blauen nicht niedergebrannt war, gefunden werden konnte.

Mitte Juni ging ich abermals über die Loire und in die Bretagne zurück, um hier die Chouanerie, so lange es angehen wollte, fortzusetzen. Wir hatten Nachrichten aus England erhalten, die uns baldige Hülfe versprachen und so lag es in unserer Absicht, die Meeresküsten in unsere Gewalt zu bekommen, um die Landung eines Englischen Hülfscorps zu ermöglichen. Einige Bauern aus unserer früheren Herrschaft hatten mich in Anjou aufgesucht und gebeten, den Befehl über die Chouans in dortiger Gegend zu übernehmen. Sie hofften, mein Ansehen und Name würden hinreichen, sowohl die Zahl der Chouans zu vermehren, als auch manche Rohheiten und Excesse, die in letzter Zeit unter denselben vorgekommen waren, zu verhindern. Nur die Rücksicht, auf diese Weise für das Princip, dem ich mein ferneres Leben gewidmet hatte, noch mehr wirken zu können, bewog mich, auf diesen Antrag einzugehen.

In einem hart am Meere gelegenen, wilden und zerklüfteten Steinbruch hatte ich jetzt mein Hauptquartier. Es mußte schon Jemand in der Gegend sehr genau Bescheid wissen, um landeinwärts die engen Wege, die allein zu unseren Schlupfwinkeln führten,

aufzufinden. Ohne Verrätherei konnten wir nicht hier überfallen werden; nur wenige Mann vermochten bedeutende feindliche Schaaren auf dem Wege aufzuhalten und so war in dieser Hinsicht unser Schlupfwinkel sehr gut gewählt.

Meine Wohnung hier war eine Hütte, roh aus Felssteinblöcken errichtet und mit Erde gedeckt, mein Lager bildeten einige getrocknete Schaffelle. Seit 13 Monaten hatte ich jetzt kein einziges Mal mehr in einem Bette, sondern immer nur in meinen Kleidern auf der Streu oder einem Haufen Felle oder sehr häufig auch nur auf dem bloßen Erdboden, ja selbst auf dem Schnee geschlafen. An solche Abhärtung war ich jetzt also schon sehr gewöhnt. Lebensmittel fehlten uns hier nicht und wenn wir nichts Anderes hatten, so fischten wir uns im Meere Fische, da wir im Besitz zweier tüchtiger Fischerboote und auch einiger Netze waren. Nur an Getränk litten wir mitunter den empfindlichsten Mangel und da die nächste Quelle mit frischem Wasser fast $\frac{3}{4}$ Stunden von unserer Felsenhöhle entfernt war, so mußten wir uns oft mit trübem Regenwasser, was sich in einzelnen Löchern und Spalten der Felsen gesammelt hatte, begnügen. Meine Mannschaft, die mir zur Verfügung stand, war sehr verschieden. Galt es irgend einen Schlag

gegen die Blauen auszuführen, einen Posten aufzuheben und niederzustoßen, eine Patrouille abzufangen, oder auch nur eine Landung geschmuggelter Waaren in das Innere des Landes zu escortiren, so hatte ich oft 40 bis 50 Leute, meist Bauerburschen und Fischer aus den nächsten Dörfern, unter meinem Befehl, die sich dann, wenn der Schlag geschehen war, wieder zerstreuten, ihre Waffen versteckten und ihren verschiedenen friedlichen Beschäftigungen nachgingen. Für beständig hatte ich nur 8 bis 10 Leute bei mir, die gleichsam die Besatzung meiner Felsenhöhle bildeten. Drei davon waren ehemalige Jäger und Hirten meines Vaters und mir auf Tod und Leben ergeben, die anderen aber wildes liederliches Gesindel, was seit Jahren aus dem Schmugglergeschäft einen Lebensberuf machte. Zu anderen Zeiten hätte ich natürlich jegliche Gemeinschaft mit diesen Kerlen verschmäht, jetzt war mir ihr wilder Muth, ihre Gewandtheit bei nächtlichen Kämpfen und ihre genaue Kenntniß aller Schleichwege und Schlupfwinkel auf viele Meilen weit in der Runde vom größten Nutzen. Es war nicht ganz leicht, dieser wilden Bande gegenüber stets die nöthige Autorität zu behaupten und doch gelang es mir ziemlich gut und Keiner wagte in meiner Gegenwart grobe Excesse oder entschiedene Widersetzlichkeiten

zu begehen. Ich hatte gleich in den ersten Tagen einen früheren Matrosen, der sich meinen Anordnungen nicht fügen wollte, mit meinem flachen Hirschfänger so über den Kopf gehauen, daß er Wochenlang die Spuren des Hiebes an sich trug und dabei erklärt, jede fernere Widersetzlichkeit sogleich durch Pistolenschüsse zu bestrafen. Die Kerle wußten, daß ich entschieden Wort hielt, zugleich aber auch, daß alle Bauern unserer früheren Herrschaft mir unbedingt ergeben waren und niemals gelitten hätten, daß man mir Leides zufügte. So gehorchten sie mir denn willig und wir kamen ziemlich gut durch, obgleich ich einige Kerle unter mir hatte, die Bösewichte waren und mehr aus Lust am Räuberleben, als aus legitimistischer Gesinnung, Chouans geworden waren. Rührend war mir die treue Verehrung, welche alle Bewohner unserer früheren Herrschaft, mit sehr geringen Ausnahmen, mir auch jetzt wieder bei jeder Gelegenheit zeigten. Obgleich ich wirklich ein Leben wie ein Räuberhauptmann führte und ganz in Bauernkleidung ging, ward ich doch stets mit der alten Ehrfurcht von ihnen behandelt und nie anders als mit dem vollen Titel als Marquis angeredet. Die Revolution hatte dies uralte Band der Ergebenheit der Bauern für unsere Familie noch nicht zu lockern vermocht. Eigen-

thümlich war es, daß die Vendéer Chouans bei ihren nächtlichen Angriffen stets „vive le roi! — hu — hu — hu — hu" riefen, die Bretagner aber „vive le roi! — krat — krat — krat!"

Sehr widerlich war mir bei meinem jetzigen Leben der häufige nothgedrungene Verkehr mit der Mannschaft der Englischen Schmugglerboote, die allwöchentlich einigemal bei uns zu landen pflegten. Die Theilnahme derselben war uns unentbehrlich und der ganze Zweck unserer Chouanerie war zugleich auf die Verbindung mit den Engländern gegründet. Sie brachten Pulver, Blei und Waffen, welche von England aus an die legitimistisch gesinnten Bauern geliefert wurden, mitunter aber auch Colonialwaaren, Stoffe und dergleichen Sachen, die wir dann heimlich in das Innere des Landes transportirten, wodurch die Zollcassen der Republik empfindlichen Nachtheil litten. An dem Gewinn, der bei diesen Schmuggler-Unternehmungen abfiel, betheiligte ich mich niemals und nahm auch nur an denselben mit Antheil, wenn wir irgend einen anderen Zweck damit verbanden.

Häufig brachten die Englischen Boote auch legitimistische Emissaire, die wir dann weiter in das Innere des Landes escortirten, nahmen aber auch wieder manche flüchtende Familien, die ihr Vaterland

heimlich verlassen mußten, um der Guillotine zu entgehen, mit zurück. Die enge Verbindung mit diesen Englischen Schmugglern, die größtentheils von den Inseln Jersey und Guernsey kamen, war uns daher dringend nothwendig und der guten Sache wegen, mußte ich häufig manche persönliche Abneigung bekämpfen und freundlich und zuvorkommend gegen diese rohen, verwilderten Kerle sein. Es war mir aber immer ein Gräuel, wenn diese Banden am Lande hausten und in unserem Steinbruche ihr Wesen trieben. Zügellose Bachanalien, bei denen es äußerst roh zuging, wurden dann oft ganze Nächte hindurch gefeiert. Hohe Feuer von Seetang flammten auf und um diese lagerten sich die Kerle, tranken Rum und andere starke, geistige Getränke im Übermaaß und brüllten ihre unfläthigen Lieder, wogegen ich freilich nichts anfangen konnte. In solchen Stunden fiel mir das Peinliche meiner jetzigen Stellung oft recht schwer auf's Herz und es bedurfte meiner ganzen Kraft, um nicht zu verzweifeln. Mein verstorbener Vater hatte niemals geduldet, daß ein Schmuggler auch nur das Gebiet unserer Herrschaft betrat, und sein persönliches Ansehen war in der ganzen Gegend so groß, daß keiner sich diesem Befehle zu widersetzen wagte und jetzt war ich, sein Sohn, selbst ein Anführer dieser Leute. Doch

es geschah ja für die Königliche Sache und nicht um schnöden Gewinn, dies allein konnte mich trösten.

Unter den vielen kleineren und größeren nächtlichen Expeditionen, die ich leitete, war besonders eine von sehr bedeutendem Erfolg. Wir hatten erfahren, daß ein Transport von 10 großen Festungskanonen zugleich mit ansehnlichen Munitionsvorräthen von Paris nach der Festung La Rochelle, zur besseren Armirung derselben, gebracht werden sollte und beschlossen, solchen nun wo möglich aufzuheben. Die Bedeckung dieses Transports bestand aus einer Compagnie Nationalgarde, 60 Marine-Artilleristen und mehreren Douaniers und Gensd'armen, zusammen an 230 bis 240 bewaffnete Männer; dazu noch mehrere republikanische Beamte mit ihren Frauen und Kindern. — Meine verschiedenen Sendboten mußten nun eiligst die ganze Gegend durcheilen, um alle Bauern und Schmuggler, welche irgendwie nur Waffen und Muth, um solche zu führen, hatten, auf die bestimmten Versteckplätze zusammenzubringen. Es glückte mir auf diese Weise an 170 bis 180 Kerle, größtentheils gut bewaffnet und von entschlossenem Muthe beseelt, zusammenzubringen und mit diesen beschloß ich, das Unternehmen zu wagen. Mehr als das Leben konnte uns selbst beim völligen Mißlingen nicht verloren ge-

hen und so befanden wir uns unseren Gegnern gegenüber im entschiedenen Gewinn.

Wir griffen den Transport, der während einer schönen warmen, aber tiefdunklen Augustnacht sich auf freiem Felde gelagert hatte, von zwei Seiten mit großem Ungestüm an. Ein alter Schmuggler, ein wilder Kerl, der wegen Ermordung eines Douaniers früher schon mehrere Jahre im Bagno von Brest gesessen hatte, machte meinen Unteranführer bei diesem Gefecht. Er zeigte vielen Muth und große Geschicklichkeit hierbei, und es war ein Verlust für die Chouans, daß er zuletzt von einem feindlichen Soldaten erschossen wurde. Die von uns überraschten Republikaner vertheidigten sich anfänglich theilweise mit großem Muthe. Besonders die Marine-Artilleristen fochten vortrefflich und wären die Nationalgardisten ihrem Beispiele gefolgt, so hätte unser Überfall sehr wahrscheinlich zurückgeschlagen werden können. Glücklicher Weise gelang es mir, den Commandanten dieses Transports, einen republikanischen Artillerie-Obersten, der sehr brav kämpfte, durch einen Pistolenschuß in die Brust zu tödten, oder doch so schwer zu verwunden, daß er zu Boden stürzte. Dieser Todesfall lähmte ungemein die Energie unserer Feinde und sie wichen allmählich zurück, so daß die Kanonen und Munitions-

Karren in unserer Hände fielen. Wir konnten solche weder forttransportiren, noch auch eigentlich gebrauchen und so beschloß ich, Alles auf das Schleunigste in die Luft zu sprengen. Wir fuhren alle Wagen und Kanonen, die außerdem in Eile bis zum Zerplatzen vollgeladen wurden, möglichst eng zusammen, legten eine Zündlinie an, steckten diese in Brand und liefen nun so schnell uns unsere Füße nur tragen wollten, fort. Es war eine furchtbare Explosion, die Flammen schlugen hoch in den Himmel empor und die Bomben und Kartätschen fuhren nach allen Richtungen krachend und zischend umher. Von meiner Schaar wurden hierdurch noch zwei Mann getödtet und fünf bis sechs mehr oder minder verwundet. Auch ich selbst wäre fast durch eine zerspringende Bombe getödtet worden und entging diesem Schicksal nur dadurch, daß ich mich schleunigst zu Boden warf. Ungefähr zehn von meinen Leuten wurden bei dieser ganzen Unternehmung getödtet und die doppelte Zahl verwundet. Der Schaden, den wir den Republikanern hierdurch zufügten, war sehr bedeutend, und die Kühnheit, mit der wir den Schlag ausgeführt hatten, machte in der ganzen Bretagne großes Aufsehen und ging selbst in die Englischen Zeitungen über. — Es wurden in Folge dessen vermehrte Detachements von

Linientruppen und Gensd'armen auch in die Bretagne gesandt und starke Patrouillen durchkreuzten fortwährend das ganze Land. Wir hatten nun sehr häufig nächtliche Gefechte, bei denen manche meiner Leute getödtet wurden und es ward für uns immer schwieriger und gefährlicher, noch irgendwie ein tüchtiges Unternehmen auszuführen. Manche der Schmuggler, die mehr aus Gewinnsucht wie aus Legitimitätsprincip bisher unter meiner Schaar gewesen waren, verließen mich jetzt, da die Geschäfte immer schlechter zu gehen anfingen und auf pecuniären Gewinn nicht mehr zu rechnen war. Ihre Zahl ward aber durch Freiwillige, die von anderen Seiten mir zuströmten, wieder ersetzt. Unter diesen befand sich auch ein liebenswürdiger junger Edelmann, v. Duchesnier, der, obgleich noch sehr jung, schon den ganzen Vendéekrieg mit großer Auszeichnung mitgemacht hatte und mir persönlich bekannt war. Man hatte ihn gefangen gehabt, und in Nantes schon zur Guillotine verurtheilt, und nur durch sehr glückliche Zufälligkeiten war er gerettet und entflohen und so nach vielen Kreuz- und Querzügen zu mir gekommen. Seine Gegenwart war mir ungemein erwünscht, denn schon lange hatte ich mich nach einem geistig gebildeten, gut erzogenen Menschen, mit dem ich die vielen einsamen Stunden vertraulich

verplaudern konnte, gesehnt. Leider genoß ich seines Umganges nur 14 Tage, dann streckte ihn die Kugel eines republikanischen Soldaten, bei einem nächtlichen Gefecht, an meiner Seite todt darnieder. Schade um diesen muthigen, begabten Jüngling, der kaum neunzehn Jahre alt, jetzt schon ein so frühes Ende für seinen König finden mußte.

Ein sehr heftiges Gefecht hatten wir noch mit einer republikanischen Gensd'armerie- und Douanier-Patrouille, die wohl einige 30 Mann stark sein mochte. Es galt, einen alten Herrn v. Dresnays, der mit seinen beiden Töchtern von 15 und 18 Jahren nach England flüchten wollte und jetzt verfolgt wurde, zu retten. Diese arme Familie hatte schon sehr schwere Schicksalsprüfungen zu ertragen gehabt und irrte nun bereits Wochen lang unter den größten Entbehrungen und Gefahren aller Art umher, vergebens einen Weg zur Flucht suchend. Dresnays, ein sehr würdiger, braver Mann, wenn auch kein Soldat, hatte der Sache seines legitimen Königs wiederholt schon die wichtigsten Dienste geleistet, daher die Jakobinerpartei einen wüthenden Haß auf ihn warf und einen Preis von mehreren tausend Francs auf seinen Kopf setzte. Grund genug, daß alle diese Blauen ihn mit der größten Gier verfolgten, aber auch, daß wir Alles, was

wir nur irgendwie vermochten, aufboten, um ihn zu retten. Den unausgesetzten Drangsalen, welche diese brave Familie in den letzten Monaten erlitten hatte, waren die Gattin Dresnays und das jüngste Töchterlein bereits erlegen und auch er selbst befand sich in einem so schwachen Zustand, daß er nur mit äußerster Mühe noch gehen konnte. Einen wahrhaften Muth und seltene Unerschrockenheit bewiesen aber die beiden Töchter, und besonders die Älteste derselben, ein schönes Mädchen, zeigte sich als große Heldin.

Als ich die Escorte dieser wackeren Familie übernahm, um sie sicher bis in unsere Boote zu geleiten, wurden sie von zwei verschiedenen republikanischen Abtheilungen eifrigst verfolgt. Jede von diesen war nach dem ausgesetzten Geldpreis lüstern und that daher alles Mögliche, solchen zu verdienen. Mein erstes Bestreben mußte nun sein, wenigstens die eine dieser feindlichen Abtheilungen irre zu führen und zu beschäftigen, und so war ich gezwungen, auch meine Leute in zwei verschiedene Schaaren zu vertheilen. Den Befehl über unsere eine Partei erhielt ein alter, in allen Schlichen und Pfiffen wohlerfahrener Schmuggler, während ich selbst 11 tüchtige Kerle, auf die ich unter allen Umständen sicher zählen konnte, bei mir behielt. —

Die Familie war bisher in einem leichten Bauerkarren gefahren, jetzt ging dies aber nicht mehr, da wir sehr schmale Pfade einschlagen mußten, und so ward das Thier ausgespannt und der alte Herr mit der jüngsten Tochter mußten dasselbe besteigen. Die Älteste führte dies kleine aber kräftige Bauernpferd am Zügel. Ich hatte zwar alle mögliche Kriegslisten angewandt, um unsere Verfolger von den Wegen, die wir einschlugen, abzulenken, da ich es schon der Damen wegen nicht gern zu einem Gefechte kommen lassen wollte. Einige Zeit lang war mir dies auch schon geglückt und wir waren dem Meere so nahe, daß wir dessen Rauschen sehr deutlich hören konnten. Nur noch eine kleine halbe Stunde Frist und meine Schützlinge wären gerettet und am Bord unseres Nachen gewesen. Jetzt aber brachen die Feinde, die ein muthiger und in dem kleinen Kriege, den wir nun schon so lange führten, wohlerfahrener Gensd'armerie-Officier Doireau befehligte, aus einer Seitenschlucht hervor.

Der Anblick der Flüchtlinge, die sie in dem Mondenschein, der leider in dieser Nacht die Gegend erhellte, deutlich erkennen konnten, vermehrte noch ihren Eifer und sie erhoben ein wildes Freudengeschrei. — Eine wohlgezielte Salve aus unseren Büchsen, die

mehrere der Gensd'armen zum Kampfe unfähig machte, war sogleich unsere Antwort hierauf. Jetzt gaben auch die Blauen Feuer und einer meiner besten Leute stürzte todt zusammen. Die übrigen Kugeln hatten uns nichts gethan, da wir hinter Bäumen sehr gedeckt waren. Die Rettung der Familie lag mir besonders am Herzen und ich hatte mir fest vorgenommen, solche zu bewirken und wenn wir alle auch dabei zu Grunde gehen sollten. Drei meiner sichersten Büchsenschützen, Kerle, die nie ihr Ziel verfehlten, mußten sich links von uns abschleichen und die Blauen von der Seite angreifen. Dieser doppelte Angriff erschreckte sie einen Augenblick und hielt ihr allzu hitziges Andrängen ab, doch war der Gensd'armerie-Officier Doireau ein zu guter Soldat, als daß er nicht bald wieder zu einem neuen Angriff vorgegangen wäre. Ich selbst zielte stets auf diesen Mann und zwei meiner besten Schützen richteten auch jetzt ihre Büchsen auf ihn, doch schien er gegen unsere Kugeln gefeiet zu sein. Von unseren Schüssen getroffen, stürzten wiederholt Gensd'armen und Douaniers zusammen, Doireau selbst blieb stets unversehrt, während von meinen Chouans auch schon viere gefechtsuntüchtig wurden. Gleich dem muthigsten Soldaten kämpfte das ältere Fräulein Dresnays jetzt unausgesetzt an meiner Seite. Sie hatte

die Büchse und Waidtasche eines erschossenen Chouans ergriffen und feuerte muthig mit darauf los.

Unser Widerstand half uns nichts und ich sah bald ein, daß der arme Dresnays mit seiner jüngeren Tochter in die Gewalt der Blauen fallen würde, während wir, die leichtfüßigen, mit allen Schlupfwinkeln vertrauten, Chouans uns wohl noch gerettet, ja selbst die ältere Tochter mit fortgerissen hätten. In dieser höchsten Noth fiel mir ein verzweifeltes Mittel der möglichen Rettung ein und, unbekümmert um alle etwaigen weiteren Folgen, beschloß ich sogleich, es anzuwenden. Der Boden hier herum war mit hohen Ginsterbüschen bewachsen, die von der langanhaltenden Sommerhitze sehr gedörrt und daher leicht entzündbar waren. Ich streute mein sehr gefülltes Pulverhorn aus, schoß in das Pulver hinein und sogleich stand das Gebüsch in hellen Flammen, die sich mit reißender Schnelle weiter ausdehnten. Vor unseren Feinden waren wir alsbald gerettet, denn ein breiter Flammengürtel trennte uns schon von ihnen, aber wir waren jetzt selbst in der allergrößten Gefahr, von diesem Feuer ebenfalls ergriffen zu werden. Mit Aufbietung aller unserer Kräfte stürzten wir nun im schnellsten Laufe dem Meere zu, wo unsere Böte, die allein uns retten

konnten, lagen. Ich hatte das ältere Fräulein am Arme ergriffen und riß sie mit mir fort, während zwei andere Chouans das Pferd, auf dem der Vater und die jüngste Tochter saßen, durch ihre Messerstiche in die Seite zum schnellsten Lauf anstachelten. Zwei unserer Verwundeten hatten Kraft genug, diesen rasenden Wettlauf mitzumachen, der dritte stürzte zu Boden und war unrettbar verloren. Ein Pistolenschuß knallte sogleich, denn der Unglückliche hatte sich selbst eine Kugel durch den Kopf gejagt, um nicht lebend von den Flammen ergriffen und dann geröstet zu werden. — Unmittelbar hinter unseren Schritten züngelten sich nun die emporflackernden Flammen, die jetzt schon eine ganze weite Strecke mit ihrer feurigen Glut bedeckten. Die leichten Tücher des älteren Fräuleins wurden schon vom Feuer ergriffen und ich riß sie ihr schnell vom Leibe, wobei ich mir meine Hand durch einige Brandwunden verletzte. Unsere einzige Rettung bestand darin, daß der Boden, je näher wir dem Meere selbst kamen, desto feuchter wurde und das Gras und die Ginsterbüsche hier spärlicher wuchsen und somit den Flammen geringere Nahrung gaben. So konnten wir uns denn, obgleich vielfach versengt und von Rauch und Qualm halb erstickt, glücklicher Weise noch retten und das Meer erreichen. Mit welcher

Wonne stürzten wir uns alle bis an die Brust in die kühlen Fluthen des Meeres, obgleich das Salzwasser anfänglich den Schmerz unserer Brandwunden noch vermehrte. Auf solche Geringfügigkeiten achteten wir aber nicht weiter, das frohe Gefühl unserer Rettung überwog für den Augenblick wenigstens alles Andere.

Wir bestiegen nun unsere Nachen, die ungefähr 100 Schritt vom Ufer entfernt, hinter einer Steinklippe lagen. Zwar wollte der geringe Raum in ihnen uns kaum alle fassen und wir mußten uns eng zusammenpressen, um Platz zu finden. Das Pferd mußten wir natürlich zurücklassen und das Thier blieb ruhig bis an die Brust im Wasser stehen und hütete sich, das in Flammen und Rauch gehüllte Ufer sobald wieder zu betreten.

Die Fahrt zu den Englischen Schmugglerbooten, die einige Seemeilen weit im Meere kreuzten, in den überfüllten Booten, war nicht allein beschwerlich sondern selbst gefährlich. Es erhob sich gegen Morgen ein heftiges Gewitter mit Sturm und Regen und da wir nur wenig Bord über Wasser hatten, so schlugen die Wellen so sehr in unsere kleinen Fahrzeuge, daß wir kaum Alles wieder auszuschöpfen vermochten. Wir schwebten also in dieser Nacht in der großen Gefahr,

zuerst erschossen zu werden, alsdann zu verbrennen und nun noch zu ertrinken, doch rettete uns Gott in seiner Allbarmherzigkeit immer wieder von diesen Gefahren. Im Übrigen war das heftige Gewitter mit dem herunterströmenden Regen eine große Wohlthat, denn das von mir angezündete Feuer, was sonst noch in den Wäldern der Umgegend manchen Schaden hätte anrichten können, ward bald dadurch wieder gelöscht. Das Regenwasser, welches wir in unseren Mützen auffingen und begierig tranken, erquickte uns ungemein, da unsere Lippen vor Durst fast ausgetrocknet waren und unsere Magen förmlich brannten. Welch' unnennbare Erquickung wahrhaft Durstigen auch das schmutzigste Wasser gewährt, erfuhren wir alle wieder recht in dieser Nacht.

Der Umstand, daß wir alle bei der Flucht vor den Flammen die Pulverhörner eiligst fortgeworfen hatten und jetzt daher den Englischen Schmugglerbooten die verabredeten fünf Signalschüsse mit unseren Flinten nicht geben konnten, erschwerte uns die Annäherung an dieselben sehr. Endlich wurden wir erkannt, ein Boot kam auf uns zu und ich hatte die große Freude, die unter so schwierigen Verhältnissen gerettete Familie glücklich am Bord desselben abliefern zu können. Solch ein einziger Augenblick mußte

und konnte die vielen langen Tage der Entbehrungen, Unannehmlichkeiten und Gefahren aller Art, die ich erduldete, wieder ersetzen. Meine Leute und ich, wir waren so erschöpft, daß wir am Bord der Schmugglerboote uns erst einige Stunden der Ruhe hingeben mußten, bevor wir in unseren Nachen die Heimfahrt nach unseren Schlupfwinkeln wieder antreten konnten. Wir stärkten uns gehörig mit Speise und Trank, versahen uns mit neuer Munition und fuhren dann am Abend wieder an das Land zurück, um uns in den Steinbrüchen zu verbergen, bis sich aufs Neue eine günstige Gelegenheit darbot, einen neuen Streifzug gegen die verhaßten Republikaner zu unternehmen.

Einige Wochen später erhielt ich durch die Vermittelung der Englischen Schmuggler einen Brief von der geretteten Familie Dresnays's, die ohne weitere Unfälle glücklich in England angelangt war. — Er war mit den lebhaftesten, und wie ich wirklich glaube, auch aufrichtig gemeinten Danksagungen angefüllt. Die ältere Tochter, welche damals so muthig kämpfte, heirathete später in Irland einen vornehmen Lord und lebte sehr glücklich. Im Jahr 1815 weilte sie längere Zeit in Paris und ich verkehrte mitunter mit ihr. Jener Schreckensnacht an der Küste der Bretagne, als wir von den hoch aufzüngelnden

Flammen fast eingeholt waren, erinnerte sie sich noch mit Entsetzen und meinte, mein Entschluß, diese Feuersbrunst herbeizuführen, wäre zwar in seinen Folgen glücklich, aber sonst doch sehr verzweifelt gewesen. Was aus der übrigen Familie geworden ist, entsinne ich mich jetzt nicht mehr genau.

Der Gensd'armerie-Officier Doireau, dem ich durch diese Feuersbrunst seine sicher gehoffte Beute wieder entriß und sammt seinen Leuten zur schleunigsten Flucht zwang, war wüthend gegen mich und schwor mir erbitterte Rache. Er zeichnete sich von nun an noch mehr, wie früher durch seine wilde Rücksichtslosigkeit, mit der er den Krieg gegen uns fortsetzte, aus und ward der gefährlichste Feind, den wir in der ganzen Gegend hatten. Wiederholt war ich schon mit seinen Streifschaaren wieder in mehr oder minder heftige Gefechte, die einen abwechselnden Erfolg hatten, gekommen, allein der Zufall hatte nicht gewollt, daß wir beiden Gegner persönlich uns einander gegenüber standen.

In den letzten Nächten des Septembers, als ich wieder einen Pulvertransport mit meinen Leuten eskortirte, stieß ich auf eine gleich starke Gensd'armerie-Patrouille, die Doireau persönlich befehligte. Es war so dunkel, daß wir nicht aus der Ferne auf ein-

ander zielen konnten, sondern mit den Handwaffen fechten mußten. Beim Blitzen eines Pistolenschusses erkannte Doireau mein Gesicht, rief in wilder Wuth: „Verfluchter Aristokrat, habe ich Dich endlich!“ und schoß mir sogleich eine Pistolenkugel durch den rechten Oberschenkel. Ich taumelte einige Schritte zurück, faßte mich aber gleich und stieß meinem auf mich einspringenden Feinde sogleich den Hirschfänger durch den Leib, daß er zusammenbrach. Einige Zeit hielt ich mich noch aufrecht, dann sank ich ebenfalls vor Schmerz und Blutverlust zusammen. Die Gensd'armen waren durch den Fall ihres Führers etwas außer Fassung gebracht worden und so gelang es meinen Leuten, sie von uns abzuhalten und das Gefecht glücklich für uns zu beendigen.

Mit großer Mühe schleppte man mich nun in unseren Steinbruch zurück, denn meine Wunde war so bedeutend, daß ich meinen Fuß nicht mehr gebrauchen konnte. Die Kugel war durch den Schenkel gegangen und hatte den Hüftknochen verletzt; selbst im glücklichsten Falle bedurfte es einer geraumen Zeit, bis ich wieder genesen sein konnte. Dies sah ich selbst nur zu gut ein. Ein unwissender Dorfchirurgus verband die Wunde so weit, daß ich mich nicht verblutete, weitere Hülfe vermochte er mir nicht zu gewähren.

Bald verfiel ich in ein heftiges Wundfieber, und meine Lage war nun wirklich ungemein schlecht. Ohne Pflege, ohne ärztliche Hülfe, ohne die mindeste Bequemlichkeit irgend einer Art, lag ich in einer Hütte, die kaum vor Wind und Regen den nothdürftigsten Schutz gewährte, auf einem Lager von Schaffellen. Die Blauen hatten in der letzten Zeit so schon angefangen, unseren Zufluchtsort immer mehr auszuspioniren und wir mußten täglich befürchten, daß sie mit großer Übermacht einen Angriff gegen uns unternehmen würden. Wir waren so eng schon umstellt, daß es für unsere Leute, die durch die beständigen Gefechte in letzter Zeit sich sehr verminderten, schwer hielt, am Tage Trinkwasser aus der Quelle zu holen, so daß wir oft schon Wassermangel litten und vom Durst nicht wenig gequält wurden. Das waren denn gar schwere Stunden der härtesten Prüfung, die ich jetzt erdulden mußte; ich kann nicht läugnen, daß mich wiederholt eine völlige Muthlosigkeit überfiel und ich dann nach der Pistole, die neben meinem Lager lag, greifen wollte, um durch einen Schuß in den Mund allen meinen ferneren Leiden ein schnelles Ende zu machen. Dann aber schämte ich mich dieser Verzagtheit und die ernste Gestalt meines verewigten Vaters trat vor meine Seele. Im inbrünstigen Gebet zu

meinem Heiland und Erlöser suchte ich Linderung meiner Schmerzen und fand sie auch. Neue Kraft kam über mich und ich beschloß, als ein wahrer Christ, alle Leiden, die Gott der Herr in seiner Allweisheit über mich verhängen sollte, auch geduldig zu ertragen.

Acht Tage hatte ich so schon gelegen, und wenn auch das Wundfieber mich wieder verließ, so war doch mein verwundeter Fuß so arg geschwollen, daß ich mich ohne die allergrößten Schmerzen nicht einmal auf meinem Lager mehr rühren konnte. Am Abend des 9. Octobers kam ein Schmuggler athemlos zu uns gelaufen und meldete, daß eine starke republikanische Colonne, der ein schändlicher Verräther wahrscheinlich die Schleichwege nach unserem Schlupfwinkel verrathen hatte, im Anmarsch sei. In einer halben Stunde konnten nach seiner Aussage die Feinde schon bei uns angelangt sein. Ohne Weiteres erklärten meine Leute einstimmig, mich unter keinen Umständen verlassen zu wollen und mich in ein Boot zu schaffen, oder bei diesem Unternehmen unterzugehen. Ihre einmüthige Treue war mir jetzt der schönste Lohn für die Sorge, die ich ihnen in gesunden Tagen unausgesetzt gewidmet hatte.

Der einzige Ausweg, der uns blieb, war eine starke Strickleiter, die von dem, an 100 Fuß hohen,

gegen das Meer zu schroff abfallenden Felsen, nach einer kleinen Bucht, in der unsere Nachen versteckt lagen, hinabführte. Um aber die Feinde länger abzuhalten, befahl ich, daß eine Mine, die ich neben dem schmalen Pfade, der in unsere Höhle führte, angelegt hatte, und in der wir unsere Pulvervorräthe verwahrten, im letzten Augenblicke angezündet werden sollte. Mit lobenswerther Ruhe vollführten die sechs Chouans, die ich in dieser gefährlichen Stunde noch bei mir hatte, alle meine Anordnungen, die ich ihnen mit nur schwacher Stimme ertheilte. Ich ließ mein baares Geld, ungefähr **180** Louisd'ors, mir in einer Binde um den Leib befestigen, dann mich in ein Segeltuch hüllen und so an einem starken Tau, an dem wir oft die gelandeten Waarenvorräthe aus den Schmugglerböten in die Höhe gezogen hatten, in den Nachen hinuntergleiten. Unsägliche Schmerzen erlitt ich bei diesem ganzen Verfahren, was in der größten Eile geschehen mußte, an meinem verwundeten und stark geschwollenen Fuße, und ich mußte die Zähne oft ineinander beißen, um nicht laut aufzuschreien. Ich hing gerade noch in der Luft zwischen Himmel und Meer, denn das Hinunterlassen geschah nur langsam, als ein Chouan an den Felsenrand gelaufen kam und mir zurief, daß die Gensd'armen schon ganz in der Nähe unserer Hütte

angekommen wären. „Zündet die Zündlinie zur Mine an!“ schrie ich mit aller Kraft meiner Brust hinauf, es geschah sogleich, — ein mächtiger Donner dröhnte durch die ganze Steinklippe und einzelne losgerissene Felsblöcke sausten bei mir vorüber, in das Meer hinein. Meine braven Leute oben auf dem Felsen ließen aber die Winde, an der ich hing, nicht los, und so kam ich endlich auch wohlbehalten in dem Boote an, wo mich zwei Chouans in Empfang nahmen. Die noch oben Zurückgebliebenen kletterten nun mit der Gewandtheit vielgeübter, kühner Schmuggler, die Strickleiter herunter zu uns, so daß wir alle gerettet waren. Wir hatten noch eine lange und beschwerliche Fahrt von ungefähr 18 Stunden, bis es uns endlich glückte, ein Englisches kleines Schiff von der Insel Jersey zu erreichen, was mich an Bord nahm. Ich war jetzt so elend und schwach, daß ich kaum noch sprechen konnte und nunmehr wirklich selbst glaubte, daß meine letzte Stunde endlich gekommen sei.

Von meinen Gefährten wollte mich nur einer nach der Insel Wight, wohin ich gebracht zu werden wünschte, begleiten. Die anderen fünf stärkten sich am Bord des Englischen Schiffes mit frischer Nahrung und segelten dann an die Französische Küste wieder zurück, um je nach Umständen ihr früheres Schmugg-

ler- und Fischergewerbe weiter fortzusetzen. Der Abschied von diesen zwar rohen und verwilderten, aber tapferen, treuen und gegen mich stets gehorsamen Leuten, that mir sehr wehe. Mein letztes Wort zu ihnen war, stets die Treue für ihren legitimen König in ihrem Herzen zu bewahren und sie versprachen mir auch dies. Sicherlich haben sie es gehalten.

So verließ ich am 10. October 1794, als ein schwer Verwundeter, der sich kaum rühren konnte, zum zweiten Male mein geliebtes Frankreich. War auch der Erfolg der heiligen Sache, für die ich gekämpft hatte, bis jetzt noch leider ein ungünstiger gewesen, so hatte ich doch selbst mit unbedingter Hingebung aller meiner geistigen und körperlichen Kräfte dafür zu wirken gesucht, so lange mir dies irgendwie nur möglich wurde. Dies innere Bewußtsein konnte allein mich fernerhin stärken.

Nach zwei Tagen einer noch sehr beschwerlichen und wegen meiner Wunde für mich schmerzhaften Fahrt kam ich nach der Insel Wight, wo ich die Wiederherstellung von meiner Wunde zu finden hoffte.

(Schluß des ersten Bandes.)

Gedruckt bei C. Krämer in Potsdam.